# Scheinwerfer-leuchten

**Auszüge aus der**
**Unterhaltungsbeilage und Anzeigenteil**

**zur Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ des 9. Jahrgangs 1938-1939.**

Zusammengestellt und herausgegeben
von Matthias Köpke



„Wehe dem Volk, dem die Geschichte nicht Lehrmeisterin sein kann!" Erich Ludendorff

Erich Ludendorff nach einem Gemälde von Eißfeldt

**„Wehe dem Volk, dem die Geschichte nicht Lehrmeisterin sein kann!"**
(Erich Ludendorff)

Erich Ludendorff nach einem Gemälde von Eißfeldt

Diese Schrift dient der geschichtlichen
Forschung und wissenschaftlichen
Dokumentation

Zusammengestellt durch die:

**„Arbeitsgemeinschaft Esausegen 1. Mose 27, 40".**

Matthias Köpke, Eigenverlag 2014, Nordwestuckermark, Germany.

1. Auflage

**Diese vorliegende Schrift und deren Verfasser beanspruchen für sich den Esausegen gemäß 1. Mose (Genesis) 27, 40 und stehen somit unter dem Schutz des Esausegens als oberste gesetzliche Regelung für alle Jahwehgläubigen!**

Nähere Informationen zum Esausegen sind in den Werken: **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger"**, **„Das Buch der Kriege Jahwehs"**, **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland"** und **„Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe"** von Matthias Köpke (Koepke), als E-Book und Freeware unter www.archive.org oder www.scribd.com enthalten! Dasselbe gilt für alle anderen Werke von M. Köpke.



Weitere Bücher von Matthias Köpke, als e-Book im Internet:

1. **„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger"**, 2013.
2. **„Das Buch der Kriege Jahwehs"**, 2013.
3. **„Kampf für Wahlenthaltung** – Ein Mittel zur Vernichtung des Systems? Ein Mittel zur Deutschen Neugestaltung?", 2013.
4. **„Kampfgift Alkohol"**, 2013.
5. **„Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff"**, 2014
6. **„Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland"**, 2014.

# Hinweis des Verlages

(Ausführliches im Buch: „Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“, „Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“ von Matthias Köpke)

Auch in der israelischen Gesellschaft gibt es laut Prof. Israel Shahak*, der einige Jahre Vorsitzender der *Israelischen Liga für Menschenrechte* war, und dem amerikanischen jüdischen Wissenschaftler Norton Mezvinsky** – dem mohammedanischen und christlichen Fundamentalismus vergleichbar – extremistische Bestrebungen, die allen nichtjüdischen Personen und Völkern die Menschenwürde aus religiöser Überzeugung absprechen; sie verletzen die von der Menschenrechtskommission sowie die im Grundgesetz garantierten Grundrechte und die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung. Über extremistische Verhaltensweisen – ganz gleich welchen Ursprungs diese sind – aufzuklären und ihre geistigen Grundlagen sowie ihre politischen Zielsetzungen offenzulegen, ist ein Gebot der rechtsstaatlichen Selbstbehauptung und stellt berechtigte Notwehr dar.

Den **imperialistischen Bestrebungen** des im Mosaismus (Judentum, Christentum, Islam) wurzelnden Extremismus der sogenannten **Jakob-Fraktion**, (vgl. 1. Mose 27, Vers 28-29):

*„So gebe dir Gott* (Jahweh) *vom Tau des Himmels und vom Fett der Erde und Korn und Most in Fülle! Völker sollen dir dienen und Völkerschaften sich vor dir niederbeugen! Sei Herr über deine Brüder, und vor dir sollen sich niederbeugen die Söhne deiner Mutter! Die dir fluchen, seien verflucht, und die dich segnen, seien gesegnet!“*

kann spätestens seit 1948 der im Auftrage des mosaischen Gottes Jahweh den Nichtjuden in der Verkörperung Esaus erteilte Segen entgegengehalten werden (1. Mose 27, Vers 40, Satz 2 der Luther-Bibel, Stuttgart 1902, 19. Auflage):

*„Und es wird geschehen, daß du* ***auch ein Herr*** *und sein* (Jakobs) *Joch von deinem Halse reißen wirst.“*

Nach mosaistischer Sicht wäre eine Behinderung oder gar Verhinderung dieses Hervortretens mit dem Esausegen gleichbedeutend mit einem grundsätzlichen **Bruch des Bundes mit Jahweh**, welche die **Verfluchung und Vernichtung** durch Jahweh nach sich zöge.

Nach dieser Lehre würde jeder Jude oder von Juden abhängige Nichtjude (künstlicher Jude wie z.B. Christen, Freimaurer, Mohammedaner usw.), der diesem Segen zuwider handelt, den **Zorn Jahwehs** auf sich und die jüdische Gesellschaft heraufbeschwören und dadurch die **Vernichtung Groß-Israels** (Jakobs) **durch Jahweh** fördern.***

Letztendlich wird, wie es in der Weissagung des Mosaismus heißt, die allseitige **Einhaltung des Esausegens** – ohne den Juden zu fluchen – zum weltweiten Frieden zwischen Juden (auch künstlichen Juden) und Nichtjuden führen.

***Israel Shahak † (Jerusalem): *„Jüdische Geschichte, jüdische Religion – Der Einfluß von 3000 Jahren“*, 5. Kapitel: *Die Gesetze gegen Nichtjuden*, Seite 139-180, Süderbrarup 1998, Lühe Verlag, Postfach 1249, D-24390 Süderbrarup.**
****Israel Shahak u. Norton Mezvinsky: *„Jewish Fundamentalism in Israel“*, 176 Seiten, London 1999, Pluto Press, 345 Archway Road, London N6 5AA.**
***** Roland Bohlinger: *„Denkschrift auf der Grundlage des geltenden Völkerrechts und des im Alten Testament verkündeten Jakob- und Esausegens“*, veröffentlicht in „Freiheit und Recht“, Viöl im Nov. 2002.**

# Scheinwerfer-leuchten

## UNTERHALTUNGBEILAGE UND ANZEIGENTEIL

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"

8. Jahr (1937=38) und 9. Jahr (1938=39)

Einband: Püttger'sche Buchdruckerei = Buchbinderei, Elmshorn in Holstein

„Scheinwerfer - leuchten“

Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407. — Fernruf: 66 264 und 63 341. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Löhde; für Anzeigen und Bilder: Hannov. Kemnitz, dortselbst; Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. DA. 4. Vj. 37 über 85 800. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig. — **Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.**

**Folge 23** **5. 3. 1938**

# Ludendorffs Kaltblütigkeit

Ein wenig bekanntes Beispiel von des Feldherrn Kaltblütigkeit, die ihn jede persönliche Gefahr verachten ließ, erzählt der Leutnant d. R. Peters in der „Geschichte des Königl. Preußischen Magdeburgischen Pionier = Bataillons Nr. 4 1914/18“ (Verlag Bernhard Sporn, Zeulenroda i. Th.) wie folgt:

„Als sich die Kompanie am 4. August 1914 der belgischen Stadt Visé näherte, bekam sie lebhaftes Feuer und ging links der Straße vor. Während des Gefechtes zeigt Hauptmann Hölscher, der sich neben mir befand, auf die Landstraße, auf der ein höherer deutscher Offizier allein vorging. Hölscher sagte mir, wir müßten uns jetzt 'ranhalten, damit der fremde Offizier nicht etwa früher in die feindliche Stellung käme als wir. Trotz größter Anstrengungen konnten wir es aber infolge der vielen das Gelände durchziehenden Hecken nicht verhindern, daß der fremde Offizier uns zuvorkam. Als wir die den Eingang von Visé sperrende Barrikade erreichten, war er bereits hinüber und empfing uns mit den Worten: „Sie können ruhig kommen, es ist niemand mehr da!“ Dieser Offizier war General Ludendorff!

Wir rückten nun durch den Ort vor bis an die Maas. Die Brücke dort war gesprengt. Mein Zug war hinter einer Ufermauer links der Brücke ausgeschwärmt und erwiderte das feindliche Feuer, das wir aus den jenseits der Maas liegenden Häusern erhielten. Während wir uns nun mit dem etwa 200 Meter entfernt liegenden Gegner herumschossen, standen General Ludendorff und Hauptmann Hölscher neben meinem Zuge. Der General wollte wissen, in welcher Zeit die vor uns liegende Brücke, aus der anscheinend infolge Versagens der Ladungen nur ein Pfeiler herausgesprengt war, wiederhergestellt sein könne. Da er sich wegen des fortwährenden Knallens unserer Gewehre schlecht mit Hauptmann Hölscher verständigen konnte, sagte er plötzlich zu mir: „Lassen Sie mal mit dem Schießen aufhören, man kann ja kein Wort verstehen!“ Ich ließ daher „stopfen“ und meine Leute hinter der Ufermauer volle Deckung nehmen. Wir drei waren allein stehengeblieben und lenkten das feindliche Feuer. das bis dahin durch das unsrige



**Der Feldherr bei einer Truppenbesichtigung im Jahre 1918.**

niedergehalten war, natürlich auf uns. Die Kugeln pfiffen uns bedenklich um die Köpfe; denn wir waren für die Belgier die einzigen sichtbaren Ziele. Um nun den General, der in lebhaftem Gespräch mit Hauptmann Hölscher war, auf die Gefahr, in der er sich befand, aufmerksam zu machen, ohne ihn unterbrechen zu müssen, rief ich einen meiner Pioniere, der sich aufgerichtet hatte und über die Ufermauer sah, so laut wie möglich an, er solle, wie befohlen, in Deckung gehen und sich nicht unnötig aussetzen, denn der Krieg dauere noch länger, und da würde er noch nötig gebraucht. General Ludendorff lachte und unterbrach mich, mir auf die Schulter klopfend, mit den Worten: „Schon gut, ich verstehe schon, lassen Sie weiter feuern."

Ich ließ nun das Feuer wieder aufnehmen, worauf der Gegner bald zum Schweigen gebracht wurde.

## Bekehrung zum „Heiden"

**(Nach einer wahren Begebenheit.) Von Elly Ziese.**

Pastor Oldekop saß nachdenklich an seinem Schreibtisch. Er war zu keiner Arbeit aufgelegt. Immer wieder kreisten seine Gedanken um denselben Punkt. — Wie es wohl sein würde? Wenn er doch dabei sein könnte! Aber das ging nicht. Was würde seine Gemeinde von ihm denken? Er saß und grübelte. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht. Entschlossen stand er auf, nahm eilig seinen Hut vom Riegel — denn ohne den ging's nun mal nicht — und ging schneller, als es sonst seine Gewohnheit war, die Dorfstraße hinab zu Otto Jürgens, seinem altbewährten, treuen Kirchenältesten. Sie hatten eine lange Unterredung miteinander. Beim Abschied wechselten sie einen festen Händedruck, und Otto Jürgens sagte:

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Pastor; ich werde Ihnen alles genau erzählen."

Nun mußte Otto Jürgens immerfort an Dietrich Oltmans denken und wie wohl das Begräbnis sein würde. Er hatte ihn nur vom Ansehen gekannt, diesen tollen Dorfschulmeister, von dem alle Leute redeten. Er war ein „gottloser" Heide gewesen. Das ganze Dorf hatte er angesteckt. Alle waren sie ausgetreten aus der Kirche, und sogar die Kinder wuchsen dort als „Heiden" auf. Es war ja wirklich kein Wunder, daß er versetzt werden sollte in einen größeren Ort; die Leute sagten, da dürfe er kein Deutsch und keine Geschichte mehr unterrichten, sondern nur solche Stunden geben, in denen er kein „Unheil" anrichten könnte. Aber nun war das alles einerlei; denn Dietrich Oltmans war ja „zum Glück" gestorben. Morgen sollte das Begräbnis sein, und Otto Jürgens würde dabei sein und gut aufpassen, damit er Pastor Oldekop alles genau berichten könnte.

Am andern Tage machte Otto Jürgens sich zeitig auf den Weg. Denn der „Deutsche Ahnenhof", wie sie ihren Kirchhof nannten, lag weit draußen zwischen Heide und Wald. Er selbst war noch nicht dort gewesen. aber die Leute kamen von weit her, zu Fuß und zu Pferd; denn schließlich war man doch neugierig. Und das war gewiß: es war noch keiner dort gewesen, der den Ahnenhof nicht schön gefunden hätte.

Otto Jürgens wanderte wohl an zwei Stunden durch den „Heiligenloh". Es war ganz einsam dort; die Sonne schien durch die Bäume, die erwartungvoll dem Frühling entgegenträumten. Finken und Meisen freuten sich ihres Lebens. Irgendwo gurrten Holztauben; ein Specht hämmerte an einer lebensprühenden Kiefer, und goldene Tropfen quollen hervor wie schimmernder Bernstein. Und nirgends ein Mensch. Da knackt es im Gesträuch. Rehe hasten vorbei, der Wald wird lichter und heller. Jetzt kommt der uralte Weg durchs Moor.

Otto Jürgens wurde nachdenklich. Es war doch seltsam, daß er hier denselben Weg ging, den vor mehr als tausend Jahren schon die heidnischen Vorfahren gegangen waren; damals schon, als Wittekind so hart gekämpft hatte gegen den grausamen Christenkaiser Karl. — Was mußte dieser Wittekind doch für ein Kerl gewesen sein! Siebenmal wurde er besiegt, und siebenmal hatte er das ganze Volk hinter sich bis zum Untergang. — Untergang? Waren wir denn untergegangen? Ach nein; wir lebten ja immer noch. Otto Jürgens wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war ihm doch warm geworden von dem ungewohnt langen Weg. Er sah ins weite Land hinaus. Dort hinten, da mußte es sein. Ja, jetzt sah er ganz deutlich das Eingangstor und den weißlich schimmernden Wall. Er beschleunigte seine Schritte. Wie gebannt blieb er stehen. Es war ein überwältigender Eindruck. Das war nicht willkürlich angelegt; das war wie aus Heimatboden herausgewachsen. Das Eingangstor aus hartem Eichenholz

in schön geschwungenen Linien. Und wie stolz und trotzig die wilden Steine sich türmten; wie um das Tor zu stützen, diese herrlichen Steine, die sie aus dem Boden heraufgeholt hatten. Und der Erdwall mit großen und kleinen Bäumen geschmückt, und kein Haus weit und breit. — Aber wo war die Kapelle? — Ach dort, dem Eingangstor gegenüber, hinter dem freien Platz, da führte eine schlichte, schwere Tür, mit schön geschwungenen Eisenklammern geschmückt, mitten in den hohen Heidehügel hinein; seitlich gehalten von den wunderbar wilden Heidesteinen. Und oben auf dem Berge stand eine Kiefer im Sonnenschein und sah weit hinein ins Land zu den Wäldern dort hinten. — Otto Jürgens war seltsam ergriffen von der Kraft der Landschaft. In Gedanken versunken schaute er vor sich hin und wartete. — Plötzlich fuhr er zusammen. Jetzt kamen sie.

Der blumengeschmückte Sarg wurde auf einem mit Tannengrün bekränzten Erntewagen gefahren. Zwei weiße Pferde zogen den Wagen, und die ganze Sippe und alle Bauern aus dem Heidendorf gingen mit, auch die Kinder. Die trugen Blumen in den Händen; es war sehr seltsam; das waren ja lebende Blumen mit Wurzel und Knolle.

Nun wurde das Eingangstor geöffnet. Die jungen Burschen trugen den Sarg auf den freien Platz vor das geöffnete Tor, das in den Heidehügel hineinführte. Im Halbkreis umschlossen sie die im Sonnenlicht leuchtende Totenbahre. Die Kinder aber — immer noch die Blumen in den Händen tragend — gingen oben auf den Heidehügel über der Eichentür und sangen mit ihren hellen, frischen Kinderstimmen ein Lied vom Blühen und Vergehen. vom unsterblichen Leben und vom allgewaltigen Tod. Und die Vögel sangen mit, hell und jubelnd im Sonnenschein. Sie wußten nichts vom Sterbenmüssen.

Als das Lied verhallt war, trat einer aus dem Kreis auf den Hügel. Es war Dietrich Oltmans Freund, Bodo Kröger. Mit Begeisterung und Hingebung sprach er die herrlichen Worte:*)

„Wie Schatten flüchtig gleiten die Menschengeschlechter über die Erde,
Sie blühn und vergehn und singen dabei das hohe,
Das niemals verstummende Lied unsterblichen Lebens!
Was hieß sie so singen?
Was hieß sie so hoffen und wollen
Im Reiche des allgewaltigen Todes? —
Seit Menschen gedacht, umkreiste ihr Sinnen dieses Rätsel."

Ja, rätselhaft wollte ihnen auch dieser Tod erscheinen; der plötzliche Tod des jungen, lebendigen Dietrich Oltmans. Der war ein Kämpfer für die Wahrheit gewesen; keiner von den scheinlebendigen plappernden Toten. Nein, in ihm war immer „ein heiliges Sehnen nach Klarheit im Wissen" gewesen. Und als ihm eines Tages der wahre Sinn des Lebens aufgegangen war, da ist er bewußt den einzig möglichen Weg gegangen.

Wie ein lichtvoller Held der Vorzeit ist er allen erschienen, die ihn kannten. Er brauchte sich seine Tugenden nicht mühsam zu erwerben. Das Gutsein war ihm eine Selbstverständlichkeit gewesen.

Ja, Bodo Kröger hatte ihn gut gekannt; sie hatten schon als Kinder zusammengespielt. Dann waren sie durch den Krieg auseinandergerissen, doch später hatte der Kampf des Feldherrn sie wieder zusammengeführt.

Das ganze reiche Leben und Wirken des Dietrich Oltmans erstand wie ein lebendiges Heldenbild in den Herzen der ergriffenen Menschen. Sie hatten ihn ja gut gekannt und sehr geliebt. So hatten sie ihn erlebt; nur konnten sie es nicht so in Worte fassen.

Wie schwer, wie bitter schwer war es, solchen Menschen nun entbehren zu müssen. Aber war er denn tot? Wirklich tot?

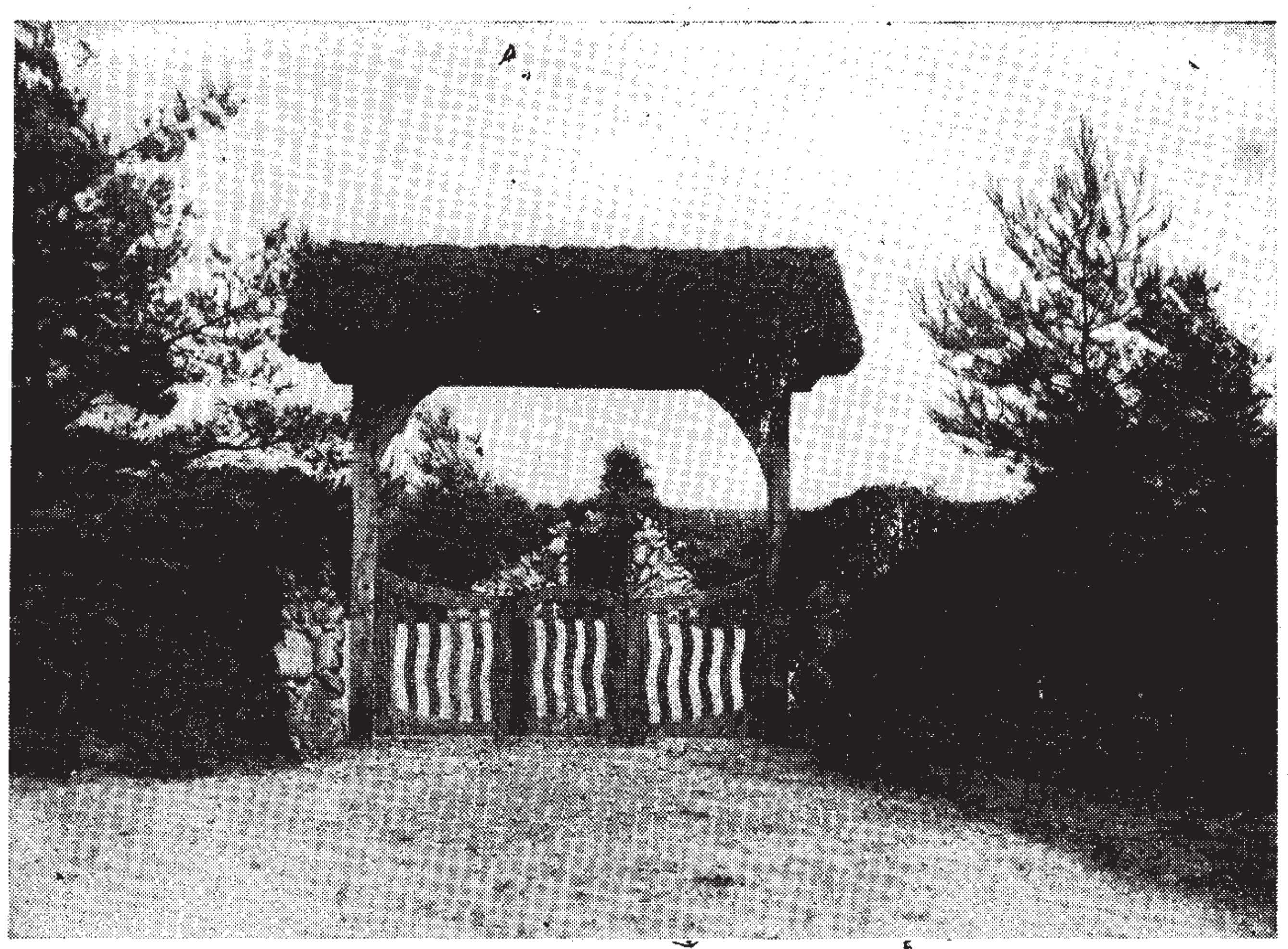
„In deiner Seele stirbt er, der Freund, erst mit dir selbst. Nicht eine Stunde mußt du ihn missen!"**)

So schloß Bodo Kröger seine warmherzige Gedächtnisrede.

Er stieg den Hügel hinab und trat in den Kreis der Freunde. Und sie sangen. Es war kein Klagelied. Es war das Lied vom wahrhaft lebendigen Menschen, der das Jenseits in seiner Seele erlebt, solange noch Bewußtsein in ihm ist.

Die schlichte Feier war beendet. Otto Jürgens stand wie betäubt. Das waren die „Gottlosen?" — War nicht dort wah-

**In der nächsten Folge 24 beginnt ein neuer Roman — ein spannender Tatsachenbericht aus der Zeit der spanischen Inquisition**



**Der Eingang zu der Ahnenstätte in Hude bei Oldenburg. Im Hintergrund der Totenhügel und die Grabkammer, in der der Tote bis zu seiner Beerdigung aufgebahrt ist.**

Aufnahme: Bertram

res, inneres Leben? Er fühlte etwas aufblühen in seiner Seele. Nun ahnte er die Wahrheit: er selbst war seelisch tot gewesen, und diese Totenfeier hatte ihn lebendig gemacht. Lange stand er sinnend da in der blühenden Landschaft im „Heiligenloh".

Dort unter der alten Kiefer, da gruben sie ein Grab. Den Sarg hatte man währenddes in das Gewölbe unter den Heidehügel gebracht. Die nächsten Menschen hielten dort stumme Wacht.

Dann als es vollendet war, betteten sie, was sterblich war an Dietrich Oltmans, in heilige Heimaterde. Und als sich der Hügel wölbte, da traten die Kinder hinzu und pflanzten viele blühende Blumen dem Toten zum Gedächtnis aufs Grab.

Schweigend gingen sie nach Hause; einer nach dem andern.

Otto Jürgens ging erst am andern Morgen zu Pastor Oldekop. Er wollte sich den gewonnenen tiefen Eindruck nicht verderben lassen.

„Herr Pastor", sagte er mit fester Stimme, „eine solche Begräbnisfeier habe ich noch nie erlebt. Meinen Kirchenältestenposten lege ich nieder. Und aus der Kirche trete ich aus. Ich will zu jenen ‚Heiden', die sagen, sie lebten in ‚Deutscher Gotterkenntnis'. Da gehöre ich hin. Das hat mir diese Totenfeier gezeigt."

Pastor Oldekop saß lange schweigend da. Dann sagte er seufzend: „Du bist besiegt, Galiläer!" —

Draußen aber blühen die Blumen in verschwenderischer Pracht auf einem schlichten Hügel im Ahnenhof. Vögel singen im Gezweig. Und manchmal kommen Menschen und bleiben sinnend stehen.

Ahnenerbe lebt in ihnen. Stark verbunden fühlen sich die wachen Menschen mit der Vergangenheit, und das blühende Grab mahnt sie an die Zukunft, die zu gestalten jedem einzelnen von ihnen in die Hand gegeben ist.

In manch einem entwurzelten Menschen hat Dietrich Oltmans Grab ungeahnte Kräfte entfaltet. Denn die Macht der Wahrheit hat nicht nur Otto Jürgens aufgeweckt.

(Erschienen im „Volksgericht", Folge 17, vom 30. 4. 1933).

*) Mathilde Ludendorff: „Triumph des Unsterblichkeitwillens", S. 11.

**) Mathilde Ludendorff: „Triumph des Unsterblichkeitwillens", S. 65.

# Weltuntergang droht!

## Von Rektor Kraft.

Wie oft schon ist er vorausgesagt worden! Und man konnte sich meistens auf Angaben von „Gottes Wort“ berufen, nach denen man seine Berechnungen aufgestellt hatte. Aber ebensooft hat es nicht gestimmt, so daß man heute, obwohl man diesen frommen Leuten doch eine ganze Menge zutraut und ihnen großes Vertrauen entgegenbringt, doch stutzig geworden ist und darüber lacht, so wie man nun eben auch über den Teufel lacht, den „dummen Teufel“, oder den „armen Teufel“. An diesem „Wort Gottes“ aber wagt man noch immer nicht zu zweifeln. . . . Und so muß der Gott in seinem Wort immer wieder herhalten, wenn man dem heutigen völkischen Staate etwas auswischen will. Das dient ja dann gleichzeitig zur Befestigung der eigenen Macht über die Menschen. Die Angst vorm Tode und vorm so oft mit den düstersten Farben gemalten „Jüngsten Gericht“, wo man Gefahr läuft, vom „lieben Gott“, der sich dann in einen Racheengel gewandelt hat, verdammt zu werden, in alle Ewigkeit im Höllenfeuer zu schmoren . . . diese Angst, die besonders die zu ergreifen pflegt, die in ihren jungen Jahren das Leben so recht genossen und von Genuß zu Genuß eilten, sie hat schon manchen wieder in den Pferch zurückgeholt! Dann war Freude, helle Freude, mehr „als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“. (Matth.18, V.13.) Und wenn man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen kann — ist man „klug wie die Schlangen“. Da man es aber am besten vor der Jugend sagt, denn sie trägt ja die Zukunft und also auch die Zukunft der Kirche Christi auf Erden, so ging auch ein Diakon H. hin und tat desgleichen... Vor den Konfirmanden der Dörfer Haserungen, Immenrode und Günzerode — im Regierungsbezirk Erfurt — hat dieser Streiter für die Zukunft der Kirche und das Ende dieses völkischen Staates — denn er muß ja, wenn die Welt untergeht, wohl oder übel auch mitgehen — ein natürlich durch die Bibel begründetes, beinahe unfehlbares System aufgestellt. Ein Berufskamerad berichtet mir darüber:

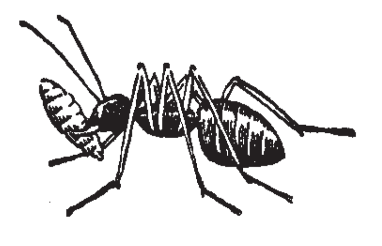
„Den Konfirmanden dieser Orte ist eingeredet worden, daß um 2000 n. Chr. die Welt untergehen solle. Begründet wurde das auf folgende Weise: Die sechs Schöpfungstage wiederholen sich im großen als 1000jährige Zeiträume, von denen wiederum je zwei zusammengefaßt worden sind. Die Schöpfung war um 4000 v. Chr., in den ersten 2000 Jahren gab Gott den Menschen die Freiheit (?), in den nächsten 2000 Jahren gab er durch Moses die Gesetze, und am Anfang der l e t z t e n 2000 Jahre gab er seinen Sohn. Diese letzte Periode ist um 2000 n. Chr. beendet. Dann folgt das Jüngste Gericht, eben der Weltuntergang.“

Ein ebenso einleuchtendes wie einfaches System, ist leicht zu behalten und kann von den Kindern — die es ja auch ihrem Lehrer erzählt haben — leicht weitergegeben werden. Und Vater und Mutter zu Hause, vor denen das Kind gerne mit seiner Weisheit prahlt, haben nicht die Zeit, sich über ihre daseinssichernde Arbeit hinaus ernsthaft damit zu beschäftigen, sie tun wie immer das, was die wenigste Anstrengung erfordert, sie nehmen das als wahr an Was aber geschieht in diesen Köpfen und Herzen, wenn vom unsterblichen Volk, vom ewigen Deutschland gesprochen wird, das wir doch den Kindern ins Herz pflanzen? Denn nach der Deutschen Gotterkenntnis — siehe „Die Volksseele und ihre Machtgestalter“ von Frau Dr. Mathilde Ludendorff — k a n n wohl ein Volk sterben, wenn es den ewigen Gesetzen zuwider handelt, die unabänderlich gelten, aber es m u ß nicht sterben. Da kommen nun diese Dunkelmänner und wollen wieder ins Dunkel zurückführen, in den Abgrund, vor dem unser Volk gerade zurückgerissen wurde. Doch — das Deutsche Blut (Rasseerbgut) lebt, und wir sorgen schon dafür, daß es nicht wieder einschläft! Der Feldherr ist tot, aber wir erwachten Deutschen, die wir ihm so unendlich Großes verdanken, gerade in unserer Deutschen Seele, wir scharen uns um seine Frau, wir schützen in ihr und in uns das kostbare Gut, das wir unter ihrer Anleitung uns erwerben durften: herrliche seelische Freiheit durch Erkenntnis und wahre deutsche Gottschau. Und wir schützen es nicht nur, nein, wir wirken dafür, besonders wir Deutschen Erzieher. Sie soll Wirklichkeit in den Seelen der Deutschen Jugend werden, damit diese Jugend solche Dunkelmänner auslacht mit einem kräftigen und gleichzeitig vernichtenden Lachen und damit des toten Feldherrn Vermächtnis erfüllt und Deutschland und mit ihm alle Völker frei werden, wahrhaft frei!

Es lebe diese Deutsche Freiheit!

# „Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" fürs Volk?

„Das Ameisenvolk erhält sich gerade dadurch, daß die einzelnen Ameisen restlos und ausnahmelos ihr ganzes Leben hindurch unter dem Triebzwange der Erbinstinkte in den Dienst der Erhaltung des Volkes gestellt sind. Sie kennen keine Wahl im Handeln. Die Erbinstinkte laufen ab, wie ein Uhrwerk abrasselt, und lassen dem einzelnen Wesen keine Entscheidung, keine Freiheit, keine Verantwortung, kein Eigenleben. Der Mensch würde in einem solchen Staatsleben seelisch ersticken, er könnte niemals den göttlichen Sinn seines Seins erfüllen."





Dr. M. Ludendorff:

**„Die Volksseele und ihre Machtgestalter".**

*

„Deutsche Gotterkenntnis ist niedergelegt in 7 Werken der Philosophin Mathilde Ludendorff Diese Philosophie ist nicht Gelehrsamkeit für Auserwählte, sie ist kraftsprudelnder Quell zur Lebensgestaltung des einzelnen und des Volkes.

Die Deutschen mögen überzeugt sein, mein Abwehrkampf — ist verbunden mit dem Übermitteln der Gotterkenntnis der Philosophin Mathilde Ludendorff. Diese Gotterkenntnis gibt wahre Antworten über den Sinn des Lebens und die Gesetze der Seele und ihnen und den Völkern eine Moral, die Schädigungen durch Priesterkasten nicht nur ausschließt, sondern Entfaltung des Rasseerbgutes sicherstellt."

Erich Ludendorff im „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft".

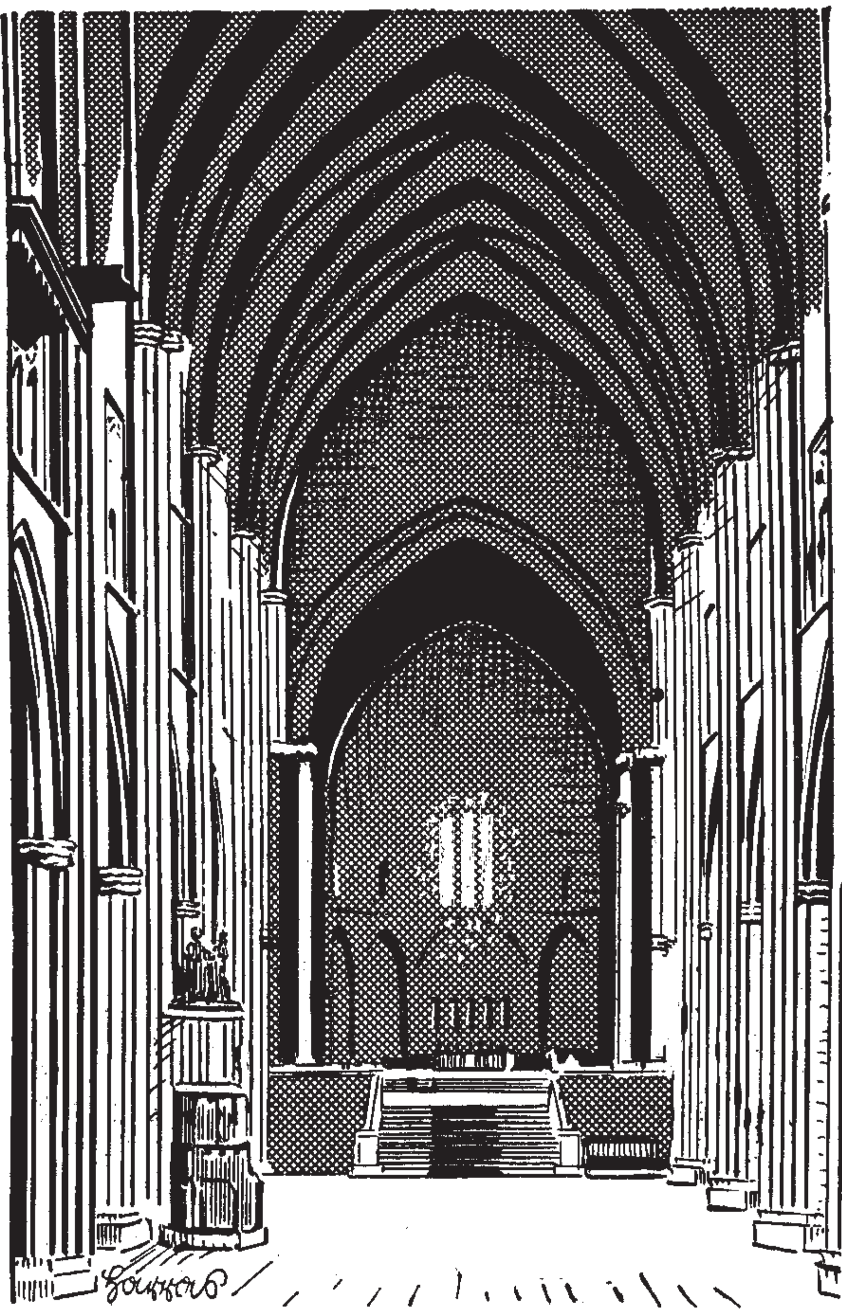




# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" fürs Volk?

Um den großen Unterschied der Rassekunst, die das Unterbewußtsein zum Miterleben anregt, von einer rassefremden Kunst der Selbstbeobachtung deutlich zu machen, darf der nordische Mensch natürlich nicht die Wirkung nordischer Kunst, also etwa die griechische oder die Renaissancekunst, heranziehen, darf auch nicht etwa an das persische Gilgameschepos denken oder an die Sagen, die die Gläubigen des Zoroaster oder die Inder schufen, denn sie alle sind von seiner nordischen Rasse geschaffen. Er muß sich etwa ein chinesisches Bauwerk betrachten. Er wird dann erfahren, daß hier das Unterbewußtsein schweigt und der Reiz des „Fremdartigen" hauptsächlich erlebt wird. Um hier nun nicht Mißverständnisse zu erzeugen, so sei besonders betont, daß Kunst ebenso wie Gotterleben über der Rasseeigenart stehen kann und nur in das Gewand einer Rasseeigentümlichkeit schlüpft. Aber ein solches Schaffen ist selten und wird im Künstler nicht durch Schöpfen aus dem Erbgut im Unterbewußtsein, nicht durch Einwirkung desselben auf sein Erleben, sondern im überbewußten Schauen gestaltet. Doch selbst solche Kunst kann freilich niemals „international" und ohne Rassefärbung in ihrem Werke sein, wohl aber kann sie bei allen gottwachen Menschen Brücke zum überbewußten Leben werden. Wie stark bei einem Kunstwerke das Rasseerbgut mitgesprochen hat, das kann freilich nur der erkennen, der das Wesen dieser Rasse klar geschaut hat. Er wird z. B. auch zu sagen wissen, welcher Sehnsucht der germanischen Rasse die gotische Baukunst, der gotische Dom das Werden verdankte. Der von dem artgemäßen Gotterleben gewaltsam abgedrängte Germane schuf sich hier den alten heiligen Hain seiner Ahnen, der diesen seit je „Gotteshaus" gewesen. Daher gleichen die hochstrebenden Säulen dem Geäste und Blattwerk der heiligen Bäume. Daher wird das Dach in köstlichem Können von der lastenden Schwere scheinbar befreit. Dem Himmelszelte gleich schwebt es gewichtslos. Germanische Rassereligiosität kann nicht vollendeter und getreuer Erscheinung werden als in dieser Baukunst; der unfaßliche und fremdartige Gedanke, Gott im Mauerwerk, getrennt von Himmelsweiten, zu verehren, wurde vom Künstler schmerzvoll empfunden, seine Sehnsucht nach Einklang mit dem religiösen Erbgut kann nicht

erschütternder zum Ausdruck gebracht werden. Es ist nun auch begreiflich, warum eine rassefremde Religion die schaffenden Künstler eher zum erhöhten Schaffen treibt. Also ist es nicht dem Christentume an sich, sondern eben seinem großen Gegensatz zu nordischer Rasseart zu danken, daß es, in diesen Völkern eingeführt, immer wieder und wieder zu Bild und Bauwerk Anlaß gab. Gerade der schaffende Künstler zeigt ein reges und leicht mitschwingendes Rasseerbgut, und gerade er hat die stärkste Sehnsucht nach Einklang der ganzen Seele; so hat er auch den stärksten Drang nach dem Gesetze der Umdichtung artfremder, aufgedrängter Religion. Dies trieb die nordischen „Christen" zu den religiösen Kunstwerken. Hieraus erklärt sich die widerspruchsvolle Tatsache, daß eine Religion, die in der ganzen Quelle, der Bibel, eine Gleichgültigkeit gegenüber dem göttlichen Willen zum Schönen zeigt, wie keine andere Religion der Menschen sie aufweist, in die nordische Rasse verpflanzt, einen fortwährenden Schaffensdrang der Künstler auslöste. Sie, die jeden innerseelischen Mißklang am schmerzlichsten empfinden, weil der Wille zur Schönheit so wach in ihnen ist, schufen ihre Werke, um den Einklang mit dem Erbgute herzustellen. Alle diese blonden nordischen Moses-, Abraham-, David- und Mariengestalten sind ebenso wie die großen Werke Händels, die Passionen Bachs usw. nichts anderes denn Umdichtungen der Fremdenreligion, die sie dem Erbgute verschmelzen sollen. Sie allein machen es möglich, daß überhaupt das Rasseerbgut in christlichen Gemeinden mitschwingen kann, und die weitklaffende Kluft nur jenen klar wird, die unvoreingenommen die Quelle dieser Religion, die Bibel, vom ersten bis zum letzten Wort im Zusammenhang gründlich durchforschen.



Die hochstrebenden Säulen des gotischen Domes gleichen mit ihren Verzierungen den dem Germanen heiligen Bäumen des Deutschen Waldes

Dr. Mathilde Ludendorff
**Des Menschen Seele**

---

Mögen Werk und Wirken Mathilde Ludendorffs Menschen und Völkern Rettung bringen aus okkulter Priesterherrschaft für eigene Lebensgestaltung in wehrhafter Freiheit! Erich Ludendorff

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" für's Volk?

Dr. M. Ludendorff:

## Des Kindes Seele und der Eltern Amt

Es gibt Menschen, die die Kindheit ihrem Wesen nach vergessen haben. Sie nennen sie ein glückseliges Freisein von Leid, ein Verschontsein von allen bitteren Erfahrungen mit den Mitmenschen und von den Keulenschlägen des Schicksals. Sie irren sich sehr und haben über dem Kampf ums Dasein ihr eigenes Erleben der Kinderjahre völlig vergessen. Ein Kind macht noch viel häufiger bittere Erfahrungen mit den Erwachsenen als diese selbst. Ja, es steht ihnen allen so völlig hilflos gegenüber und ist, da es auf ihren guten Willen angewiesen und ihnen fast abwehrlos ausgeliefert ist, noch häufiger in der Lage, seine bitteren Erfahrungen zu machen. Kann es doch auch den vielen Mühen und Opfern, die es veranlaßt, kaum je eine Gegenleistung gegenüberstellen. Was nun aber gar die Keulenschläge des Schicksals angeht, so ist es erst recht nicht von ihnen verschont, nur sind es eben andere Ereignisse, die es als solche ansieht. Dem Erwachsenen erscheinen die Schicksalsschläge des Kindes recht nebensächliche Kleinigkeiten, und dem Kinde dünken oft die Gründe des Leides der Eltern ganz unwichtige Ereignisse. Das Kind erlebt aber das, was ihm ein Keulenschlag des Schicksals bedeutet, mit der gleichen Tiefe wie der Erwachsene. Wird ihm ein köstlicher Besitz zertrümmert, so scheint ihm ebenso wie vielen Erwachsenen in ähnlicher Lage die Welt unterzugehen. Es kann sein Seelchen z. B. so sehr an ein einziges Bild hängen, in das seine Phantasie ein ganzes Märchen dichtet, daß es ihm, wenn man dies Bild gedankenlos zerreißt, so weh zumute wird, als sei sein ganzes Lebensglück zerschlagen. Hilflos schluchzt es und doppelt trostlos, weil es so sehr wenig Hoffnung hat, bei dem Erwachsenen ein seinem Schmerz entsprechendes Mitgefühl und Verstehen zu finden. Ja, es ist tausend gegen eins zu wetten, daß es für seine „Torheit" und seine „Anstellerei" ausgescholten wird. Wie überlegen muß sich ein solches Geschöpf dem Erwachsenen gegenüber fühlen, wenn es seinerseits den Kummer der Eltern, obwohl dieser seinem eigenen Urteil nach oft ganz unwichtigen Dingen gilt, mit ernstem Gefühl begleitet. Wer da glaubt, ein Kind lebe leidfern und



„Meine schöne Puppe!" Aufn.: Hein Gorny

wohl behütet vor Schicksalsschlägen, der möge doch einmal sein tiefes Mitgefühl beobachten, das es von frühester Kindheit an zeigt, um hieran im Gegenteil zu erkennen, daß das kleine Geschöpf eher leidgewohnt als leidfern zu nennen ist. Selbst die wildesten und unerzogensten Kinder können in der Frühkindheit ihre Mutter nicht traurig oder gar weinen sehen. Rührend ist es, wie sie dann nach Kinderweise trösten und frohmachen wollen.



**Im Salzkammergut.** Aufnahme: W. Nietzen

„Allein schon der Reichtum an Schönheit des Hochgebirges, der nun der Deutschen Heimat wiedergeschenkt ist, wird unser Volk erstarken und seelisch gesunden lassen.“ Dr. M. Ludendorff

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch“ fürs Volk?

## Bibel und Deutsche Gotterkenntnis

Von G. Rosenfeld

### 1. Lebensbild

Da lebte in dem Städtchen X eine ehrbare Arbeiterfrau, deren Mann nach langem Krankenlager gestorben war. Der Notgroschen ist durch die lange Krankheit des Mannes aufgebraucht. Nun müht sie sich tagaus, tagein für sich und ihr Kind zum notwendigen Lebensunterhalt. Keine Ruhe- und Feierstunde gönnt sie sich; ihr Kind, dem ihre ganze Liebe gehört, soll es einmal besser haben.

Das Mädchen wächst heran und ist eine begabte und fleißige Schülerin. Da reift in der Mutter der Entschluß, ihrem Kind, dem sie jeden Wunsch erfüllen möchte, eine bessere Schule zu geben. Doch das bedeutet für die Mutter noch arbeitsamer, noch sparsamer zu sein. Auch selbst den einzigen Ruhetag, den Sonntag, opfert sie nun, und müht sich doppelt und arbeitet.

Das Kind, durch die Mutter verwöhnt, wird immer unbescheidener und egoistischer in seinen Ansprüchen. Die Mutter sucht dem durch doppelte Liebe und Geschenke zu begegnen. Auch läßt ihr der arbeitsreiche Tag keine Zeit, darüber nachzudenken, wie es vielleicht anders sein könnte. Todmüde sinkt sie abends auf ihr Ruhelager und früh beginnt der Tag für sie.

So erzieht sie sich einen herzlosen, egoistischen Menschen, der ihr für die mühevollen, arbeitsreichen Jahre keinen Dank weiß.

**Die Bibel:** „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!“ — Wirklich?

### 2. Lebensbild

Wieder ist es eine Arbeiterfrau mit ihrem Kind in armen Verhältnissen. Doch frohen Mutes schafft sie bis zum Abend und freut sich, daß ihr die Arbeit so rasch

von der Hand geht, und die Wäsche so blütenzart geworden ist, freut sich über das anerkennende Wort ihrer Brotherrin und auf das Wiedersehen abends mit ihrem Kind. Dann nimmt sie ihren Buben an die Hand, und sie wandern gemeinsam dem nahen Walde zu. Unterwegs erzählt Mutter von Siegfried, wie er den Drachen erschlug, oder von Hermann, dem Germanenbefreier, wie kühn, edel, beherrscht und ritterlich die Germanen waren und wie liebwert, hochgemut und stolz die Frauen. Begeistert hängen des Knaben Augen an dem Antlitz der Mutter. Zuckend fährt seine kleine Faust nach dem Gürtel, seine lebhafte Phantasie verzaubert den Stock, der darin steckt, zum Schwert, mit dem er sofort — käme jetzt ein Drache und täte Mutter was zu leide — kräftig losschlagen würde.

Die Sonne sinkt. Purpurn färbt sich der Abendhimmel, als gelte es, noch einmal die ganze leuchtende Schönheit des Tages zu vereinen. Versonnen schauen beide in die Weite. Da überkommt diese einfache Frau aus dem Volke ein wundersames Gefühl. Sind es die Gedanken an ihren verstorbenen Mann, ist es ihres Kindes warme Hand, die sich vertrauensvoll in die ihre schmiegt, oder ist es das Gefühl froh erfüllter Pflicht? Sie weiß es nicht! — Es ist deutsches Gotterleben! — Der letzte goldene Strahl am Horizont ist verblaßt. Kühl wird es. Die Dämmerung ist hereingebrochen und mahnt zum Heimgehen.

Eine andere bessere Stelle wird der Mutter angeboten, doch müßte sie dann auf die gemeinsamen Feierstunden mit ihrem Kind verzichten, das tut sie nicht. Sie braucht diese Feierstunden. Sie geben ihr Kraft zu neuem Schaffen. Ich will mein Kind zu einem willensstarken, beherrschten Menschen erziehen, sagt sie ganz richtig.

**Deutsche Gotterkenntnis:** „Und wenn es köstlich gewesen ist, so sind es viele gottdurchseelte, heilige Stunden und Minuten vor, während und nach freudig getaner Volks- und Sippen erhaltender Arbeit." Siehe Dr. M. Ludendorff, Triumph des Unsterblichkeitwillens S. 82.

# Und Buddha lächelt . . .

Nach einem wahren Erlebnis im Nebelung 1937

An deinem frischen Grabe stehe ich, liebe Mutter. Letzte Liebe schmückte es mit vielen frischen Blumen, Zeugen, daß edle Seelen über den Tod hinaus leben, daß du, liebe Mutter, weiterlebst in den Seelen derer, die dich liebten, die lebten wie du, die fühlten, wie du, die ihr Lebenslied sangen wie du. Möge nicht die Blume eines Heuchlers darunter sein! Sie müßte ihm angesichts des erhabenen Todes zurufen: Bleibe fern! Dein Tun ist gottlos in dieser heiligen Stunde . . .

Eine Mutter starb. Eine treue, liebende Mutter starb viel zu früh. Vorzeitig wurden ihre zarten Kräfte aufgerieben. Fünf begabte Söhne hattest du deinem Gatten geschenkt, liebe Mutter. Sie waren dir Ausgleich für ein tragisches Schicksal. Ein trauriger, schwerer November beendete dein Leben. Nie wieder wird deine edle, über alles Kleine erhabene Liebe deiner Kinder Freude sein. Vier bange Tage ist es her, daß du dein Leben in den Armen deines treuesten Sohnes aushauchtest.

Aber nicht von deinem tragischen Geschick will ich erzählen. Anderes treibt mich zu reden. — An deinem frischen Grabe stehen die, zu denen du gehört, denen all deine Liebe, all deine Opfer gegolten hatten. Wie tief ist ihre Trauer um den unersetzlichen Verlust. Was gäben sie darum, dürften sie dich wiederhaben. Nie wieder kann dies sein! Aber — und das ist es, was mich so tief erschüttert — da steht auch dein Ältester. Er ist ein bekannter Komponist geworden, und das durch dich. Du hattest seiner Laufbahn so viele deiner Stunden geopfert, so viele Kämpfe für seine Zukunft gekämpft, so viel von deiner eigenen Künstlerseele in die seine gepflanzt. Ja, durch dich ist er das geworden, was er heute ist, ein anerkannter Künstler. Nun steht auch er an deinem Grabe. Sollte er nicht eine ganz besondere Veranlassung haben, über deinen unwiderruflichen Tod zu trauern? — Und da steht er nun, sieht den Handlungen fast teilnahmslos zu, es berührt ihn nicht, daß deine „sterbliche Hülle" in die dunkle Erde sinkt, keine Träne netzt sein Auge. Nein — er lächelt. Lächelt erhaben über all das, was um ihn her geschieht. Lächelt erhaben über Leben und Tod. Und da kein Mensch am Grabe seiner Mutter lächeln kann, so erstarrt sein Lächeln zu einem eigenartigen Grinsen. Ja, wie ist das möglich geworden? Woher kommt ihm dieses? — Buddha war es, der ihn so kalt und seelenlos machte. Der Inder ließ sein Fühlen sterben. Denn:

Dein Körper ist nicht dein Ich, deine Seele ist nicht dein Ich, dein Wille ist nicht dein Ich, alle deine Fähigkeiten sind nicht dein Ich. Erst wenn du alle diese Dinge wegnimmst, alles durch Vernunft und Sinne erfaßbare abziehst, dann kommst du zu deinem eigentlichen Wesen. Das erst ist dein „Ich". Dieses dein Ich wollte das Leben und gelangte dadurch unbewußt ins Reich des Leidens. Im Zustande des menschlichen Bewußtseins kann nun dein Ich dieses erkennen und durch Abtötung jeglichen Willens gelangt es heraus aus der Kette ewigen Leidens in das zwar unbewußte, aber völlig leidfreie Reich des Nirwana, des „Nichtsmehrwollens". Nie wieder will dann dein Ich zurück in das Reich ewigen Leidens, ins Leben. Also vernichte in dir den Willen zum Leben, das Fühlen der Seele, das Wünschen von Freude, das Erleben von Leid. Werde Herr über jede menschliche Gefühlsregung. Vernichte alles Wollen und Wünschen, das dir immer wieder Leid bringt, das dich zwingt, immer wieder im Reich des Leidens geboren zu werden. Trachte erhaben darüber zu werden, dann wirst du frei. Dann wirst du los die Kette des Leids und gehst bald ein in das Reich des Nirwana, des ewigen Glücks, bist nun selbst ein „Buddha", ein völlig „Erwachter". Nie wieder kehrst du zurück unter die irrenden, fühlenden, liebenden und leidenden Menschen . . . So lehrte der Inder. — So lächelt denn dein Sohn, liebe Mutter, an deinem offenen Grabe und ist stolz, daß er es vermochte, jedes „menschliche" Fühlen, jede Trauer, jede Träne zu überwinden. Ja, er ist stolz, daß er dir noch vor Minuten zum Abschied ein letztes Largo auf seinem herrlichen Cello spielen konnte, ohne von „menschlicher" Rührung gestört zu werden. Er war doch „erhaben" und konnte lächeln über den so „unwürdigen" tiefen Schmerz seiner Geschwister. Denn, Mutter, du bist ja nicht tot. Du hast ja inzwischen schon längst wieder irgendwo im Bereiche des Lebens einen Keim ergriffen. Irgendwo ermöglichte Zeugung dir eine neue Wiedergeburt, und vielleicht bist du durch Karma-Gesetz in 25 Jahren irgendwo eine gefeierte Künstlerin . . .? So lehrt es der Inder! — Warum den also trauern? Vielleicht darum, daß er nicht erfahren wird, wo dieses sein und wie dein Name lauten wird? — Aber das geht ihn ja kaum noch etwas an. Das wäre auch schon menschliches Fühlen, menschliches Denken oder Wollen und nicht seinem „Ich" gemäß. So lächelt denn dieser „Buddha" — dein Sohn. Du, Mutter, hättest es ihm großmütig verziehen. Aber was würde aus den Menschen, was würde aus unserem Volk, wenn alle so „geformt" würden? Erstarrten nicht die Menschen zu wandelnden Leichnamen? Wie entsetzt muß ein empfindender Mensch sein über solche Weltanschauung. Wie traurig ist solch ein Dasein, nicht wert, gelebt zu werden. Wie stolz und erhaben sind dagegen die Worte der großen Philosophin, der wir Deutsche Gotterkenntnis verdanken. Einmalig ist dein Leben, eine einmalige Erscheinung göttlichen Willens ist dein Sein. Du selbst bist das einzige Bewußtsein des Göttlichen. Göttliche Wünsche schlummern in dir, die von dir erlebt, zur Schaffung eines Gottgleichnisses in Selbstschöpfung verwertet werden können, die dich erhaben machen können über das Diesseits, ohne es auf so sonderbare Art preisgeben zu müssen, was letzten Endes doch nur Selbsttäuschung ist. — Wie sehr könnte solches Denken das Schaffen eines Menschen befruchten. Wie sehr muß die seelenmordende Lehre des Buddha es ersticken. Immer wird diese Stunde mir vor Augen stehen, immer werde ich spüren, wie sehr Asien unser so hoch begabtes Volk bereits ergriffen hat und seine besten Kräfte ersterben läßt. Frei werden soll es, frei werden von lähmenden Wahnlehren aller Art, auch wenn sie noch so einschmeichelnd daherkommen. Kämpfen will ich gegen sie mit Deutscher Gotterkenntnis, damit unser Volk lebe — und dein Andenken nicht entweiht werde, du liebe Künstlermutter. Wo. Ha.

---

## Sigrunens Totenklage bei Helges Tode

„Nie sitz' ich mehr selig zu Sewaberge,
Weder früh noch bei Nacht, nichts freut mich des Lebens,
Flammt nicht im Lichte der Lobreiche wieder,
Kommt nicht der König auf wieherndem Rosse,
Dem goldaufgezäumten — wie wollt ich ihn grüßen!

So tät er in Furcht seine Feinde versetzen,
Wie Geißen vorm Grauwolf entgeistert entfliehen,
Und stürzen vom Berg über Felsen hinab!
So hoch ragte Helge im Kreise der Helden
Wie die strebende Esche aus struppigem Dorn,
Wie der mächtige Hirsch, der höher hinschreitet,
Denn alles Getier im Morgentauglanze
Die Enden zum glühenden Himmel erhebt!"

Edda.

als Hebamme half. Sie zog ihn auf und begleitete ihn überall hin: auf die Universität, ins Priesterseminar und schließlich nach Polen, wo Ratti als Nuntius wirkte. Die stille, bescheidene Frau von aufopfernder Treue, wurde zum Schatten des Nuntius und Kardinals Ratti, der sich von ihr nicht trennen konnte — um so mehr, als er seiner Mutter auf dem Totenbett versprechen mußte, sich stets von ‚Linda' umsorgen zu lassen.

Damals wagte Ratti nicht daran zu denken, daß er einmal die höchste kirchliche Würde erlangen werde. Als aber das Konklave ihn zum Papst gewählt hatte, da war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß auch Linda mit in den Vatikan einziehen mußte. Zunächst gab es unter den Kardinälen eine gewaltige Aufregung — noch nie war in der langen Geschichte der Päpste ein solcher Fall eingetreten. Erst nach langen Verhandlungen, Besprechungen und Verhören erlaubte man Linda, für den Heiligen Vater zu kochen, zu waschen und zu sorgen, wie sie es so viele Jahre getan hatte.

Linda wurde zum guten Geist des Vatikans. Es gab keinen, auch nicht unter den anfänglich wütendsten Gegnern, der sich mit ihrer Existenz in den geheiligten Räumen nicht versöhnt hätte. Ganz in Schwarz gekleidet, die Haare unter einem haubenähnlichen schwarzen Schleier, sorgte sie sich um alles, was das leibliche Wohl des Papstes betraf. Nie durfte eine Speise ihm aufgetragen werden, die sie nicht zubereitet und nie ein Kleidungsstück ihm gebracht werden, das sie nicht gesäubert hatte. Wenn der Papst krank war, wie es in den letzten Jahren häufig geschah, wachte sie Tag und Nacht vor seinem Zimmer und duldete nicht, daß sie ein anderer ablöste.

Aber in den letzten Monaten* begann sie selbst zu kränkeln und mußte immer häufiger ihren Dienst vernachlässigen. Eine letzte Ehrung wurde ihr noch zuteil: ein Dominikanerpater, der in Amerika einen religiösen Verband der Haushälterinnen gegründet hatte, überbrachte ihr die Wahl zur Ehrenpräsidentin. Linda sträubte sich vergebens: ‚Ich bin nur eine einfache Dienerin, diese Ehre verdiene ich nicht . . .' Aber dann nahm sie doch verlegen lächelnd an. Es war das letztemal, daß die ernste alte Frau lächelte. zb."

---

* Die gute „Linda" ist also im Alter von 76 Jahren verschieden und trotzdem hat sie als Hebamme den nunmehr 81 Jahre alten Papst Pius XI. aus der Wiege gehoben. Ja! — „Es geschehen Zeichen und Wunder, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt."

# Die Folter der Menschheit!

Über das furchtbare Wirken der Inquisition, die besonders Spanien bedrückte und sich dort auch am längsten bemerkbar machte, ist viel geschrieben worden. Es gibt wohl keinen Zweifel darüber, daß die Inquisitoren mit gutem, ja mit dem besten Gewissen folterten und mordeten. Sie hatten nur dann ein „schlechtes Gewissen", wenn sie nach ihrer Meinung noch nicht genug „Ketzer" vertilgt hatten. Besonders in späterer Zeit, als die Aufklärung weiter um sich griff, machten viele von der Einrichtung der Inquisition dahingehend Gebrauch, daß sie nicht nur politische, sondern ganz eigensüchtige Ziele verfolgten bzw. ihre persönlichen Wünsche und Gelüste durch die mit ihrem Amt verbundene Macht befriedigen konnten.

Einen solchen äußerst bezeichneten Fall gibt der nachfolgende Bericht eines jungen spanischen Mädchens, das am Ende des 18. Jahrhunderts in die Hände der Inquisition fiel, aus deren Gewalt sie mit vielen anderen Mädchen durch die in Spanien einrückenden Franzosen befreit wurde. Als nämlich Napoleon I. Spanien besetzte, hob er durch sein Dekret v. 4. 12. 1808 die Inquisition in Spanien auf und verbot ihre schauerliche Tätigkeit.

Der Bericht jener Spanierin, den sie nach der Befreiungaktion dem kommandierenden französischen Offizier erstattete, lautet nach ihren eigenen Worten:

„Ich besuchte eines Tages mit meiner Mutter die Gräfin von Attaraß, und wir trafen dort den Don Franzisco Tiregon, den Beichtvater der Dame, der auch zweiter Inquisitor des hl. Offiziums war. Nachdem wir Schokolade getrunken hatten, frug er mich nach meinem Alter, nach dem Namen meines Beichtvaters und prüfte mich gleichzeitig über meine Religion. Ich fürchtete mich vor dem finsteren Ausdruck seines Gesichtes, er bemerkte dies und bat die Gräfin, zu bezeugen, daß er durchaus nicht so streng wäre, wie er aussähe. Er sagte mir dann in verbindlichster Weise mehrere Schmeicheleien

und reichte mir die Hand, die ich ehrerbietig und bescheiden küßte, und als er sich verabschiedete, rief er mir zu: ‚Mein liebes Kind, ich werde bis zum nächsten Male an Sie denken!' Damals begriff ich die Bedeutung dieser Worte nicht, denn ich war in den Sachen der Galanterie ganz unerfahren, da ich zu jener Zeit erst 15 Jahre zählte. Tatsächlich erinnerte er sich unglücklicherweise meiner, denn in derselben Nacht vernahmen wir, als bereits die ganze Familie in den Betten lag, heftig gegen die Türe klopfen. Das Dienstmädchen, welches mit mir in einem Zimmer schlief, ging zum Fenster und fragte, wer da sei. Die Antwort lautete: ‚Die heilige Inquisition!' Als ich dies hörte, schrie ich laut auf: ‚Vater! Vater! Lieber Vater, ich bin für alle Zeiten ruiniert!' Mein Vater stand auf und kam zu mir, um die Ursache meines Geschreis zu erfahren. Ich sagte ihm, daß die Inquisition vor der Tür stände. Kaum hatte er dies vernommen, so jagte er mich, anstatt mich zu beschützen, so schnell wie möglich die Treppe hinunter, und da ihm das Mädchen zu langsam war, öffnete er selbst die Türe nach der Straße; unter solcher abscheulicher und sklavischer Furcht stehen bigotte Seelen. Sobald er erfahren hatte, daß sie meinetwegen kamen, ergriff er mich mit größter Feierlichkeit und übergab mich den Beamten mit aller Unterwürfigkeit.

Ich wurde in einen Wagen geschoben und hatte nichts weiter an als einen Unterrock und einen Mantel. Ich bebte vor Angst, denn ich glaubte, daß ich noch in derselben Nacht sterben müßte; aber stellen Sie sich meine Überraschung vor, als ich in ein Gemach geführt wurde, das mit aller Eleganz ausgestattet war, die ein guter Geschmack im Verein mit Freigebigkeit nur zu schaffen vermag. Bald, nachdem die Beamten mich verlassen hatten, erschien eine Dienerin mit einem silbernen Präsentierteller, auf dem Süßigkeiten und Zimmetwasser sich befanden. Sie bat mich, einige Erfrischungen zu mir zu nehmen, bevor ich zu Bett ginge. Ich lehnte dies ab, doch sagte ich ihr, daß ich froh sein werde, wenn sie mir sagen könnte, ob ich sterben müßte. ‚Sterben!' rief sie erstaunt. ‚Aber Sie kommen doch nicht hierher, um hingerichtet zu werden, sondern um wie eine Fürstin zu leben, und es wird Ihnen nichts fehlen als die Freiheit, diesen Ort zu verlassen. Bitte, seien Sie also nicht bange, sondern gehen Sie zu Bett und schlafen Sie ruhig; denn morgen werden Sie Ihr Wunder erleben, und da ich zur Dienstleistung bei Ihnen bestimmt wurde, so bitte ich Sie, freundlich gegen mich zu sein!'

Ich wollte noch einige Fragen an sie richten, aber sie teilte mir mit, daß sie mir vor dem nächsten Tage nicht mehr sagen dürfe, doch versicherte sie mir, daß niemand kommen und mich stören würde. Sie verließ mich dann, kam jedoch nach einer Viertelstunde zurück und sagte: ‚Bitte, gnädiges Fräulein, wann befehlen Sie die Morgenschokolade?' Dies überraschte mich sehr, und daher fragte ich, ohne auf ihre Frage zu antworten, sie nach ihrem Namen. Sie erwiderte: ‚Ich heiße Marie.' ‚Nun wohl, Marie', rief ich aus, ‚dann sage mir, ob ich hierhergebracht wurde, um hier zu sterben oder nicht!' ‚Ich habe Ihnen schon gesagt', versetzte sie, ‚daß Sie hierhergeschafft wurden, um eine der glücklichsten Damen auf der Erde zu sein!" (Fortsetzung folgt.)




Zu dem 450. Geburtstag Ulrich v. Huttens am 21. 4. ist im Ludendorffs Verlag, der von Bernd Holger Bonsels spannend und lebensnah geschriebene Roman erschienen, aus dem wir ein Kapitel zum Abdruck bringen.

(Schluß)

Auf dem Moderberge von Gebein und zerschlissenen Seidenlumpen hockt aufrecht ein Spielmann, die Fiedel in schlaff herabhängendem Arm. In seiner Brust baut eine Spinne zwischen den Rippen ihr Netz.

Das laute Schellen der Schiffsglocke reißt ihn aus seinen Träumen auf. Noch stehen die Sterne am bleichen Himmelsbogen. Ein Schiff heißt die Segel. Schwer schlagen die braunen Leinen im frischen Morgenwind. Matrosen finden den Kranken beim Verladen der Fracht. Hutten hängt, erstarrt von der kühlen Nacht, zwischen den Ballen. Einer der Matrosen hebt die geballte Faust, ein anderer fällt ihm begütigend in den Arm.

„Schlag nicht, Hinrick. Der da ist halbtot. Da bedarf's keiner Schläge mehr."

Sie schauen ihm unter die Stirne, und vor seinem ungewissen Blick, vor der kindlichen Hoheit seines gemarterten Angesichtes beschwichtigen sich ihre rauhen Gemüter.

„Woher — wohin — Hans Klapperbein? — Dem Galgen entloffen? Oder willst erst hinauf?"

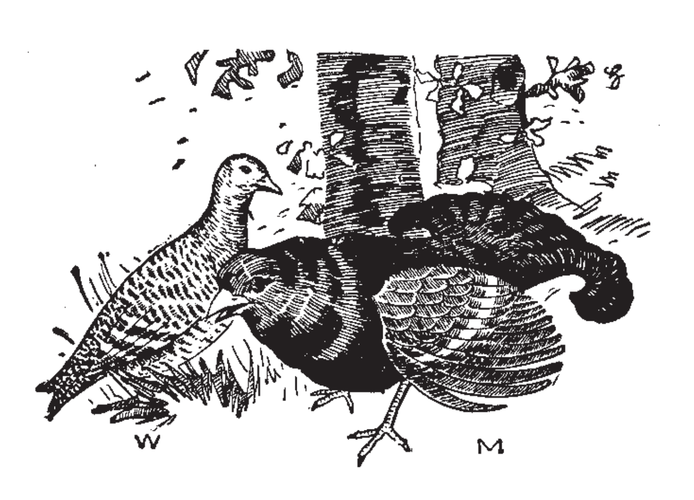
# Deutsche Gotterkenntnis
## zu „hoch" fürs Volk?

Dr. M. Ludendorff:

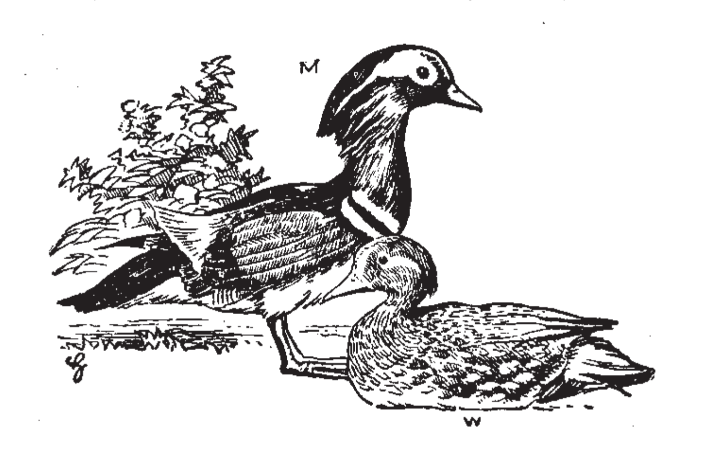
## Triumph des Unsterblichkeitwillens

### Zeichnungen von Walter Harras

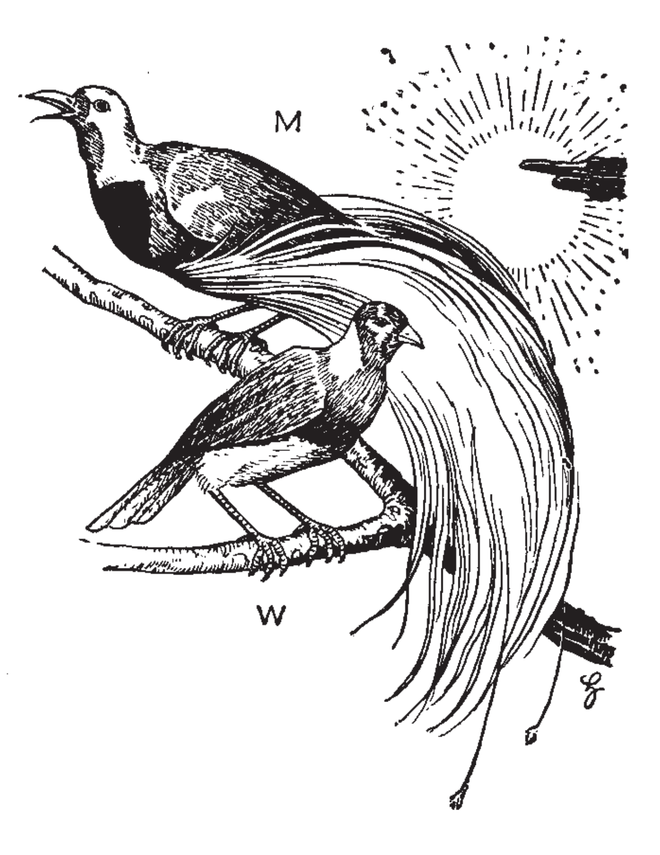
„Nein, es steht uns eine überwältigende Fülle von Beweisen zu Gebote, um die Darwinsche Theorie zu stürzen. Vorläufig begnügen wir uns damit, ihre Be-




hauptung zu widerlegen, Nützlichkeit sei das oberste Gesetz für die Formgestaltung gewesen. Ganz im Gegenteil sehen wir als oberstes Gesetz aller Lebewesen die Verwirklichung der Schönheit der Erscheinung im Sinne unseres menschlichen Schönheitempfindens. Und zwar wird das Lebewesen nicht etwa im Laufe der Entwicklungkette um so schöner, je höher es selbst entwickelt ist, je eher es also in der Lage ist, sich an der eigenen Schönheit und der des Artgenossen zu erfreuen, sondern der Grad, in dem die Schönheit der Erscheinung verwirklicht werden konnte, hängt von einem ganz anderen Umstande ab. Wir sind wissenschaftlich berechtigt, zu behaupten, daß jedes Lebewesen so schön ist, als es ihm die Todesgefahr, als es ihm der Kampf um das

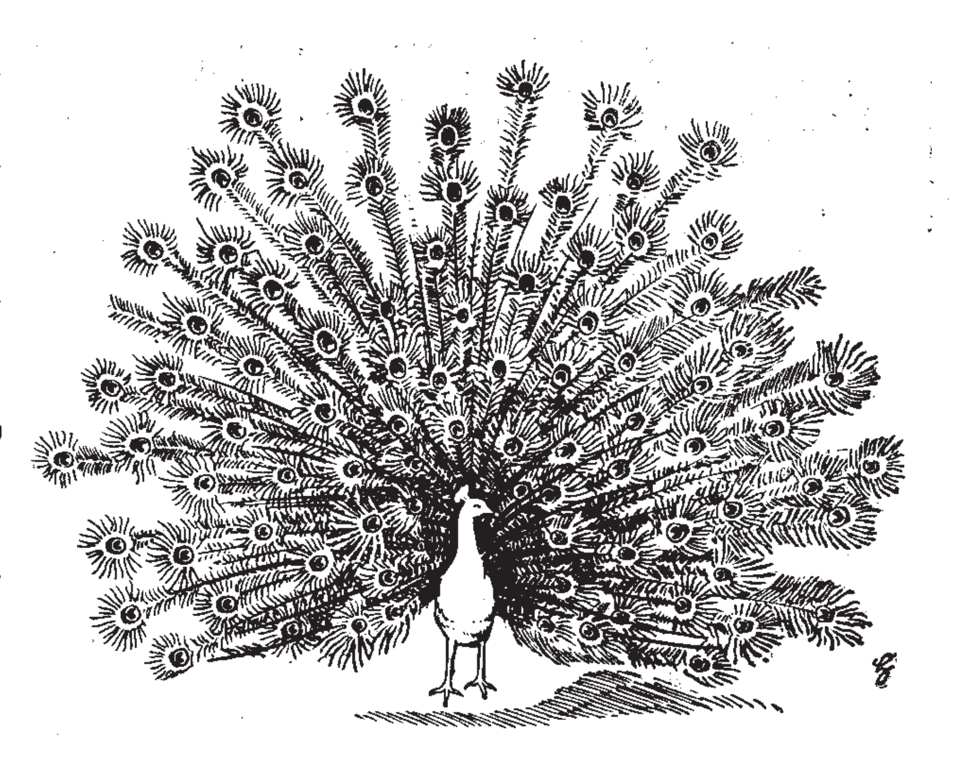



nackte Leben nur eben gestattet, und das ist der Grund, weshalb bei manchen Tieren das männliche Geschlecht ein buntes Gefieder aufweist, während das Weibchen unauffällige Schutzfärbung trägt. Das männliche Tier kann einer viel größeren Anzahl von Nachkommen (jedenfalls bei allen Tieren, die sich durch innere Befruchtung fortpflanzen) das Leben schenken als das Weibchen. Und deshalb ist es für die Erhaltung der Gattung weniger wichtig, sein Frühtod ist nicht so gefährlich für die Erhaltung der Art wie der eines Weibchens. Wir sind




wissenschaftlich berechtigt, zu sagen, das Männchen jener Tierarten kann es sich deshalb leisten, schöner zu sein als das Weibchen.

„Nur wenn wir diesen in allen lebenden Wesen wohnenden Doppelwillen: den Willen zur Selbsterhaltung, der in der Todesnot die nützlichen Varianten anlegte, und den Willen zum Schönen, der alle Erscheinung so schön sein läßt, als es die Selbsterhaltung nur irgend erlaubt, erkennen, nur dann wird uns die Formgestaltung alles Lebens voll begreiflich."



# Die Folter der Menschheit!

(Schluß)

Wir legten uns darauf nieder, aber die Todesfurcht verscheuchte den Schlaf von meinen Augen. Als Marie erwachte, war sie erstaunt, daß ich schon aufgestanden war, und nachdem sie mich etwa eine halbe Stunde allein gelassen hatte, brachte sie zwei Tassen Schokolade herein sowie auf einer silbernen Platte verschiedenes Gebäck. Ich genoß eine Tasse Schokolade und bat sie, die andere zu trinken. Sie tat es, und danach sagte ich: ‚Wohlan, Marie, kannst du mir einige Aufschlüsse darüber geben, warum ich hierhergebracht wurde?' — ‚Noch nicht', erwiderte sie, ‚Sie müssen noch Geduld haben', und sie schlüpfte aus dem Zimmer.

Wieder nach einer halben Stunde brachte sie eine große Menge eleganter Kleider, wie Damen von höchstem Range tragen, und sagte mir, daß ich mich ankleiden sollte. Unter dem mancherlei Tand, der sich bei den Kleidern befand, gewahrte ich zu meiner Überraschung eine Schnupftabaksdose, welche das Bild Franzisco Tiregons zeigte. Dies löste das Geheimnis meiner Gefangenschaft, und zugleich sann ich darüber nach, wie ich mich der Annahme des Geschenkes entziehen könnte. Wenn ich es bedingungslos zurückwies, fürchtete ich, augenblicklich getötet zu werden, und doch — wenn ich es annahm, gab ich zuviel Ermutigung (zu Angriffen) gegen meine Ehre. Endlich fiel mir ein Mittelweg ein, und ich sagte zu Marie: ‚Bitte, bezeuge dem Herrn Franzisco Tiregon meine Achtung und teile ihm mit, daß, da ich vergangene Nacht verhindert war, meine eigenen Kleider mitzunehmen, mir die Bescheidenheit gebietet, diese Roben anzunehmen, weil sie mir ermöglichen, anständig zu erscheinen, aber da ich nicht schnupfe, hoffe ich, Se. Herrlichkeit wird mich entschuldigen, wenn ich die Büchse zurückweise.'

Marie übernahm die Bestellung der Botschaft, aber sie kam bald mit dem Bilde des Herrn Franzisco Tiregon wieder, das in Gold gefaßt und reich mit Diamanten geschmückt war. Dabei sagte sie, daß Se. Herrlichkeit einen Mißgriff getan hätte; er habe mir nicht die Schnupftabaksdose, sondern sein Bild schicken wollen. Ich war also in einer neuen Verlegenheit darüber, was zu tun sei, als Marie anhob: ‚Bitte, gnädiges Fräulein, nehmen Sie einen Rat von mir an. Behalten Sie das Bild sowohl, wie jedes andere Geschenk, das Se. Herrlichkeit Ihnen schickt, denn wenn Sie dies nicht tun, wird er Sie zu dem zwingen, was er wünscht, und Sie töten lassen, wenn er dies für nötig hält, ohne daß alsdann irgend jemand imstande wäre, Sie zu schützen. Aber wenn Sie sich ihn verpflichten, wird er sehr gut zu Ihnen sein, und Sie werden sich glücklich wie eine Königin fühlen. Sie werden in vornehm ausgestatteten Zimmern leben, in herrlichen Gärten spazierengehen und die Besuche angenehmer Damen empfan-

gen dürfen. Daher rate ich Ihnen nochmals: Senden Sie ihm eine höfliche Antwort und weisen Sie auch den Besuch Se. Herrlichkeit nicht zurück, oder Sie werden Ihre Unbotmäßigkeit bereuen müssen.'

‚O mein Gott!' rief ich aus. ‚Soll ich aus Furcht meine Ehre opfern und meine Tugend seiner despotischen Macht preisgeben? Ach, was kann ich tun? Widerstand ist vergebens. Wenn ich mich seinen Wünschen widersetze, wird er mir mit Gewalt nehmen, was die Keuschheit ihm zu geben verbietet.' Ich geriet in die größte Todesangst und sagte Marie, sie möchte ihm eine Antwort überbringen, die ihr geeignet erschiene. Sie erwiderte, daß sie erfreut über meine demütige Unterwerfung sei und entfernte sich, um den Franzisco herbeizurufen. Schon nach wenigen Minuten kehrte sie zurück und sagte mir mit größter Zufriedenheit, daß Se. Herrlichkeit sich die Ehre geben würde, mir beim Abendessen Gesellschaft zu leisten. ‚Und nun erlauben Sie mir, Sie Herrin zu nennen, denn ich soll Ihnen dienen. Ich bin seit 14 Jahren im hl. Offizium und kenne alle Gewohnheiten hier vollkommen; aber da mir bei Todesstrafe Schweigen auferlegt ist, so darf ich Ihnen nur auf solche Fragen antworten, welche sich unmittelbar auf Ihre Person beziehen. Vor allem aber rate ich Ihnen, sich niemals dem Willen des heiligen Mannes zu widersetzen, und wenn Sie irgendwelche junge Damen bei sich sehen, dieselben niemals irgendetwas zu fragen. Sie mögen sich in deren Gesellschaft für einige Zeit zerstreuen, aber Sie dürfen ihnen niemals etwas erzählen. Über drei Tage werden Sie mit denselben zu Mittag speisen, und zu jeder Zeit haben Sie Musik oder andere Arten der Erholung zu Ihrer Verfügung. Alles in allem aber werden Sie hier so glücklich sein, daß Sie sich nicht mehr fortsehnen, und wenn ihre Zeit um ist, dann wird der ehrwürdige Vater Sie außer Landes senden und an irgendeinen Edelmann verheiraten.' Nachdem sie mir diese Aufschlüsse gegeben hatte, ließ sie mich überwältigt von Verwunderung allein. Ich wußte kaum, was ich denken sollte. Als ich mich endlich wieder auf mich selber besann, sah ich mich in dem Zimmer um und entdeckte einen Schrank, der sich mit Büchern gefüllt erwies, als ich ihn öffnete. Dieselben enthielten hauptsächlich historische und andere profane Stoffe, nicht eines war religiösen Inhaltes.

Nachdem das Mittagessen vorüber war, verließ Marie mich wieder, aber sie sagte mir, daß, wenn ich irgend etwas haben möchte, eine Glocke läuten möchte, welche sie mir wies. Ich vergnügte mich nachmittags mit Lesen, und um 7 Uhr kam Don Franzisco Tiregon im Nachtgewand und mit der Nachtmütze auf dem Kopfe zu Besuche, nicht mit der Würde eines Inquisitors, sondern mit der Fröhlichkeit eines Liebhabers. Er grüßte mich mit großer Achtung und sagte, daß er mich nur aus dem Grunde besuchte, um den Respekt zu erweisen, den er meiner Familie gegenüber empfinde, sowie mich darüber zu unterrichten, daß mein Geliebter an meiner Einschließung schuld sei, da er mich in religiösen Dingen denunziert habe, daß bereits alle Anklagepunkte geprüft und auch das Urteil gefällt sei, das dahin lautete, daß ich lebendig über einem mäßigen Feuer gebraten (verbrannt) werden solle. Er aber habe aus Zuneigung zu meinen Eltern und aus Mitleid zu mir bewirkt, daß die Exekution aufgeschoben würde.

Diese Worte trafen mich wie Dolchstiche. Ich warf mich zu seinen Füßen und rief: ‚Ach, mein Herr, haben Sie die Hinrichtung für immer aufgehoben?' Er erwiderte: ‚Das wird an Ihnen selbst liegen!' Und dann wünschte er mir in kurzem Tone Gute Nacht. Nachdem er gegangen war, brach ich in Tränen aus, da trat Marie ein und fragte mich, weshalb ich so bitterlich weinte. Darauf antwortete ich: ‚O, Marie, was denkst du von dem mäßigen Feuer, über welchem ich sterben soll?'

‚Bah, gnädiges Fräulein', entgegnete sie, ‚fürchten Sie nichts! Sie werden bald einsehen, daß dasselbe nur für jene ist, die den Wünschen des ehrwürdigen Vaters Widerstand entgegensetzen, nicht aber für Sie, die vernünftig genug ist, zu gehorchen! — Doch bitte, war Don Franzisco sehr liebenswürdig?' — ‚Ich weiß nicht', versetzte ich, ‚denn durch seine Reden raubte er mir fast den Verstand. Er begrüßte mich zwar höflich, verließ mich aber in schroffster Weise!' — ‚Gut', rief Marie, ‚Sie kennen seine Art noch nicht. Er ist äußerst liebenswürdig denen gegenüber, die freundlich zu ihm sind, aber wenn jemand unbotmäßig ist, dann wird er erbarmungslos wie Nero. Tun Sie daher um Ihretwillen alles, um ihn sich zu verpflichten — natürlich in aller Ehrerbietung. Und nun gehen Sie gefälligst zum Abendessen, gnädige Herrin, und seien Sie munter!' Ich begab mich tatsächlich zum Souper und dann zu Bett;

aber ich konnte so wenig schlafen, wie ich zu essen vermocht hatte, denn der Gedanke an das mäßige Feuer raubte mir allen Appetit und bannte die Müdigkeit.

Zeitig am nächsten Morgen sagte mir Marie, daß, da niemand sich regte, und wenn ich Schweigen gelobte, sie mir zeigen wollte, was mich so mächtig aufrege. Wir gingen nebeneinander die Treppe hinunter, dann traten wir in einen Raum mit einer starken eisernen Türe, die sie öffnete. Dahinter befand sich ein Ofen, in dem Feuer brannte und auf dem ein breites erzenes Becken mit einem Deckel aus demselben Stoffe angebracht war, der eine Öffnung besaß. In dem nächsten Raume bemerkte ich ein großes Rad, das an beiden Seiten mit dicken Ständern versehen war. Indem Marie ein kleines Fenster im Mittelpunkte dieses Rades öffnete, forderte sie mich auf, mit einem Lichte hineinzuleuchten. Ich bemerkte, daß die ganze Innenseite mit scharfen Messern besetzt war, und diese Wahrnehmung machte mich schaudern.

Darauf geleitete Marie mich zu einer Grube, die von giftigen Tieren wimmelte. Als ich mein Entsetzen über diesen Anblick nicht zu verbergen vermochte, sagte sie: ‚Nun will ich Ihnen, gute Herrin, schildern, wie alle diese Dinge gebraucht werden. Die erzene Pfanne ist für Ketzer und für diejenigen bestimmt, die sich den Wünschen des ehrwürdigen Vaters widersetzen und ihn in seinem Vergnügen stören. Solche Menschen werden lebendig hineingesteckt, und nachdem der Deckel wieder befestigt ist, entzündet der Henker ein leichtes Feuer in dem Ofen, das er allmählich verstärkt, bis der Körper zu Asche verbrannt ist. Das Rad ist für diejenigen bestimmt, welche gegen den Papst eifern oder gegen die frommen Väter der Inquisition. Sie werden durch die kleine Türe in das Rad gebracht, die hinter ihnen wieder verschlossen wird, darauf wird das Rad in schnelle Umdrehung versetzt, bis der Betreffende ganz in Stücke zerschnitten ist. Die Grube endlich ist für diejenigen, die den Bilderkultus verdammen und geistlichen Personen die üblichen Ehrenerweisungen versagen. Solche Menschen werden in die Grube gestürzt, um den giftigen Tieren zur Nahrung zu dienen!' Wir kehrten in mein Zimmer zurück, und Marie versprach mir, daß sie mir ein anderes Mal die Marterinstrumente, die für andere Verbrechen bestimmt seien, zeigen wollte; aber ich war durch das, was ich gesehen hatte, bereits derartig angegriffen, daß ich sie bat, mich nicht mit neuen Greueln zu erschrecken. Sie verließ mich bald darauf, nachdem sie mich noch einmal zu unbedingtem Gehorsam gegen Don Francisco ermahnt hatte, ‚denn wenn Sie ihm seinen Willen nicht lassen', sagte sie, ‚wird das mäßige Feuer Ihr Los sein'. Der Schrecken, den der Anblick der Folterinstrumente und Maries erklärende Worte in meiner Seele erzeugt hatten, raubten mir fast die Besinnung und brachte mich in einen solchen Zustand von Gleichgültigkeit, daß ich anscheinend jede Willenskraft verlor."

In diesem Zustand ward das Verderben dieses liebenswürdigen und furchtsamen Geschöpfes vollendet, und es ergeht sich über dieses schändliche Resultat in folgenden bitteren Reflexionen:

„Um also einem qualvollen Tode zu entgehen, häufte ich ewige Schmach auf mich, und um vor dem angedrohten mäßigen Feuer gerettet zu werden, gab ich mich den Flammen der Begierden hin. Schändliche Wahl, wo man nur entscheiden kann zwischen martervollem Ende und völliger Hingabe!"

Marie brachte uns am nächsten Morgen in demütigster Weise die Schokolade, sie kniete vor dem Bette nieder, um uns dieselbe anzubieten. Nachdem ich angekleidet war, geleitete Marie mich in ein entzückend ausgestattetes Zimmer, wie ich ein solches noch nicht gesehen hatte. Es war mit der köstlichsten Eleganz ausgestattet; aber was mich am meisten in Erstaunen setzte, war, daß ich von den Fenstern aus in einen wunderschönen Garten mit einem mäandrisch sich windenden Flusse hinabsehen konnte. Marie teilte mir mit, daß die jungen Damen, deren sie bereits Erwähnung getan hatte, kommen und mich vor dem Mittagsmahle begrüßen würden, und sie bat mich, daß ich an ihren Rat denken, und meine Zunge klugerweise im Zaume hielte. Nach wenigen Minuten erschien eine große Zahl sehr hübscher, reichgekleideter junger Damen in dem Zimmer, alle umarmten mich und wünschten mir Glück. Ich war so verwirrt, daß ich außerstande war, ihre Höflichkeiten zu erwidern, und als eine der Damen dies bemerkte, sagte sie: ‚Fräulein, anfangs wird die Einsamkeit an diesem Orte Ihnen mißfallen, aber wenn Sie soweit gekommen sind, daß Sie Freude über die Vergnügungen und Zerstreuungen empfinden, werden Sie die trüben Gedanken verbannen. Wir aber erbitten uns von Ihnen für jetzt die Ehre, mit Ihnen speisen zu dürfen, und

außerdem an drei anderen Tagen der Woche!' Ich dankte ihnen in allgemeinen Ausdrücken, und dann setzten wir uns zu Tische, der mit den köstlichsten Gerichten der verschiedenen Art besetzt und auch mit den feinsten Früchten und Süßigkeiten wohl versehen war. Das Gemach war lang, zwei Tische standen an den Seiten, einer an der Stirnwand. Ich zählte nunmehr 25 junge Damen, von denen die älteste nicht über 24 Jahre alt sein mochte. Fünf Dienerinnen, außer Marie, warteten uns auf, aber letztere beschränkte ihre Aufmerksamkeit einzig auf mich. Nach dem Mittagessen begaben wir uns in eine hübsche Galerie, wo einige auf verschiedenen Instrumenten spielten, während sich andere mit Karten die Zeit vertrieben und wieder andere hinausgingen. Marie betrat schließlich auch diesen Raum und rief uns zu: ‚Meine Damen, dieser Tag soll nur der Erholung gewidmet sein, und Sie dürfen sich in alle Zimmer und Räumlichkeiten begeben, wie es Ihnen beliebt — bis 8 Uhr abends.' Sie aber stimmten alle dafür, den Tag in meinem Zimmer zu verbringen, wo wir ein elegant angerichtetes kaltes Zwischenmahl bereitfanden, an dem alle Damen teilnahmen, und die Zeit mit Unterhaltung und Scherzen verbrachten. Aber keine von ihnen erwähnte auch nur mit einem Worte die Inquisition und die frommen Väter oder gab die leiseste Andeutung über die Ursache ihrer Gefangenschaft.

Am vierten Morgen kam Marie in das Zimmer Don Franziscos und sagte mir, daß ich sofort aufstehen müßte, denn eine Dame benötige meiner in ihrem Gemache. Sie sprach in einer Art befehlenden Tones, der mich überraschte, aber da Don Franzisco keine Silbe sprach, stand ich auf und gehorchte. Marie führte mich zu einem elenden Kerker, der nicht acht Fuß lang war und sagte schroff zu mir: ‚Dieses ist Ihr Zimmer, und diese Dame hier ist Ihre Bettgenossin und Gesellschafterin.' Sie ließ mich in der größten Bestürzung zurück, ich befand mich in einem Zustand traurigster Niedergeschlagenheit. Tränen rannen über meine Wangen, und ich rief aus: ‚Was für ein Ort ist dies, Fräulein? Ist es ein verzauberter Ort oder die Hölle auf Erden? Ach, ich habe meine Ehre und mein Seelenheil für immer verloren!' Die Gefangene erfaßte eine meiner Hände und sagte mit sympathischem Klange der Stimme: ‚Teure Schwester! Höre auf zu weinen und dich zu beklagen, denn du wirst durch ein derartiges Benehmen nichts erreichen, als daß man dich auf grausame Weise tötet! Dein Unglück und das aller jener jungen Damen ist von derselben Beschaffenheit. Du leidest nichts, was wir nicht vor dir gelitten haben, aber aus Furcht vor größeren Übeln dürfen wir unseren Kummer nicht zeigen. Bitte, fasse Mut und hoffe auf Gott, der uns sicher von diesem höllischen Platze befreien wird! Auf alle Fälle aber bemühe dich, Marie gegenüber keine Angst zu zeigen, denn von ihr allein hängt es ab, ob wir gequält werden sollen oder mit allem Komfort umgeben werden. Gedulde dich, bis wir zu Bett gehen, dann werde ich dir mehr über diesen Gegenstand mitteilen!'

Meine Verwirrung und Fassungslosigkeit waren unbeschreiblich, aber meine neue Gefährtin, die Leonora hieß, bemühte sich, meine Furcht vor Marie zu zerstreuen. Ich heuchelte vollkommenes Wohlbefinden, wenn sie kam, um uns Essen zu bringen, aber bei mir selbst konnte ich den Unterschied nicht verhehlen, der zwischen diesen Mahlzeiten und denen, an welchen ich zuvor teilgenommen hatte, bestand. Denn unsere gegenwärtige Nahrung war ganz einfach zubereitet und sehr knapp bemessen. Wir erhielten nur ein einziges Gericht und ebenso nur ein Messer und eine Gabel für uns beide, die uns aber sofort nach dem Essen wieder weggenommen wurden.

Als wir im Bett lagen, hielt Leonora ihr Versprechen und eröffnete mir, nachdem ich auf feierlichste Weise Verschwiegenheit gelobte, einen Einblick in ihre Seele. ‚Meine liebe Schwester', sagte sie, ‚du hältst deinen Fall für sehr schwer, aber ich versichere dir, daß alle Damen in diesem Hause dasselbe erdulden mußten. Binnen kurzer Zeit werden sie dir ohne Ausnahme ihre Erlebnisse erzählen, wie sie umgekehrt auch die deinen zu erfahren hoffen. Ich vermute, daß Marie die Hauptursache deiner Furcht ist, wie dies auch bei uns der Fall war, und ich nehme an, daß sie dir jene Schreckenskammer gezeigt hat, und zwar nur in der Absicht, dich derartig einzuschüchtern, daß du den gleichen Weg wähltest, den wir gingen, um dich vor dem Tode zu retten. Aus unseren eigenen Erfahrungen wissen wir, daß Don Franzisco dein Nero, dein Tyrann gewesen ist, denn drei Farben der Kleidung haben die heiligen Väter zur Unterscheidung gewählt. Das rotseidene Gewand steht Don Franzisco zu, das blaue Don Guerro und das grüne Don Aliapa, und diese Farben geben sie

auch den Kleidern der Mädchen, die für ihren jeweiligen Gebrauch hierhergebracht werden. Wir werden aufs strengste angehalten, während der drei Tage alle Zeichen von Freude an den Tag zu legen und uns lustig zu stellen, wenn eine junge Dame zum ersten Male zu uns kommt, so taten wir es dir gegenüber und du selber wirst es wieder mit anderen so tun müssen. Aber außer bei diesen Gelegenheiten werden wir gehalten wie die schurkischsten Verbrecher, ohne außer Marie ein menschliches Wesen zu Gesicht zu bekommen oder die anderen Dienerinnen, über welche jene die Aufsicht führt, denn sie bekleidet die Würde als Haushälterin. Unsere Lage ist in der Tat elend, und wir können den Allmächtigen nur bitten, daß er uns die Sünde vergibt, zu der wir gezwungen wurden. Daher, meine liebe Schwester, waffne dich mit Geduld, denn diese allein kann dich aufrecht erhalten und dir ein festes Vertrauen auf die Vorsehung des allmächtigen Gottes verleihen!'

Diese Worte Leonoras erregten mich tief; aber mit der Zeit merkte ich, daß sich alles so verhielt, wie sie es geschildert hatte, und ich bemühte mich, vor Marie so heiter wie nur möglich zu erscheinen. In dieser Weise verbrachte ich 18 Monate, während deren 11 junge Damen aus dem Hause entlassen wurden, an deren Stelle jedoch 19 neue traten, welche unsere Zahl gerade auf 60 brachten. Das war zu der Zeit, da wir das Glück hatten, durch die französischen Offiziere befreit und der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben zu werden!"

Wer diesen Bericht über das geradezu schändliche Treiben dieses Inquisitors Franzisco Tiregon liest, der wird sich wundern, daß das hl. Offizium und die durch dasselbe herbeigeführten Mängel so lange unbehelligt gelassen wurden. Man muß jedoch bedenken, daß jeder Schritt, der gegen die Inquisition gerichtet war, jede abfällige Äußerung über dieselbe oder einen ihrer Leiter den Betreffenden sicher in die Geheimkerker brachten, und daß, wenn er dieselben doch wieder verlassen durfte, dies nur geschah, nachdem er mit seinem Eide die strengste Verschwiegenheit gelobt hatte.



# Giordano Bruno

**Zum Gedenken seines Geburtstages im Jhr. 1548**

Und wenn Ihr zehnfach mich in Fesseln werft
Und zehnfach Eure Knechtsgesetze schärft,
Mich zehnfach überhäuft mit Acht und Bann —
Ja! — Zündet nur den Scheiterhaufen an:
Frei, wie die Erde um die Sonne kreist —
Trotz Eurer Fesseln frei, frei ist der Geist!
Wenn sie auch jetzt dem Pöbelwahn erliegt,
Einst naht der Tag sich, wo die Wahrheit siegt!
Der Wahn verfliegt! Die letzte Fessel bricht,
Und freie Menschen wandeln einst im Licht!

Dr. Schwachten

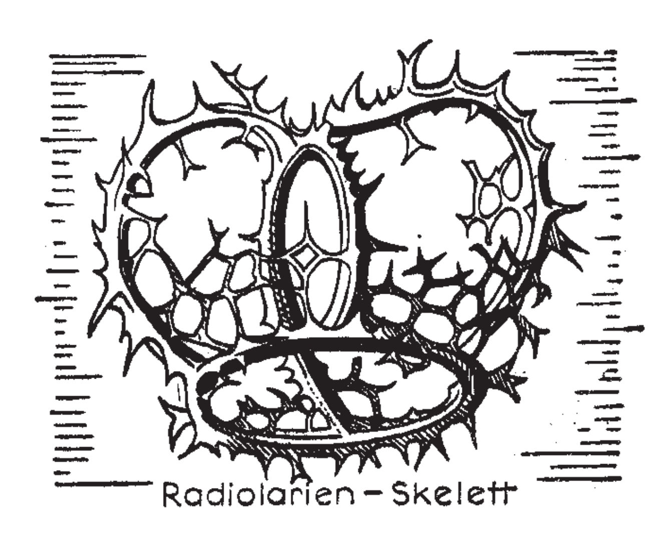
# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" fürs Volk?

Dr. M. Ludendorff:

## Triumph des Unsterblichkeitwillens

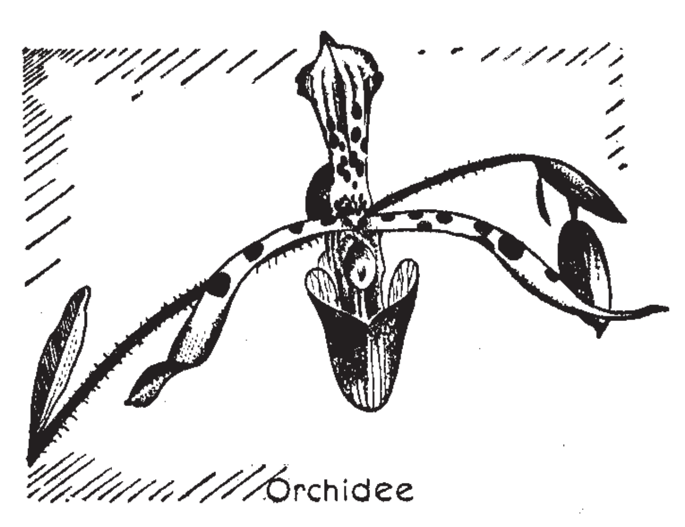
Zeichnungen von Walter Harras

„Aber sind denn wirklich jene wenigen ‚sekundären Sexualcharaktere', die unserem menschlichen Schönheitsempfinden entsprechen, die einzigen schönen Formen in der Natur? Wie hat hier die menschliche Vernunft die Tatsachen auf den Kopf gestellt! Denken wir uns einmal, die Natur habe wirklich in der Entwicklung nur das Nützliche zum Gestalter der Formen ernannt, wie anders würden die Lebewesen dieser Erde geartet sein! Wir kennen ja so zahlreiche menschliche Werkzeuge, die lediglich der Nützlichkeit im Kampf ums Dasein dienen sollen. Haben sie wirklich eine so große Ähnlichkeit mit den uns umgebenden Tieren und Pflanzen? Vergleichen wir doch einmal die menschlichen Nützlichkeitsschöpfungen mit entsprechenden Lebewesen der Natur. Ein Flugzeug, mit einem Fernglas bewaffnet, wäre ein solches Gegenstück des hochfliegenden Adlers und seiner scharfen Augen. Welch ein Unterschied! Und dabei ist doch noch gewiß nicht gesagt, daß der Mensch bei der Herstellung



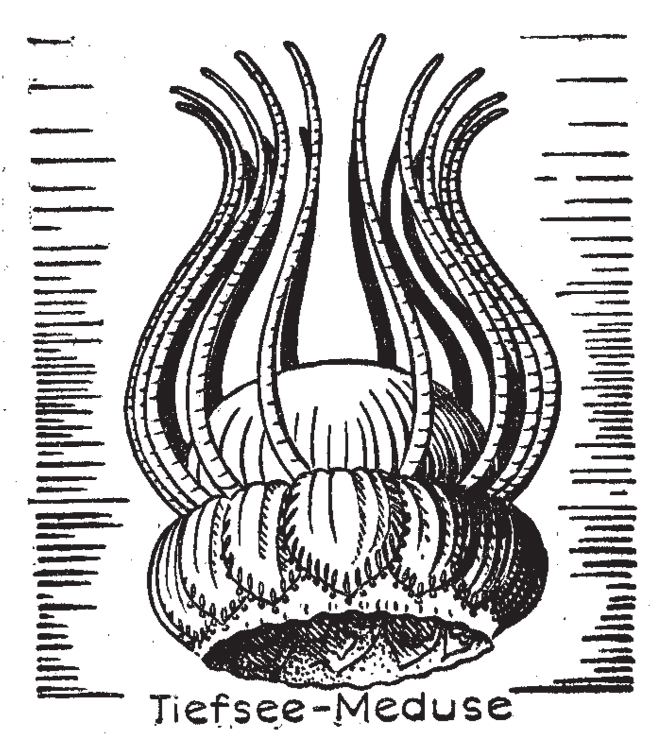
Radiolarien-Skelett

dieser Gegenstände sein Schönheitsempfinden wirklich vollständig ausgeschaltet hätte. Aber er hat, wie dies Darwin für die Entwicklung selbst annahm, das Nützliche an die erste Stelle gesetzt. Wenn man sich heute vor die Aufgabe gestellt sähe, ein für den Daseinskampf denkbar nützlich ausgestatte-



Orchidee

tes Raubtier der Wüste unter gänzlicher Gleichgültigkeit gegenüber dem menschlichen Schönheitsempfinden zu gestalten, so würde sicher kein Tiger entstehen! Wie man angesichts der überwältigenden Fülle an Schönheit der Tiere und Pflanzen die Nützlichkeit zum obersten Gesetz der Formgebung ernennen konnte, das wird immer eines der merkwürdigsten Beispiele dafür sein, wie hilflos verblendet der Mensch sein kann. Im Vergleich mit diesem plum-

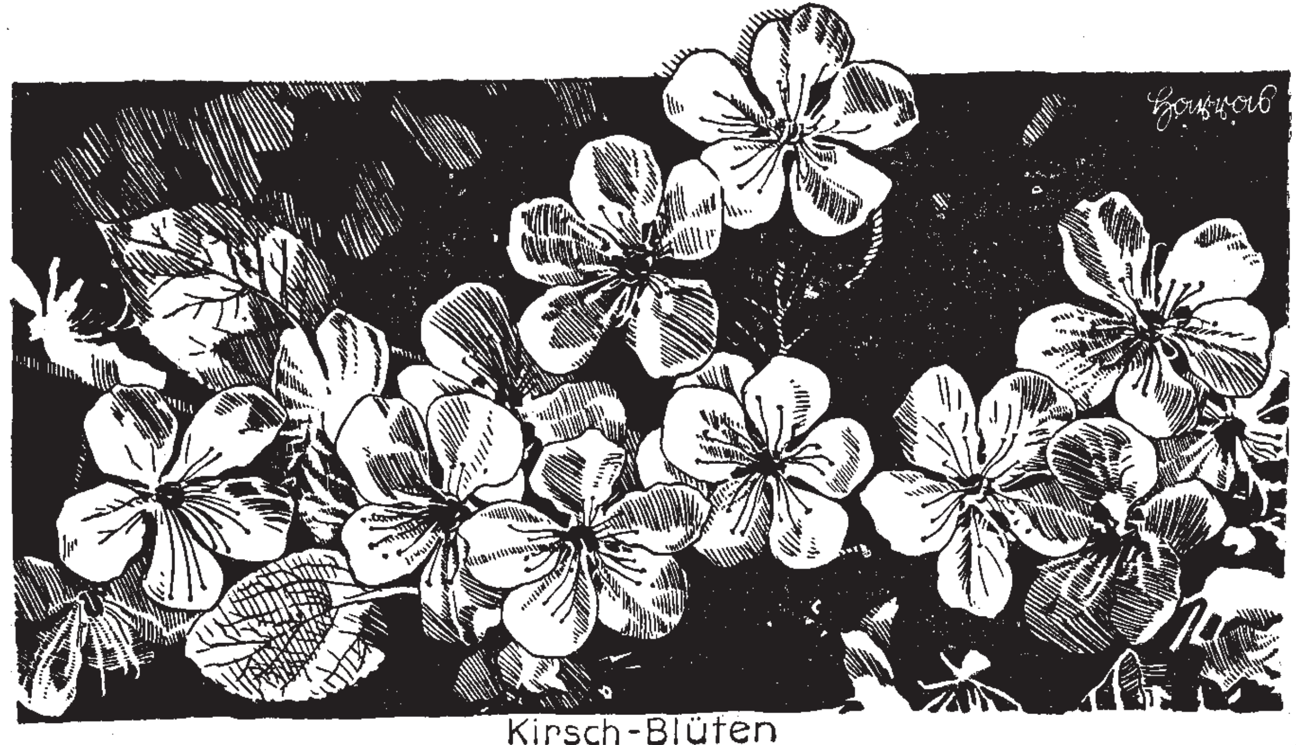


Tiefsee-Meduse

pen Irrtum war der vorher herrschende christliche Irrtum, als habe ein lieber Gott die Blümlein auf dem Felde so schön gemacht, damit wir uns daran freuen, unsern Schöpfer loben sollten und uns möglichst häufig dazu gedrungen fühlen möchten, sie abzubrechen und sie im Wasser zu unserer Freude vorzeitig absterben zu lassen, da sie ja doch keine Seele haben, weniger dürftig. Gewiß bedeutet es eine köstliche Vertiefung unserer Welterkenntnis, einen wunderreichen Einblick in die Zusammenhänge, wenn wir den tieferen Sinn der Blumendüfte und ihrer leuchtenden Farben wissen, wenn wir erkannten, daß die Pflanze hierdurch ihre Art erhalten, die Insekten, die Überträger ihrer Fortpflanzungszellen, herbeilocken will. Aber wenn wirklich nur Nützlichkeitsgründe hier in Frage kämen, so mögen uns die Darwinisten erklären, warum zu diesem Zwecke ein weit müheloser herzustellender unregelmäßiger leuchtender Farbfleck auf einem der Blätter — einer ausgehängten Wirtsfahne gleich — das Insekt nicht ebensosehr heranlocken könnte. Warum, das mögen uns die Darwinisten doch erklären, entspricht die Gestalt der Blüte und ihrer Farben und Formverteilung so vollkommen unserem menschlichen Schönheitsempfinden, obwohl das Facettenauge des Insektes, das angelockt


Schneekristall

werden soll, diese Schönheit gar nicht genießen kann? Wie würde wohl ein Darwinist es uns erklären wollen, daß die ältesten pflanzlichen und tierischen Vorfahren, die Einzeller, oft in wunderbarsten Kunstformen ihren Protaplasmaleib gestalten, obwohl sie selbst gar keine Sinnesorgane haben, um die Schönheit ihres Artgenossen wahrnehmen zu können, und obwohl alle die wunderbaren Kunstformen, z. B. der Radiolaren, das Protaplasmaklümpchen gar nicht etwa tüchtiger im Kampf ums Dasein machen können (siehe Ernst Häckels wundervolle Sammlungen der Kunstformen in der Natur)?"


Kirsch-Blüten



## „Fiat"

Die katholische Zeitschrift „Der Rosenkranz" 2, 1938, veröffentlicht einige Eintragungen aus dem Tagebuch einer französischen Schauspielerin, eines Frl. Eva Lavallière. Die Schauspielerin würde wohl völlig unbekannt geblieben sein, wenn sie nicht plötzlich fromm geworden wäre. Sie hatte Beziehungen zu der gesamten Pariser Lebewelt, lebte — wie das ja auch nicht anders sein konnte — in unglücklicher Ehe und wurde so immer mehr „auf die Bahn der Sünde gedrängt", wie es in dem Blatt heißt. Aber nun lesen wir weiter: „Die christliche Grundstimmung war bei ihr doch immer noch vorhanden und wurde 1911 wieder lebendig, als sie von Niederbronner Schwestern nach einer schweren Operation gepflegt wurde. Leiblich und seelisch gestärkt verließ sie die Klinik. Sie war allerdings wieder ganz Weltkind, sobald der Schwarm der Besucher sie umringte. Aber damals sprach es sich schon rund, daß sie vielleicht die Bühne verlassen werde. Und ein deutscher Fürst, der nach Paris kommen wollte, bedauerte, daß ihr Name keinen Theaterzettel mehr zierte."

Das war für den „Fürsten" vielleicht auch viel besser so! Und weiter:

„Im Jahre 1917 erfaßte sie die Gnade aber so, daß sie nicht mehr widerstehen konnte. Und nun gab es kein Aufhalten mehr für sie auf dem Wege zu Gott . . .

Einen Einblick in ihr Seelenleben gewährt eine Tagebucheintragung aus dem Jahre 1921:

Mein Lieblingsname? Jesus.
Mein Lieblingsschmuck? Die Dornenkrone.
Meine Lieblingsspeise? Das Brot der Engel.
Mein Lieblingstrank? Das lebendige Wasser.
Mein Lieblingskleid? Das Taufkleid.
Mein Lieblingsgebet? Reue, Dank, Liebe.
Meine Lieblingslandschaft? Der Kalvarienberg.
Meine Heimat? Der Himmel.
Meine Lieblingstugend? Die Demut.
Mein Führer? Der Heilige Geist.
Mein Lieblingsbuch? Das Evangelium.
Meine Lieblingsbeschäftigung? Die Betrachtung.
Meine Lieblingsfarben? Weiß und rot: Reinheit und Liebe.
Mein Lieblingsjuwel? Der Rosenkranz.
Mein Eigentum? Das Grab.
Mein tiefstes Sehnen? Ihn lieben.
Mein eigentliches Leid? Nicht innerlich sicher sein, ob ich ihn liebe.
Mein großes Ziel? Er.
Der beste Gebrauch meiner Hände? Sie falten.
Was versetzt mich in Staunen? Seine Liebe zu mir.
Was versetzt mich in Trauer? Meine Undankbarkeit.
Mein Hauptfehler? Von mir reden.
Der Schlüssel zur reinen Liebe? „Fiat". (Dein Wille geschehe.)
Was ich bin? Ein erbärmlicher Wurm."



**Nicht „Jahweh der Gerechte" . . .**



**oder „ewige Schicksalsmächte" . . .**



**sondern widerliche Wichte**



**und . . . Männer machen Weltgeschichte!**

Der Einblick ist fürwahr deutlich! Wir wollen uns nicht darüber den Kopf zerbrechen, ob diese Schauspielerin auch hier nur eine besondere Rolle spielte, oder ob sie tatsächlich so „gläubig" gemacht worden war. Aber diese obskure französische Schauspielerin von zweifelhafter Vergangenheit, die in solchem Geisteszustand endigte, wird Deutschen Lesern als eine „Heilige" hingestellt und zweifellos viel höher gewertet wie etwa eine Johanna Steegen. Man sieht hier wieder, wie die Priester den Menschen wünschen! Die Antworten zeigen dies klar und unmißverständlich. „Fiat!"

---

**„Das Buch der Bücher", oder die ungewollte Propaganda!**

Im „Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger" v. 14. 10. 37 findet sich unter der Überschrift „Die Philosophin" eine hämische Wiedergabe einiger Sätze aus der Vorbesprechung des Feldherrn zu dem Werk „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken". Diese schließt an an des Feldherrn Worte:

„So übergebe ich dies Werk den Deutschen und allen Menschen dieser Erde, sie alle geht es an. Es ist ihre Sache, danach zu greifen, um endlich — nach Jahrtausenden — eine sichere Grundlage für ihr Leben zu gewinnen."

Die Christen sind jedoch anderer Ansicht und fahren fort:

„Das Buch, nach dem die Christen greifen, um ihr Leben auf das Wort zu gründen, hat seinen Weg durch zwei Jahrtausende zu allen Menschen dieser Erde gefunden. Nun will das Haus Tutzing mit einem Buch nach Jahrtausenden — endlich! — Weltenwende schaffen? Es hat sich viel vorgenommen."

Dieser Erguß aus dem Kirchenblättchen wurde uns, von folgendem Schreiben begleitet, zugeschickt:

„Ich bitte freundlichst, mir das auf dem Traktätchen so warm empfohlene Buch „Mathilde Ludendorff, Ihr Werk und Wirken" per Nachnahme übersenden zu wollen. Ich will es als Geburtsgeschenk meiner Tochter, einer BDM.-Führerin, zum Geschenk machen.

Heil Hitler!

gez. Unterschrift."

Wir stellen fest, daß die Werbewirkung dieser christlichen Besprechung nicht schlecht ist. Hs.

# Ein weltanschauliches, artgemäßes Gleichnis

Von Heinrich A. Jäger

Den Deutschen Gedanken zu Ende denken,
Heißt: Seine Schritte zur Heimat lenken,
Heißt: Heimkehren zu dem heiligen Bronnen,
Aus dem die Kraft unserer Volkheit geronnen,
Heißt: Der Deutschen Seele wiedergeben
Ihre Heimstatt im Deutschen Gotterleben! —

Nicht jedem fällt dieses Zu-Ende-Denken leicht. Zu tief lagen über tausend Jahre lang Schutt und Moder gehäuft über des Urborns heiliger Flut. Aber insgeheim rauscht es doch immer wieder auf in den Gründen, regt sich aus unserm Blute das Wallen des Erbfühlens. Mit mahnendem Finger weist es auf die Ursprünge und Urgründe, aus denen wir Deutsche Menschen kommen, pocht es an unsere Herzen, fordert es unser Gefühl, erleuchtet es mehr und mehr die Geister, entflammt es schließlich unsern Willen, durchzudringen zur Klarheit des Erkennens — und Erkanntem Geltung zu verschaffen.

So haben wir geschürft. Lange, bedächtig, unermüdlich. Haben, wo in den Tiefen es raunte und rauschte, Gestrüpp gerodet, Felsen gesprengt, Schutt geschippt und Schlamm und Moder beseitigt.

Und nun liegt sie wieder frei, die kristallklare Flut, wie ein aufgeschlagenes Auge des Himmels Blau widerspiegelnd, Unzähligen den ihrem Deutschen Blute gemäßen Labetrunk wieder darbietend. Und leise kündigt der Oberflächen kräuselnde Bewegung das lebendige Strömen der Tiefe.

„Sündig und böse ist der Mensch von Jugend auf" — so hatte man schon das zarte Kind gelehrt und es dem jungen Menschen immer wieder eingehämmert, bis er es nicht mehr anders wußte. Statt eine Menschenblume nach ihres Wesens heiliger Eigengesetzlichkeit sich entfalten zu lassen, hat man die Entwicklung der zarten Pflanze unter ihr nicht gemäße Bedingungen gestellt; fremdes Gift hat man an ihre Wurzeln geträufelt, durch farbiger Gläser Trug der lieben Sonne reines Licht verfälscht, und ihre Atemluft waren giftige Treibhausdünste. Da be-

ist, mag die Schädigungen ermessen, die durch derartige, täglich zu wiederholende Exerzitien an den Frauenseelen verübt werden, die Opfer solcher mit einem leichten Hauch von Wissenschaftlichkeit verabreichten Ratschläge geworden sind.

Die „Illustrierte Wäsche- und Handarbeits-Zeitung“ hat sich — gleichgültig ob bewußt oder unbewußt — zum Förderer von Bestrebungen gemacht, die das Haus Ludendorff und seine Mitarbeiter in einem umfangreichen Schrifttum hinreichend und unantastbar als volksschädigend nachgewiesen haben. Mögen volksbewußte Frauen unter den Leserinnen dieser Zeitschrift aus der unwürdigen Zumutung der orientalischen Bet- und Bußhaltung, die aus den wiedergegebenen Zeichnungen eindringlich zu ihnen spricht, die Stärke zur Abwehr schöpfen. Dann wird diese buddhistische Leimrute vergeblich nach Opfern suchen. We.—

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch“ fürs Volk?

**Dr. Mathilde Ludendorff:**

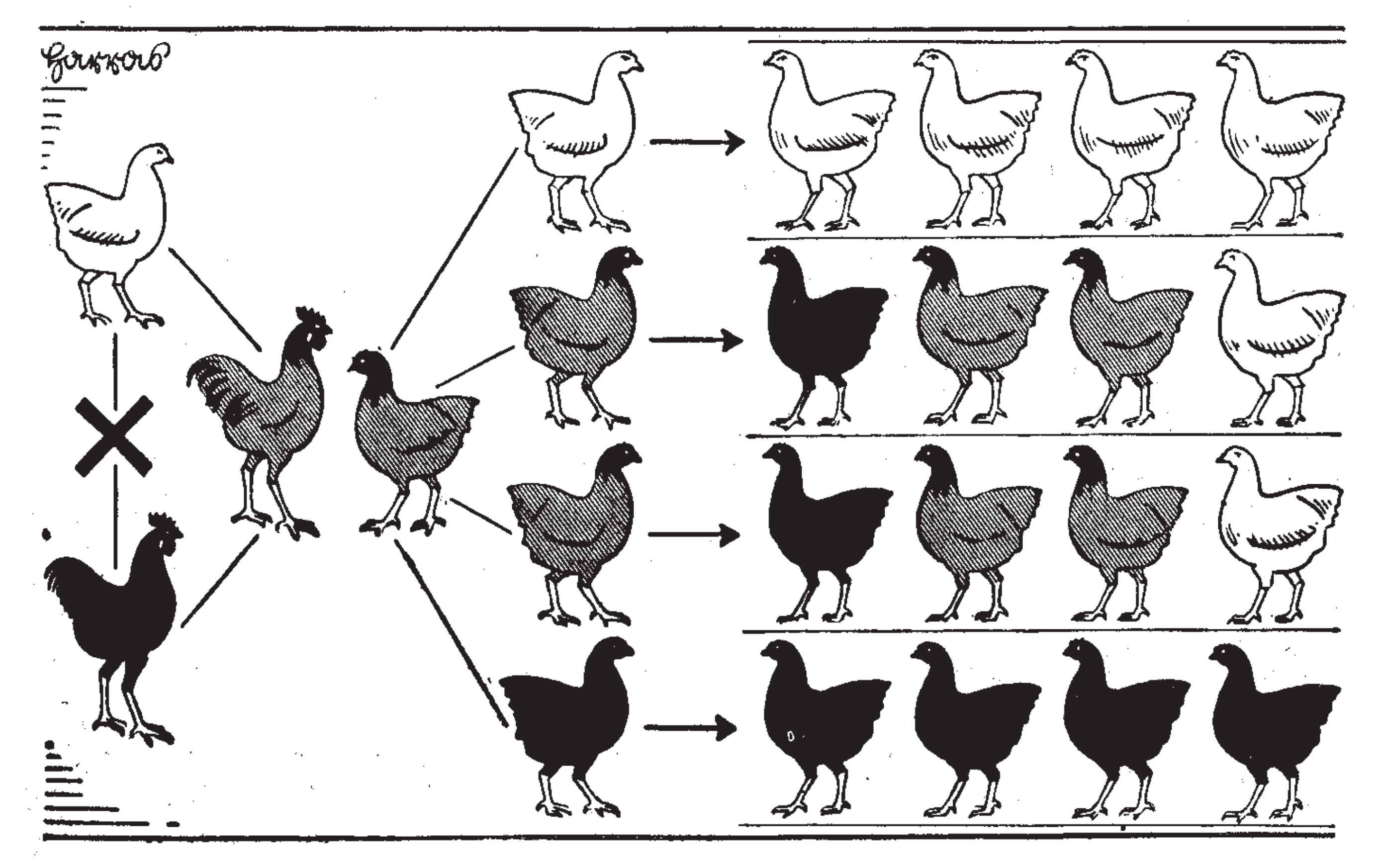
## Die Volksseele und ihre Machtgestalter

Zeichnung von Walter Harras

Seite 357

„Ehe wir uns nun noch die unseligen Folgen der Rassenmischung im einzelnen aus den Gesetzen des Lebens der Volksseele (siehe oben) vor Augen führen, wollen wir daran denken, daß bei diesem lebenswichtigen Grundgesetz der Erhaltung der Art, doch auch den Menschengeschlechtern jener gewaltige Schutz der Naturgesetze zur Seite steht, der als „Gesetz der Aufspaltung“ in der Naturwissenschaft unter dem Namen der „Mendelschen“ Gesetze bekannt ist.

Aus diesen genau durchforschten Gesetzen der Vererbung, denen alle Lebewesen der Erde unterstellt sind, mischt sich das Erbgut, wenn unterschiedliche Arten gepaart werden, nicht miteinander, sondern es bleibt wie die Steinchen eines Mosaiks in dem Mischling voneinander getrennt. Wir werden auf die hohe Bedeutung dieses Gesetzes für das Rasseerbgut im Unterbewußtsein eines Mischlings, das ich in dem Buche „Des Menschen Seele“ schon betont habe, noch zurückkommen. Hier aber beschäftigt uns ein zweites Grundgesetz, daß nämlich in den Nachfahren sich der Wille der Aufspaltung mit dem Ziele, zur Arteinheit zurückzufinden, in ganz klarer Weise ausdrückt. Die Nachkommen des Mischlings



sind zu einem Viertel wieder ganz rein nach der einen der beiden gemischten Arten, so daß also trotz der Mischung die Hälfte der Nachfahren wieder rein geartet ist, und nur artreines Erbgut vererbt. Das Ziel der Artreinheit ist also schon bei der ersten Geschlechterfolge für die Hälfte der Nachkommen wieder voll erreicht. Ihre Nachkommen sind rein, und wenn sie sich nun nicht wieder mischen, sondern artrein paaren, so sind sie auch als Ahn zukünftiger Geschlechterfolgen so vollwertig, als hätten ihre Eltern sich nicht gemischt, sie haben also nur artreine Nachkommen. Wenn dies bei den Menschen nicht so klar zu ersehen ist, so liegt das nur an der schon lange währenden Mischung unterschiedlicher Art, die bei so vielen Völkern vorliegt. Das Gesetz an sich gilt auch für sie. Das allein ist schon ein Triumph des Willens zur Reinheit der Art. Nun kommt aber hinzu, daß die andere Hälfte der Nachkommen, die zunächst Mischlinge sind, auch von dem gleichen Willen zur Aufspaltung durchseelt sind.

Diese andere Hälfte, die also in dieser ersten Geschlechterfolge noch Mischling ist, weist auch in der nächsten Geschlechterfolge wieder die gleiche obengenannte Aufspaltung auf. Auch bei ihr finden wir wieder die Hälfte artrein, die Hälfte Mischling. Diese aber ist im Besitze der gleichen Kräfte der Aufspaltung für die Geschlechterfolge, so daß mit jeder derselben ein immer größerer Teil der Nachkommenschaft wieder zur Reinheit der Art zurückkehrt. Wenn nun solche Versuche an roten und weißen Erbsen leichter zu verfolgen sind als an gemischten Völkern, so darf das niemals zu dem Irrtum verführen, daß diese Grundgesetze für die Lebewesen ungleich seien, für die Menschen nicht gälten. So hat sich also die Natur nicht ganz auf die Torheit der Menschen, die Rassenmischung treiben, verlassen, sondern sie sichert immer wieder das Ziel der Rassereinheit, indem sie ununterbrochen die Mischlinge wieder aufspaltet. Wird natürlich wieder und wieder Mischung getrieben, so kommt sie mit dieser Aufspaltung nicht nach, und die Mischlinge mehren sich trotz der Aufspaltung. Aber auch sie zeigen noch lebenswichtige Sonderung der Eigenart; denn das Rasseerbgut im Unterbewußtsein ist nicht gemischt, sondern ist wie die Steine eines Mosaiks dort nebeneinander gelagert. Welche Seelengefahren aber dieser Zustand birgt, zeigte das Buch „Des Menschen Seele", Abschnitt „Unterbewußtsein".

## Ludendorff-Eichen

Nun werden Eichen seines Wesens zeugen.
Kein schöner Sinnbild kann dem Helden werden
Als jener Baum, den keine Stürme beugen.
Der tiefverwurzelt in der Heimat Erden.

Und wenn der Wind in fernen, fernen Tagen
In starken Ästen seine Weisen singt.
Wird er vom Kämpfen eines Mannes sagen —
Ein Freiheitlied, das nimmermehr verklingt.

Erich Limpach

---

## Z . . . W . . . A . . . N . . . G

Im Jahre 1809 — nach dem für Österreich unglücklich ausgegangenen Feldzuge — wurde der Geburttag Napoleons am 15. August gefeiert. Ein Augenzeuge berichtet:

„Den 15. August wurde das Napoleonsfest in Österreichs Hauptstadt mit großem Pomp gefeiert, alle Schiffe auf der Donau waren bunt beflaggt und bewimpelt, der Donner der Kanonen kündigte nach allen Weltgegenden hin das hohe Fest des Diktators des europäischen Festlandes an. In Schönbrunn war große Parade, das Schießen und Glockengeläute schien gar kein Ende nehmen zu wollen. In Sankt Stephan, wohin sich die ganze Generalität, den Vizekönig Eugen an ihrer Spitze, begab, wurde ein feierliches Hochamt gehalten und das Tedeum gesungen. Die Bürger mußten Spaliere mit den Truppen bilden, bei dem Gouverneur war großes Diner. Mit einbrechender Nacht wurde ganz Wien mit allen seinen Vorstädten beleuchtet, und ein prächtiges Feuerwerk prasselte in die Lüfte. Unter den vielen, selbst von Wiener Bürgern illuminierten und passend angebrachten Transparenten las man auf einem derselben: ‚ZUR WEIHE AN NAPOLEONS GEBURTSTAG!' War man aber nicht ganz in der Nähe, so las man: ‚ZWANG!', weil die anderen Buchstaben so klein waren, daß sie schon in einer geringen Entfernung verschwanden. Ohne sich eine starke Blöße zu geben und sich zu blamieren, konnte man nicht wohl dem Mann, der so illuminierte, etwas anhaben." („Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten. Hinterlassene Papiere eines Offiziers." Neudruck Stuttgart 1922, S. 777.)

Da hatte ein Wiener dem Feinde eine feine Antwort auf diese erzwungene Feier gegeben. Lö.

der Schule und in der Natur — ohne Schädigung der Kinderseele.

Im Abschnitt „Der Erstkommunikant" ruft die Mutter Gerds den Kindern zu: „Ich bitte Euch innig, Ihr lieben Kinder: Laßt nicht nach, Eure Eltern zu bitten, Euch schon als kleine Kinder zum Tisch des Herrn zu führen." Wir aber rufen den Eltern zu: Lehret Eure Kinder nur das, was Ihr als völlig wahr verantworten könnt, lehret sie nachdenken und urteilen, wenn es Zeit dazu ist, und ohne jeden Zwang, daß sie einmal nur an das glauben, war wahr ist, d. h. was vor allem in Einklang steht mit den unwandelbaren Gesetzen der Natur. Hütet Euch, überschwenglich Ungesundes in ihnen zu züchten, pflegt ihren Gottesstolz und die göttlichen Wünsche zum Wahren, Guten und Schönen und als stärkste Liebe die zu ihrem Volk, damit sie sich eines Tages frei und klar für eine Weltanschauung entscheiden und für sie eintreten können, welche unter solchen Voraussetzungen folgerichtig nur Deutsch, nie artfremd jüdisch-christlich sein kann. Wie sagt doch Felix Dahn über das Verhältnis von germanisch und christlich? Und fanget endlich an, Ihr Eltern, mehr auf die wahrhaft Großen in Eurem Volk zu achten und zu hören, die immer aus den tiefsten Quellen Deutschen Wesens geschöpft haben und Euch unendlich mehr geben können, als jenes von irgendwelchen Juden zusammengeschriebene Buch mit seinen unwahren und unhaltbaren Weissagungen, Wundern und Offenbarungen, genannt die heilige Schrift. Vertieft Euch einmal unbefangen, ohne den großen priesterlichen Schatten hinter Euch, in dieses Buch und vertieft Euch ebenso unbefangen in die neuen Erkenntnisse über dieses Buch. Dann vergleicht, urteilt und führet Eure Kinder nicht nachtwandlerisch sicher, sondern gereift zur höheren Erkenntnis der Wahrheit mit der stolzen Sicherheit, welche nur diese geben kann.

# Ein Priester warnte vor Priestern

Es haben bereits oft katholische Geistliche, erschüttert durch ihre Erlebnisse mit ihrer Kirche bzw. deren Vertretern, ihr Amt niedergelegt. Selbstverständlich hat die Kirche dann in bekannter „christlicher Liebe" diese Geistlichen ohne weiteres verurteilt und mit Hilfe ihres ausgedehnten Propagandaapparates, gestützt auf den blinden Glauben ihrer Anhänger, zu verleumden versucht. Viele dieser Geistlichen haben dann aus ihren Erfahrungen heraus die Art ihrer Erziehung oder sonstige Zustände in berechtigter Abwehr der Öffentlichkeit übergeben. Auf diese Weise sind schon oft recht beachtliche Tatsachen ans Tageslicht und zu Ohren derjenigen gekommen, für welche die Kirche und ihre Vertreter keine göttlichen, sondern menschliche, allzu menschliche Einrichtungen waren und sind.

In der nachstehenden im Auszug wiedergegebenen, i. J. 1845 erschienenen Schrift „Rechtfertigung" warnt der katholische Priester Johannes Ronge eindringlich vor einer priesterlichen Erziehung, welche ihm zuteil wurde und unter deren Mißständen er gelitten hat, bis er aus eigner Überzeugung die Kraft fand, seinem geistlichen Beruf zu entsagen. Der äußerliche Anlaß, der diesen Priester zum Auftreten gegen seine Kirche veranlaßte, war die derzeitige Ausstellung des „heiligen Rockes" zu Trier, welche nicht nur bei ihm, sondern bei den denkenden Menschen jener Zeit Empörung und bei leichtfertigen Leuten Gelächter verursachte. Johannes Ronge schreibt:

„Im Dezember des Jahres 1839 trat ich in das Alumnat; ein Abschnitt der bittersten Tage und schwersten Kämpfe begann. Das Vertrauen, welches ich bis jetzt zu den geistlichen Lehrern besessen, wurde mir durch deren Treiben, das ich nun in der Nähe erblickte, aus der Brust gerissen, und das tiefste Entsetzen und der bitterste Abscheu ergriffen mich, als ich sah, wie sehr die Religion mißbraucht wurde, um das Volk zu erniedrigen und zu unterwerfen; als ich sah, mit welch' einem furchtbaren Gewebe der Heuchelei wir von der Geburt bis zum Grabe durch Rom umstrickt werden, als ich sah, wie man das Heiligste bis zum Hohne mißbrauchte, um die Menschenwürde zu unterdrücken. Ich selbst fühlte die nie gekannten unwürdigen Fesseln glühend auf mir brennen und gewahrte auch, wie viele meiner Leidensgenossen litten, und um so mehr litten, je weniger sie sich die Ursachen ihres Schmerzes zu gestehen wagten. Denn die Politik der römischen Hierarchie weiß alle Christen katholischer Konfession mit festen Banden zu umschlingen, und sie weiß wunderbarer als Moses, der aus dem dürren Felsen Wasser schlug, aus dem verarmten Volke Geld zu locken; ihr Hauptaugenmerk aber und ihre größte Kunst ist auf ihre Diener, namentlich auf

den niedern Klerus und dessen Erziehung gerichtet. Den niederen Klerus schlägt sie so fest in geistige und äußere Bande, daß eine Befreiung daraus einem großen Teile desselben fast unmöglich ist. Die eigentliche Rüstkammer dieser entehrenden Bande ist nun das Alumnat oder Priesterseminar. Hier wird dem Jünglinge, der sich dem Volkslehrerstande widmen will, der Stempel der Knechtschaft tief und schmerzvoll eingedrückt; hier wird er zum heiligen Müßiggange verurteilt; hier wird sein Geist durch Furcht und heilige Satzungen gefesselt und zu blindem Gehorsam gezwungen; hier wird dem Gemüte Heuchelei und dem Herzen kalte Selbstsucht eingeimpft, und hier der Mensch erniedrigt und zum blinden Sklaven, zum willenlosen Werkzeuge gemacht. Der Schmerz, die Qualen dieser Opfer sind fürchterlich, und ihre Natur empört sich instinktmäßig, wenn ihnen die heiligsten Rechte, die schönsten Geschenke des Schöpfers geraubt werden. Doch still ist der Sklave, und um so stiller, je tiefer das Grab, worin seine Freiheit, seine Menschenwürde begraben worden. Nur selten dringt ein verzweifelter Schrei heraus aus dem innersten Herzen, aber er verhallt alsbald unter dem lauten Gebetlärm der Heuchler.

Mir zittern stets alle Fibern, wenn ich an all die Schmach denke, die uns zugefügt wurde, und an die unwürdige Behandlung, unter der wir litten; und ich möchte, daß meine Feder eine flammende Fackel würde, um den ganzen tiefen Abgrund, worin unter heiligen Gesängen Herzen ersticken und Geister erliegen, beleuchten zu können. Doch ich brauche bloß einfach und ruhig zu schildern, was ich gesehen und empfunden, und bin gewiß, daß die meisten meiner Mitbürger, welche die furchtbaren Fangwerkzeuge der römischen Hierarchie noch nicht kennen, sich der Entrüstung, des Entsetzens und des tiefsten Schmerzes nicht erwehren werden.

In den ersten Tagen nach dem Eintritte in das Alumnat sah ich auf dem Angesichte der meisten meiner Schicksalsgefährten, je nach individueller Beschaffenheit, Bestürzung (den ersten Abend sprach z. B. von sechs Bekannten und Freunden, die wir in einer Zelle wohnten, keiner ein Wort; alle sechs waren so bestürzt, daß sie lautlos den Schlaf suchten!), Bangigkeit, tiefen Schmerz oder eine verzweifelte Resignation. Vierzig Jünglinge in der Blüte und Kraft ihres Alters schlichen wie Mumien umher. Wir sahen uns mit dumpfem schweigendem Schmerze an, und der Freund forschte im Angesichte des Freundes, wie es in dessen Herzen aussähe. Man suchte nach jenem Heroismus, der entschlossen ist, seinen ganzen Jugendhimmel, seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine Freiheit an einem Tage zu opfern, um, wie man uns lehrte, das zeitige und ewige Wohl unserer Mitmenschen besser befördern zu können; als ob man seine Mitmenschen zur Selbständigkeit und freien Würde erheben könnte, wenn man selbst dieser freien Würde bar ist! Was mich aber zumeist erschreckte und entrüstete, war der geistige Stillstand, den alsbald der Druck einerseits, der Leichtsinn, der Mißmut oder die Mutlosigkeit andererseits erzeugten. Der Jüngling von vierundzwanzig Jahren war fertig mit sich und der Erde, zerrissen waren die schönsten Bande zwischen ihm und seiner Mitwelt. Der freudige warme Jugendmut, sich eine schöne Zukunft zu erringen, wurde erstickt, und Selbstsucht goß das kalte Gift des Eigennutzes, des Neides, des Mißtrauens etc. in die jugendlichen warmen Adern. Es war uns, als ob unsere Häupter mit einer unlösbaren Hülle auf ewig zusammengezogen wären, und als ob in düst're Nacht jammernde Geister uns Grabeslieder sängen. Wie ein schauriges Ungeheuer, das Gräber gräbt, worin Jünglinge lebendig begraben werden, und Gräber, welche die Freiheit und das Glück der Völker verschlingen. Der Jüngling, welcher Volkslehrer werden will, sieht seine offene freie Männlichkeit der Vernichtung preisgegeben, denn er muß blind gehorchen und sich dem unwürdigsten Drucke unterwerfen, da das erste Gebot unbedingter Gehorsam ist. Er sieht, daß die Einrichtungen und Satzungen der Hierarchie nicht für die Erhebung, sondern für die Erniedrigung seiner Nation berechnet sind, und er als Diener einer fremden Macht seine Nation soll unterdrücken helfen! Er soll ferner die Infamie, welche auf jeder Knechtschaft lastete, und den Spott, der aus der Unsittlichkeit vieler Zölibateurs für den ganzen Stand erwachsen ist, auf sich nehmen! Werden blinkende Münzen, der hungernden Armut und dem frommen Wahne entlockt, werden gaumenkitzelnde Speisen und Weine ihm Ersatz leisten? Ja, wenn er lieber ein gefräßiges Tier als ein Mensch sein will! Was aber kann ihn aufrechterhalten? Nur die Hoffnung, einst die Ketten meiner Nation brechen zu helfen. Dieser Gedanke war es, der auch mich belebte und unter dem furchtbaren Sklavendrucke aufrechterhielt. Aber wird der Geist, wird das Gemüt unter dem Drucke nicht leiden? Wird die sittliche Kraft nicht Schaden nehmen? Ja, wenn man dem Drucke unterläge! Wenn man zum Heuch-

ler herabsänke, wenn man sich selbst und andern ein Gegenstand der Verachtung werden sollte? Alle diese Fragen und Befürchtungen drängten sich schon in der ersten Zeit vor die Seele, und erfüllten das Gemüt mit unnennbarem Weh, und sie wurden und werden gerechtfertigt, nur zu sehr gerechtfertigt! Denn die Zeit wurde kunstvoll zersplittert durch Beiwohnung von Zeremonien und durch Hersagung lateinischer Lippengebete zu fünf bis sechs Stunden täglich (mit Einschluß des Breviergebetes). Fünf Stunden Gebet täglich und welch Gebet! Für Jünglinge von vierundzwanzig Jahren, die das Salz der Erde werden sollten! Rom macht durch Frömmigkeit Knechte. Alles bot ich auf, um dem vernichtenden Gefühle und dem Gewissensvorwurf, „Nichts getan zu haben", zu entgehen. Nur gegen drei Stunden täglich waren, wenn das Brevier gebetet, für Selbststudium angesetzt; die geistige Arbeit mußte aber in einer Umgebung von zwanzig Jünglingen geschehen, die keine Prüfung mehr für ein Amt zu bestehen hatten und sonst auch „fertig" waren! Mit Schrecken dachte ich daran, daß meine moralische Kraft schwach werden könnte, wenn Heuchelei und Müßiggang Einfluß übten. Mein Zustand war daher oft ein verzweifelter, und in glühender Hitze durchwachte ich oft die Nacht und rang im Geiste: „Ist es möglich, so gehe der bitt're Kelch vorüber!" Ich mußte ihn trinken! Doch ein Blitz des ahnenden Gemüts leuchtete mir einst durch die Nacht und verhieß mir im Traume den Tag der Befreiung. An Geist und Gemüt bitter gekränkt, verließ ich 1840 das Seminar.

O ich bitte Sie, deutsche Väter und Mütter, lassen Sie keinen Ihrer Söhne in dieses Grab der sittlichen Freiheit und Selbständigkeit, Sie ziehen sich eine größere Schuld zu, als wenn Sie Ihren Söhnen das Leben nehmen, denn der moralische Tod ist schlimmer und schmerzlicher als der leibliche. Die deutschen Mütter gaben einst ihren Kindern lieber den Tod, als daß sie dieselben Sklaven der Römer werden ließen, und heute schätzt man es für die größte Ehre, wenn ein deutscher Jüngling ein Sklave, freilich ein „geweihter" Knecht, des römischen Bischofs wird! Doch man kennt das Joch nicht, denn die Knechtschaft wird unter dem heiligen Namen der Religion aufgelegt.

Und Sie, meine jugendlichen Freunde, die Sie den Volkslehrerstand wählen, ich beschwöre Sie, weichen Sie von diesem Grabe Ihrer sittlichen Kraft, Ihrer Selbständigkeit, von dem Alumnate! Sie verlieren an Geist und Körper, und wären Sie Riesen an beiden. Sie werden Knechte! Sie werden Heuchler! So schön der Volkslehrerstand ist, welch großen Wirkungskreis er auch bietet, so ist er doch durch die unwürdigen, schmachvollen Bande, welche Rom ihm auferlegt, gefahrvoll für die Menschenwürde, die Wahrheit und die Freiheit. Wählen Sie darum lieber ein hartes Lager und ein mühevolles Leben, als die entehrende Trägheit eines entweihten Daseins."

Lö.

# Bäuerliche Kultur im Lied

Von Walter Thürck

In seinem Werke „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse" schreibt der Reichsbauernführer R. Walther Darré: „Bauer sein heißt frei sein." Dann weiter: „Nur dort, wo im ausgehenden Mittelalter das Bauerntum in Deutschland unterworfen worden ist, kam jenes unglückselige Wort auf: Leg dich krumm und Gott hilft dir. Es hat aber Ströme von Blut gekostet, ehe das deutsche Bauerntum an einzelnen Stellen soweit gewesen ist. Immerhin sind längst nicht alle Gegenden unterworfen worden, besonders nicht in Nordwestdeutschland."

Die Geschichte unseres Volkes seit der gewaltsamen Christianisierung ist der endlos scheinende Kampf der Besten unseres Blutes gegen die seelische und körperliche Vergewaltigung durch die Priesterkasten. Grausam wurde damit auch jede arteigene Kultur vernichtet. Trotz allem aber konnten die blutrünstigen Gewalthaber der Geschichte das arteigene Gotterleben nicht ganz ausrotten. Solange Menschen unseres Blutes geboren werden, leuchtet hier oder dort hell und rein das Gotterleben im Ich auf — nur unmerklich den Priesterkasten, die wähnten, unserem Volke die „christliche Kultur" gebracht zu haben. (S. Mathilde Ludendorff: „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" S. 440.)

Der bäuerliche Mensch des Nordens unseres Vaterlandes lebte nun auf seinem Einzelhofe. Er war wortkarg und einsam

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" für's Volk?

Dr. M. Ludendorff:

## Ist das Leben sinnlose Schinderei?

Schriftenreihe 1 Seite 9.

„Wenn ich zuvor euch an den Genuß von Giften erinnerte, so wollte ich euch nicht etwa eine Moralpredigt halten; aber wohl wollte ich euch die Torheit bewußt machen, die darin liegt, daß man das köstliche Gut, die Gesundheit, zerstört. Sie ist in allen Menschen ohne Unterschied des Standes von der Geburt her geschenkt, oder auch geschmälert. Sie hilft euch alle Last des Lebens leichter tragen; sie selbst zu schädigen ist sinnwidrig. Ich wollte euch auf eine zweite, viel, viel ernstere Ursache hinführen, die den Menschen den wahren Sinn des Lebens verkennen und ihn immer sinnloser leben läßt. Euch kommt es nicht auffällig vor, daß die Menschen ganz unbedenklich sich selbst vergiften. Ihr seid es gewohnt und denkt nicht darüber nach; aber glaubt mir, wer über das, was allgemein üblich ist, nicht nachdenkt, dem verschließen sich die wichtigsten Wege zur Erkenntnis der Wahrheit. Blickt doch hinüber zu anderen Lebewesen, die der Mensch gewöhnlich im Gegensatz zu sich die „unvernünftigen" Tiere nennt, und beobachtet sie, ob sie zu einer gleichen Torheit fähig wären.

Ihr seht hier um uns die zarten lila Blütenkelche der Herbstzeitlose. Glaubt ihr, daß morgen, wenn das Vieh hier geweidet wird, die junge Hirtin von ihrem Strickstrumpf immer wieder aufschauen muß, um achtzugeben, daß nur ja keine Kuh von dem Gift frißt? Ach nein, das braucht sie nicht, und eben deshalb kann der Strumpf für den Vater so gut gedeihen. Sie blickt nur selten auf, hört schon am Läuten der Kuhglocken, ob sie aufschauen muß, denn nur vor dem Davonlaufen auf andere Wiesen oder in den Wald muß sie das Vieh hüten. Die Weidegrenzen der Menschen hält das Tier nicht inne, aber Gift frißt es nicht, sein „Erbinstinkt", die ererbte Weisheit hält es davon ab!

Ist das nicht seltsam? Da soll der Mensch, das einzig vernünftige, bewußte Lebewesen sein, und ist auch, wie die Wissenschaft es erwiesen, durch Entwicklung aus niedersten, unbewußten, einzelligen Lebewesen geworden, und dann ist er dümmer in bezug auf seine Lebenserhaltung wie das „unvernünftige" Vieh, das nichts frißt, was ihm schädlich ist, sofern Erbinstinkte ihm dafür Sicherheit geben können? — Der Mensch, das einzige bewußte Lebewesen, benimmt sich also törichter als Pflanzen und Tiere!

Ja, ist nicht der Mensch auch das einzige von allen Lebewesen, der gemein, der ganz abscheulich an anderen Menschen und den Tieren handeln kann? Blickt doch um euch! Machen sich die

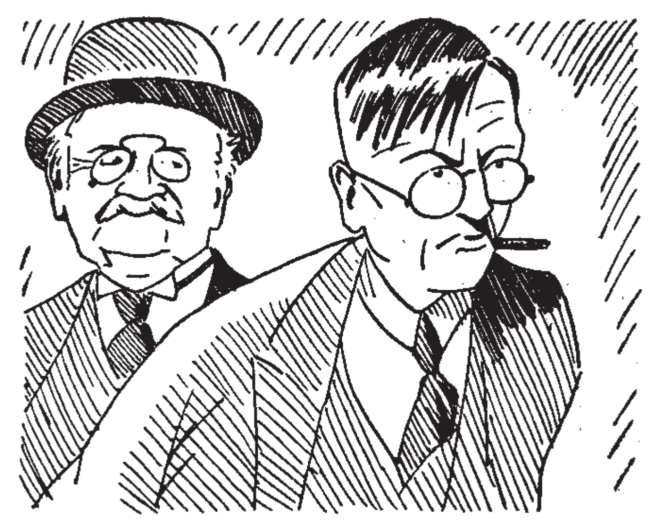


Ein reizendes Stilleben — aber es ist unnatürlich, und ganz trauen wir auch dem Frieden nicht, denn der Wille zur Selbsterhaltung läßt Hund und Katze einander verfolgen. (Aufnahme Hein Gorny.)

Tiere etwa gegenseitig das Leben so zur Hölle wie die Menschen mit ihrer Zanksucht, Rachsucht, Bosheit, mit ihrer Mißgunst, ihrer Habgier und all den widerlichen Eigenschaften, mit denen sie sich ein ganzes Leben lang quälen können? Nein, nicht wahr, die Tiere verfolgen und töten einander zwar, um selbst weiterleben zu können, töten einander, um den Hunger zu stillen, aber das ist auch der einzige Wille, der sie dazu veranlassen kann, der Wille zur Selbsterhaltung. Es ist der gleiche, der sie auch weise daran verhindert, Gifte zu nehmen.

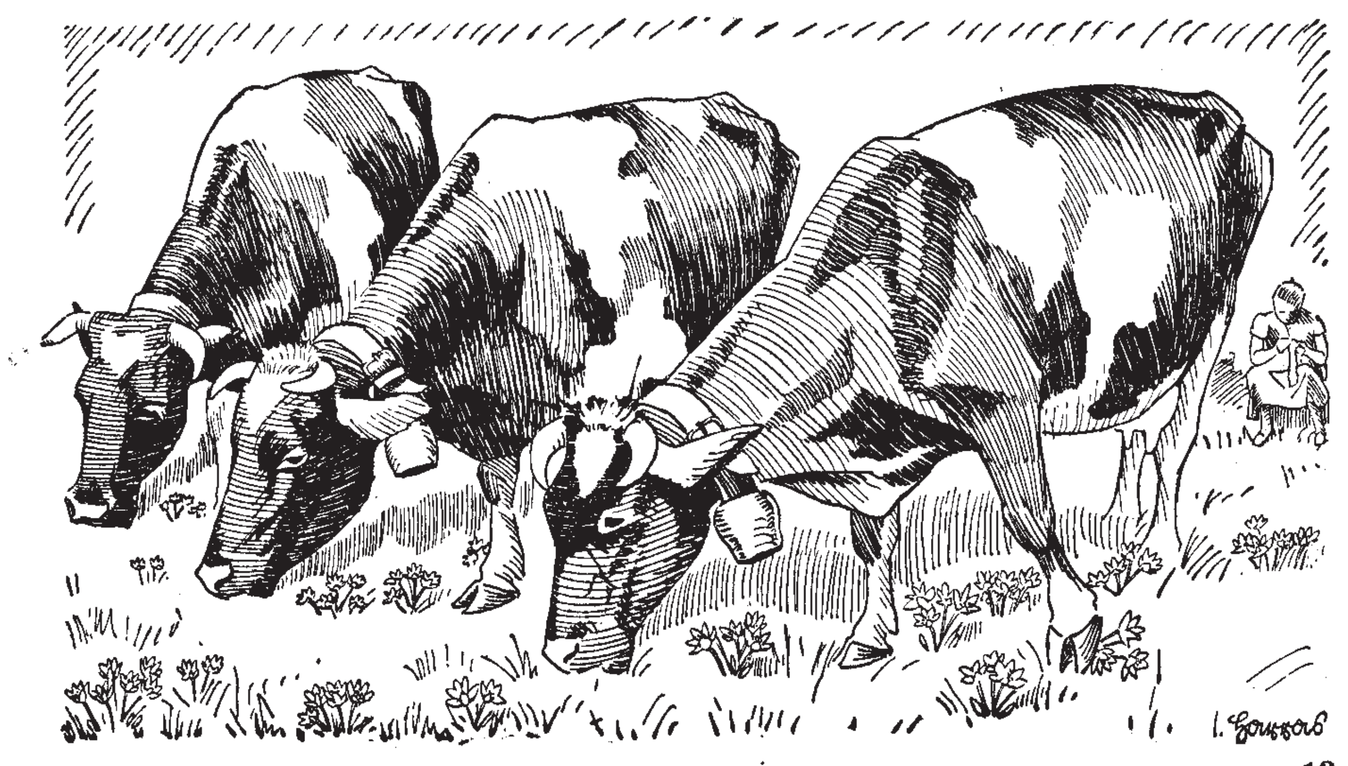
Dieser eine Wille, der in ihnen, wie in allen Lebewesen, auch in uns, lebt, wird von ihnen ausschließlich und restlos, und zwar mit der ganzen Erfahrung aller ererbten Instinkte erfüllt. Aber unabhängig von diesem Willen tun sie einander kein Leid an, sie können nicht schlecht — sie können freilich auch niemals gut sein. Über ihrem Wollen leuchtet nicht wie in den Menschen der freie Entscheid zwischen Leben erhaltendem und Leben gefährdendem Wollen, auch nicht jener zwischen Gut und Böse!

Nun sagt ihr mir, oder vielmehr ihr meintet noch vorhin, daß doch diese Möglichkeit, ja sogar die Wahrscheinlichkeit, daß der Mensch als einziges Lebewesen töricht im Sinne seiner Erhaltung und auch schlecht, geradezu bösartig handeln kann, eine Sinnlosigkeit sei! Aber habt ihr denn wirklich schon einmal darüber nachgedacht, daß, wenn dies nicht der Fall wäre, der Mensch niemals gut handeln könnte, ganz ebenso wie das Tier dies nicht kann? Ach nein, darüber



Und hier zwei, die sich ewig streiten. Sind sie nicht törichter als die Tiere, die sich nur aus ihrem Erbinstinkt bekämpfen?!

dachtet ihr nicht nach. Aber seht, ich kann euch gerade deshalb vielleicht am allerleichtesten auf den tiefen Sinn dieser angeborenen Unvollkommenheit des Menschen hinweisen, weil wir uns bisher eingehender nur um den Willen zum Schönen in der Natur und in der Menschenseele unterhalten haben. Hier wird euch am allerleichtesten klar werden, daß ein bewußtes Erleben des Schönheitwillens ebenso wie ein göttlich gerichtetes Fühlen von Haß und Liebe, ebenso wie endlich ein Wille zur Wahrheit im Denken und Wille zum guten Handeln niemals in einem Menschen erlebt werden könnte, wenn er nicht die volle Freiheit hätte, sich all diesem Wollen auch ganz zu entziehen, ja ihm allerwärts sogar feindlich entgegenzutreten und es in sich selbst völlig zu ersticken."



# Die gefoppten Jesuiten

W. Hochberg.

Ein freidenkender ungarischer Kandidat der Theologie, Hedhessi, hatte auf der im Gegensatz zu der pietistischen Universität Halle freiheitlich gerichteten Universität Frankfurt a. d. O. seine Studien beendet. Als er seine Bücher zusammenpackte, um nach Ungarn heimzukehren, erkannte er mit Schrecken, daß die Wiener Zensur, die von Jesuiten ausgeübt wurde, wohl den größeren Teil derselben konfiszieren werde, denn es waren viele freigeistige französische und englische Philosophen dabei, auch Schriften des großen Königs. Als er so seine geistige Not überdachte, kam ihm schließlich der Gedanke, ob ihm nicht dieser selber helfen könne.

Gedacht, getan. Er wußte es so einzurichten, daß er einmal dem „Alten Fritz", als er mit seinen Windspielen im Parke von Sanssouci spazierenging, begegnete, um sich ihm mit bittender Gebärde zu nahen. Von dem angenehmen Äußeren des Fremden eingenommen, knüpfte der große König mit ihm ein Gespräch an, in dem er den Grund der seltsamen Audienz des ungarischen Theologen erfuhr. Er hatte unterdes Gefallen an dem freimütigen jungen Mann gefunden, der ihm auch klargemacht hatte, daß selbst seine, des Preußenkönigs, Schriften nicht von der hohen Zensur der Jesuiten in Wien verschont werden würden. Der tolerante König, der in seinem Reiche selbst die Jesuiten ungeschoren ließ, wenn sie ihm nicht seine eigenen Pläne störten, beschloß nun aber doch, den Jesuiten einen Denkzettel zu geben.

„Da will ich Ihm einen guten Rat geben", sagte er zu dem Theologen, „nehme er seine Bücher in Gottes Namen mit und sage er nur, der König von Preußen habe sie Ihm geschenkt."

„Majestät, das wäre wider die Wahrheit", wandte der junge Mann ein.

„Das gehört zu seinem Beruf", meinte verschmitzt der König, „aber melde Er sich in meiner Kanzlei, da wird man sie Ihm geben."

Erfreut dankte der Kandidat, blieb aber doch noch unschlüssig stehen, so daß ihn der König fragte: „Und was will Er noch?"

„Und wenn man mir die Bücher nun doch abnimmt?" wandte er, noch immer zweifelnd, ein.

„Das werden die Wiener nicht wagen!" sagte der König, fügte aber, als er das noch immer ungläubige Gesicht sah, hinzu: „Dann melde Er sich bei meinem Gesandten in Wien, und nun gehe Er!"

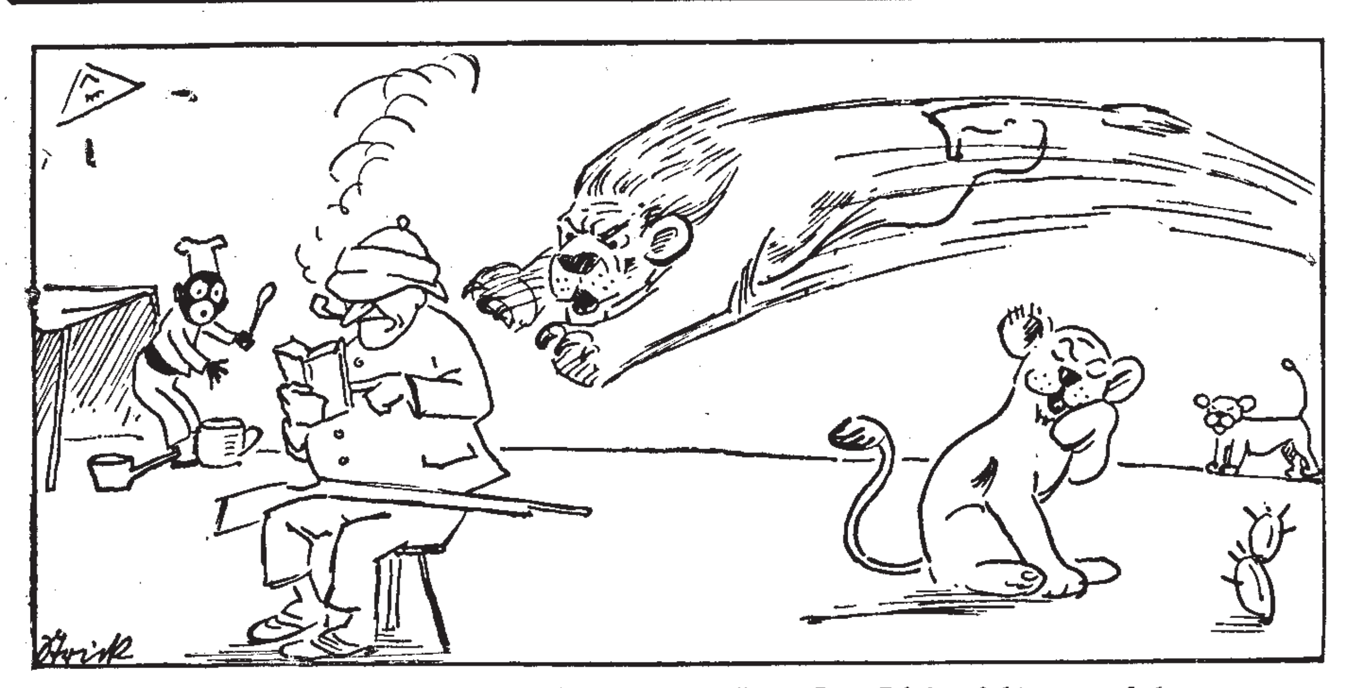
Hocherfreut hatte Hedhessi eine prächtige Ausgabe von des Königs Werken in Empfang genommen. Alle in seinem Besitz befindlichen und noch erreichbaren freigeistigen Schriften packte er hinzu, und mit einer ungewöhnlich großen Bücherfracht trat er die Heimreise an. Natürlich wurde ihm, wie er erwartet hatte, sein gelehrter Reichtum an der Grenze abgenommen und nach Wien zur Zensur gesandt. Er selber mußte der Kontrolle der beiden Zensoren im Jesuitenkolleg in Wien beiwohnen. Aber nicht eine der ketzerischen, freigeistigen Schriften fand Gnade vor den kritischen Augen, die höchst empört darüber waren, daß es jemand wagen konnte, diese verfemten Schriften der Aufklärung ins gut katholische Österreich zu bringen. Keine Einwendungen Hedhessis wurden beachtet. Und als sie zuletzt an die Werke des großen Königs kamen, da taten sie dieselben mit höhnischem Lächeln zu den anderen verworfenen.

Nun machte aber Hedhessi den Einwand, den anzubringen er sich als letzten Trumpf aufgehoben hatte, mit erhobener Stimme: „Meine hochwürdigen Herren Väter, bedenken Sie doch, daß mir diese Bücher von Seiner Majestät dem Könige von Preußen selber geschenkt worden sind!"

Aber aufgebracht und giftig antwortete man ihm: „Was geht uns der König von Preußen an? Wir sind hier in Wien. Sei Er nur froh, daß Er nicht selber noch mit eingezogen wird, wenn Er die Frechheit besitzt, solch Zeug in sein Vaterland zu verschleppen."

Als unser Kandidat die Türe hinter sich zugemacht hatte, war er doch froh, dieser unangenehmen Situation, die ihm leicht hätte gefährlich werden können, entronnen zu sein. Aber natürlich eilte er spornstreichs zum preußischen Gesandten, der schon wohl über die Sache unterrichtet war, und erstattete ihm Bericht. Dieser ließ den Kandidaten zunächst mit der Weisung, es sich recht wohl sein zu lassen, im „Goldenen Löwen" einquartieren, er solle daselbst weitere Nachrichten abwarten. Ein Kurier des Gesandten unterrichtete den König in Potsdam von dem Gang der Ereignisse. Der aber hatte sei-

nen Plan schon fertig. Die heiligen Väter des Jesuitenkollegs in Breslau erschraken nicht schlecht, als ihnen ohne jegliche Ahnung die Türen ihrer Bibliothek versiegelt und mit zwei Schildwachen besetzt wurden. Die Siegel wurden außerdem täglich von einem Kammerkalkulator in Begleitung eines Leutnants nachgeprüft. Noch mehr erschraken die frommen Väter, als sie weiterhin die Kosten dieses sie überraschenden Verfahrens zu tragen hatten: 30 Taler für die Versiegelung und täglich je 1 Taler für jede der Schildwachen und 2 Taler für den Leutnant. Es vergingen zunächst mehrere Tage, ehe sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten. Noch immer hatten sie keine Ahnung, warum der sonst so duldsame König ihnen eine solche Auflage machte, aber es mußte gewiß etwas ganz Außergewöhnliches sein, was ihn diesen Schritt tun ließ. Ganz vorsichtig machten sie sich an die Breslauer amtlichen Stellen heran, aber nirgends konnten sie die gewünschte Auskunft erhalten. So blieb ihnen nichts übrig, als von einer Deputation, die sie nach Potsdam entsandten, sich die Aufklärung der Affäre holen zu lassen. So geschah es. Ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit, Abgesandte und Bittsteller möglichst bald zu empfangen, zögerte der König die Audienz der aalglatten Brüder der Gesellschaft Jesu, auch wider deren Erwarten, fast 14 Tage hinaus. Aber wollten sie nicht unverrichteter Sache abziehen, so mußten sie auch den längeren unfreiwilligen Aufenthalt in Potsdam auf sich nehmen. Als sie dann endlich empfangen wurden, staunten sie über die Liebenswürdigkeit des Königs, der sich mit ihnen über alles Mögliche unterhielt, so daß sie ihre Bitte um Aufklärung noch nicht einmal vorgebracht hatten, als der König sich zum Gehen wandte. Mit äußerster Untertänigkeit hielten sie den König noch einige Augenblicke zurück und brachten ihr Anliegen vor. Recht oben drüber hin sagte der König im Weggehen: „Aha, ihr kommt wegen der Bibliothek. Das ist nicht meine Sache. Nur eine Bagatelle. Mein Gesandter in Wien kann euch darüber Auskunft geben. Ich bin euer gnädiger König wie immer. Adieu.“ Mit langen Gesichtern ließ er die Abgesandten stehen, die nun so klug waren wie zuvor. Enttäuscht berichteten sie in Breslau. Aber schließlich blieb ihnen doch nichts anderes übrig, als sich nach Wien, wo sie die eigentlichen Herrscher, an den preußischen Gesandten zu wenden, wohl ahnend, daß ihre Ordensbrüder daselbst den Unwillen des Preußenkönigs erregt hätten. So kamen sie denn mit ihrer Bitte an den Wiener preußischen Gesandten. Zunächst tat dieser, als wisse er von der ganzen Angelegenheit nichts, bis er sich endlich, so recht nebenbei, eines ungarischen Studenten zu erinnern wußte, dem nach seiner Kenntnis von der österreichischen Zensurbehörde Schwierigkeiten gemacht worden seien, sie könnten dort wohl Genaueres erfahren, und die Herren von der Zensur würden wohl die Angelegenheit sehr schnell in Ordnung bringen können. So mußten sich die Breslauer Jesuiten bei ihren Wiener Ordensbrüdern Auskunft holen. Und die wußten natür-



**Ach herrjeh, wie wird das gehen!!**
**Und die Moral von der Geschicht':**
**Hast Du Dich nicht vorgesehen,**
**Eine Vorsehung hilft Dir nicht!**

lich sogleich, wie die Sache zu regeln sei. Wenige Stunden später waren dem Kandidaten Hedhessi alle seine konfiszierten ketzerischen Schriften, einschließlich der Werke des großen Königs, wieder zugestellt. Außerdem beeilten sich die Breslauer Abgesandten, am nächsten Tage in einer Audienz den preußischen Gesandten von der Beilegung des Streites, die dieser aber schon von des Königs Schützling erfahren hatte, zu unterrichten und ihn zu bitten, seinerseits dem König von Preußen Mitteilung davon machen zu wollen. „Gewiß", versicherte der Gesandte, „das will ich tun, aber — zuvor möchte doch eine andere Sache noch geregelt werden." Und damit übergab er den Herren die Rechnung des Wirtes zum „Goldenen Löwen" für den mehrwöchigen Aufenthalt und Unterhalt des zukünftigen freigeistigen ungarischen Pfarrers, die für sehr gute Speisen und ausgezeichnete Weine einen Betrag von — 96 Dukaten ausmachte. Und wollten die geistlichen Breslauer Herren ihre Bibliothek frei haben, so mußten sie wohl oder übel auch noch diese Rechnung bezahlen.

Nach nunmehr erfolgtem Bericht an den König erging die Anweisung auf Entsiegelung der Bibliothek des Jesuitenkollegs in Breslau, und außerdem traf noch ein königliches Handschreiben an den Pater-Rektor in Breslau folgenden Wortlauts ein:

„Ihr werdet Eure Herren Confratres in Wien und das Personal des dortigen Konsistorii wohl warnen, daß sie an dem Candidaten Hedhessi aus Ungarn Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses Mannes erkundigen. Bekommt er nicht die beste Pfarre in Ungarn, oder sollten er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten und Protestanten cujonirt oder schikanirt werden, so müßt Ihr und Euer Kloster dafür stehen, da halte ich mich an Euch. Friedrich."

---

## Nichts ist leichter als Verkehr, nichts schwerer als Gemeinschaft

(Richard Schaukal.)

Worin besteht der Unterschied zwischen Verkehr und Gemeinschaft? —

Man kann jederzeit mit Menschen verkehren, ohne sich irgendwie anzustrengen, ja — ohne daß es einem überhaupt bewußt wird. Man unterhält sich in einem Menschenkreis über dies und jenes, z. B. über das Wetter oder die Klatschsucht der Kleinstädte oder auch über schwerere, tiefere Probleme als da sind: Politik, Wirtschaft, Devisen und Franziskaner, revolutionsbedürftige herrschende Weltordnungen und -anschauungen usw. Man macht und empfängt Besuche, läßt sich einladen, präsentiert sich gegenseitig die Familie, wenn vorhanden, und steht sich, wie man so sagt, auf gutem Fuß, so lange man sich nicht verkracht. Mitunter verreist man auch gemeinsam, macht einen Wochenendausflug mit Picknick im Walde, organisiert ein Kommékränzchen für die weiblichen Elemente und einen Skatklub für die männlichen, wird zum Schweineschlachten eingeladen und revanchiert sich dafür beim 25jährigen Dienstjubiläum. Kurz gesagt, man verkehrt zusammen.

Es gibt auch rein dienstlichen Verkehr, wobei oft eine Fata Morgana in Form einer Beförderung die schwebende Verkehrsbrücke zum Vorgesetzten ist. Aber dies alles spielt sich zum größten Teil innerhalb eines Standes, eines bestimmten Menschenkreises, einer Klasse ab, und hier liegt ein grundlegender Unterschied zur Gemeinschaft. Wenn diese von Standesschranken abgesperrt wird, dann ist sie keine. Für eine wahre Gemeinschaft darf es nur eine Grenze geben, die Volksgrenze und auch diese kann unter bestimmten Voraussetzungen durchbrochen werden und sich zur Menschheitsgrenze erweitern. — Man hört so viel von unserer Volksgemeinschaft als von einer wunderbaren Tatsache reden, kann aber nur immer wieder finden, daß sie noch in den Anfängen steckt, was auch gar nicht zu verwundern ist; denn daß ein großer Anfang und der Wille zum Anfang da ist, schon das ist viel. Je mehr Menschen auf einem begrenzten Lebensraum zusammen sind, um so schwerer ist es auch, sie zu dem Idealbild einer wirklichen Volksgemeinschaft zu formen. Jeder einzelne muß verzichten und helfen wollen, und tut er es nicht, so hemmt er jedesmal die Verwirklichung des Ideals. Schon allein daran läßt sich erkennen, wie unendlich schwer das Ziel zu erreichen ist. Man hat mit keinem Feind auf offenem Felde zu kämpfen, sondern mit sich selbst, mit seinem Egoismus, und der Kampf mit dem eigenen Ich ist immer der schwerste, auch in kleineren Gemeinschaften.

Das Ziel einer wahren Gemeinschaft ist unendlich schwer und langsam zu verwirklichen, aber daß es zu erreichen ist, das ist das Ausschlaggebende.

Eva-Maria Purrmann

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch“ fürs Volk?



Dr. M. Ludendorff:

## Des Menschen Seele

„Die Gesetze, nach denen das Erbgut des Unterbewußtseins zurücktritt im Alltag, aber als Resonanzboden mitschwingt und das Handeln mitbestimmt bei außergewöhnlichen Schicksalsereignissen und endlich allein bestimmt in der Todesgefahr einer Rasse, sind so vollständig von den Ereignissen abhängig, daß wir gar keinen Einfluß auf sie gewinnen können. Aber eine Frage ist von ganz ungeheurer Bedeutung: Gibt es eine Möglichkeit, in den Zeiten des Alltags, in denen der Bewußtseinsinhalt allein bestimmt, das Rasseerbgut schlummert und somit das tiefe „Gemütserlebnis“ wegfällt, das Unterbewußtsein zum Mitschwingen anzuregen? Wir ahnen, daß diese Frage entscheidet über die andere: Gibt es eine Möglichkeit, einzelne Menschen und ein ganzes Volk vor der Entartung unter Fremdeinflüssen zu retten, dadurch, daß wir auch in jenen Zeiten, in denen außergewöhnliche Ereignisse nicht statthaben, das Erbgut im Unterbewußtsein mitschwingen lassen (wenn vielleicht auch nicht in dem gleichen Grade wie in den genannten Fällen)? Hierdurch müßte ein herrlicher Schutz des einzelnen und des Volkes vor Wurzellosigkeit geschaffen sein. Ein immer wieder zum Mitschwingen angeregtes Erbgut müßte immer wieder, unmerklich für den Menschen selbst, zurückführen zu der Rasseart, und ebenso müßte es die „tiefe Gemütsbewegung“ im Leben des Menschen häufiger machen. Wir begreifen, welche Verinnerlichung des einzelnen und welche Kraft gegenüber der Verderbnis durch Fremdeinflüsse hierdurch geschenkt wären! Wir können diese Frage glücklicherweise bejahen. Es gibt zu dieser köstlichen Möglichkeit nicht nur einen, sondern verschiedene Wege, und ein sicheres Ahnen, ja Wissen dieses Gesetzes lag und liegt dem Handeln aller jener Menschen zugrunde, die ihrem Volke die



alten Sitten und Bräuche zu erhalten trachten. Volkstänze, ja Kinderreigen und Spiele dürfen deshalb nicht wertlos und unwichtig erscheinen, sondern sie müssen im Volke in ernstem Mühen erhalten werden als ein köstlicher Lebensborn. Umgekehrt trachtet eine Fremdrasse, wenn sie den inbrünstigen Wunsch hat, ein Volk in seiner Lebenskraft zu vernichten, sehr richtig vor allem danach, diese Güter zu nehmen, die jederzeit das Erbgut seines Unterbewußtseins, den „Resonanzboden" mitschwingen lassen. Fremde Sitten, fremde Tänze, „internationale Feiern" sollen und können ein Volk wurzellos machen, Gemütserleben verhindern. Eine noch stärkere, das Rassegut weckende Wirkung geht natürlich von der „Volkskunst" aus, vom Volksliede und allen Dichtungen, Bild- und Bauwerken, die ganz aus der Rasseeigenart geboren sind.

Um den großen Unterschied der Rassekunst, die das Unterbewußtsein zum Miterleben anregt, von einer rassefremden Kunst der Selbstbeobachtung deutlich zu machen, darf der nordische Mensch natürlich nicht die Wirkung nordischer Kunst, also etwa die griechische oder die Renaissancekunst, heranziehen, darf auch nicht etwa an das persische Gilgameschepos denken oder an die Sagen, die die Gläubigen des Zoroaster oder die Inder schufen, denn sie alle sind von seiner nordischen Rasse geschaffen. Er muß sich etwa ein chinesisches Bauwerk betrachten. Er wird dann erfahren, daß hier das Unterbewußtsein schweigt und der Reiz des „Fremdartigen" hauptsächlich erlebt wird. Um hier nun nicht Mißverständnisse zu erzeugen, so sei besonders betont, daß Kunst ebenso wie Gotterleben über der Rasseeigenart stehen kann und nur in das Gewand einer Rasseeigentümlichkeit schlüpft. Aber ein solches Schaffen ist selten und wird im Künstler nicht durch Schöpfen aus dem Erbgut im Unterbewußtsein, nicht durch Einwirkung desselben auf sein Erleben, sondern im überbewußten Schauen gestaltet. Doch selbst solche Kunst kann freilich niemals „international" und ohne Rassefärbung in ihrem Werke sein, wohl aber kann sie bei allen gottwachen Menschen Brücke zum überbewußten Leben werden."

---

Deutsche Gotterkenntnis Frau Dr. Mathilde Ludendorffs zeigt den Weg zum Freiwerden von der Priesterkasten-Tyrannei und zur arteigenen Lebensgestaltung.

Sorgt für Aufklärung über das Wesen der überstaatlichen Mächte, die Priesterkasten und das Christentum, aber auch über das Wesen Deutscher Gotterkenntnis und für die Geschlossenheit des Volkes.

Erich Ludendorff.



**Alte deutsche Fachwerkhäuser in Bad Soden-Allendorf an der Werra**

# Als die Jesuiten die „Unfehlbarkeit des Papstes" schufen ...

Am 8. 12. 1869 begann im Vatikan zu Rom das vom Papst Pius IX. auf Betreiben des Jesuitengenerals einberufene Kirchenkonzil, das das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes verkünden sollte. Am 8. 12. 1854 hatte der gleiche Papst das Dogma von der „unbefleckten Empfängnis Mariä" verkündet und angesichts dieser Aufsehen erregenden Tatsache empfanden die Jesuiten die Notwendigkeit, die Unfehlbarkeit des Papstes in einem Konzilbeschluß feststellen zu lassen. So wurde denn gerade auf den Tag der „unbefleckten Empfängnis" diese Kirchenversammlung einberufen. Einen Blick hinter die Kulissen des Treibens der Jesuiten läßt ein Brief werfen, den am 15. 9. 1869 der Kardinal Prinz Hohenlohe an seinen Bruder, den Fürsten und späteren Reichskanzler, schrieb, in dem es u. a. heißt:

„Von den Jesuiten wird jetzt wieder die große Komödie aufgeführt, wonach sie vor dem Publikum in zwei Parteien geteilt sind, aber ‚au fond' sind sie eins und werden von einem Zentrum regiert. Es existieren also vor dem Publikum zwei Parteien unter den Jesuiten. Die einen schreien und jubilieren für die Unfehlbarkeit des Papstes, um Pius IX. für sich zu haben, provozieren alle guten Katholiken, die nicht jesuitisch sind, gegen die Unfehlbarkeit zu sprechen, entfernen sie dadurch vom Papst, so daß der Papst die Herren der ‚Civiltà' für seine Leibhusaren auserwählen muß. Die andere Partei schüttelt bedächtig den Kopf wie alte erfahrene Leute, die Pius IX. als einen leichtfertigen Jungen ansehen, aber nur im tiefen Vertrauen . . . Ich glaube, daß die Frage der Unfehlbarkeit des Papstes von der der Jesuiten vollständig zu trennen ist. Wie die Unfehlbarkeit auch entschieden wird, den Jesuiten ist dies im Grunde einerlei. Sie werden nach wie vor ihre falsche Moral, ihre Intrigen und ihr gottloses Treiben mit Gemütlichkeit fortsetzen. Sie haben die Fahne der Unfehlbarkeit jetzt nur als eine Standarte aufgebracht und diese Standarte der ‚Civiltà' in die Hand gegeben, damit sie dem Papste damit Wind vormacht. Der Papst, entzückt davon, umfaßt den ganzen Orden als den Retter seiner Ehre in der Unfehlbarkeitsfrage, flieht alle anderen, macht den Jesuiten alle möglichen Konzessionen, und les bons pères lachen sich ins Fäustchen . . . Pius IX. muß vollständig isoliert bleiben, deshalb hetzen sie ihn auch gegen alle Regierungen, damit er, mit allen Regierungen verfeindet, nie mehr auf einen grünen Zweig komme."

Diese beachtliche Schilderung zeigt, wie der Jesuitengeneral, der ‚Christus quasi praesens', den Papst in seiner Hand hält und das ganze Konzil nur ein Theater der Jesuiten ist, wenn auch die Verhandlungen über ein halbes Jahr dauern. 533 von 535 anwesenden Vertretern der Priesterkaste sprechen sich am 18. 7. 1870, als der „Jesuitenkrieg" zwischen Frankreich und Deutschland bevorstand, für die Annahme folgender „Canones de ecclesia" und die Unfehlbarkeit des Papstes aus:

Canon I. Wenn jemand sagt, die christliche Religion sei in keiner von Christus selbst gegründeten Gesellschaft erhalten und ausgedrückt, sondern könne von den einzelnen für sich, ohne auf irgendeine Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, welche die wahre Kirche sei, recht ausgeübt werden, so sei er verflucht!

Canon II. Wenn jemand sagt, die Kirche habe von Christus dem Herrn keine bestimmte und unabänderliche Verfassung erhalten, sondern sie sei wie die übrigen von Menschen gegründeten Religionsgesellschaften im Laufe der Zeiten Veränderungen und Wandlungen unterworfen gewesen, so sei er verflucht!

Canon III. Wenn jemand sagt, die Kirche der göttlichen Verheißungen sei nicht eine äußerliche und sichtbare, sondern eine innerliche und unsichtbare Gesellschaft, so sei er verflucht!

Canon IV. Wenn jemand sagt, die wahre Kirche sei nicht ein Leib in sich, sondern bestehe aus verschiedenen und zerstreuten Gesellschaften christlichen Namens und sei über diese zerstreut, oder die verschiedenen im Glaubensbekenntnisse abweichenden Gesellschaften bilden als Glieder oder Teile die eine und allgemeine Kirche, so sei er verflucht!

Canon V. Wenn jemand sagt, die Kirche Christi sei keine zur Erlangung des ewigen Heils unumgänglich nötige Gesellschaft, der sei verflucht!

Canon VI. Wenn jemand sagt, jene Unduldsamkeit, mit welcher die katho-

lische Kirche alle von ihrer Gemeinschaft abgetrennten Religionssekten verfolgt und verurteilt, werde nicht durch das göttliche Recht geboten, oder man könne über die Wahrheit einer Religion nicht vollständige Gewißheit haben, und darum seien alle religiösen Sekten von der Kirche zu dulden, der sei verflucht!

Canon VII. Wenn jemand sagt, diese Kirche Christi könne von Finsternis verdunkelt oder von Übeln angesteckt werden, so daß sie von der heilsamen Wahrheit des Glaubens oder der Sitten abirrte, sich ihrer ursprünglichen Einrichtung entäußerte oder, verdorben und verschlechtert, endlich zu bestehen aufhörte, der sei verflucht!

Canon VIII. Wenn jemand sagt, die gegenwärtige Kirche sei nicht die letzte und oberste Einrichtung zur Erlangung des Heils, sondern man müsse eine andere von einer neuen und reicheren Ausgießung des heiligen Geistes erwarten, der sei verflucht!

Canon IX. Wenn jemand sagt, die Unfehlbarkeit der Kirche beschränke sich auf das, was in der göttlichen Offenbarung enthalten sei, und erstrecke sich auf keine anderen Wahrheiten, welche notwendig sind, um den Schatz der Offenbarung unversehrt zu bewahren, der sei verflucht!

Canon X. Wenn jemand sagt, die Kirche sei keine vollendete Gesellschaft, sondern ein Collegium, oder sie verhalte sich so zur bürgerlichen Gesellschaft, daß sie der weltlichen Herrschaft unterworfen werden könnte, der sei verflucht.

Canon XI. Wenn jemand sagt, die Kirche sei von Gott als eine Genossenschaft Gleichberechtigter gegründet worden, die Bischöfe besäßen wohl Rechte und Würden, nicht aber die Vollmacht, zu entscheiden, was ihnen nach göttlicher Anordnung zusteht, und was sie frei ausüben dürfen, der sei verflucht!

Canon XII. Wenn jemand sagt, von Christus, dem Herrn, unserem Erlöser, sei der Kirche nur die Gewalt verliehen worden, durch Rat und Zureden zu leiten, nicht aber durch Gesetze zu befehlen und die Verirrten durch äußere Gerichtsbarkeit und heilsame Strafen im Zaume zu halten und zu zwingen, der sei verflucht!

Canon XIII. Wenn jemand sagt, die wahre Kirche Christi, außerhalb derer niemand gerettet werden kann, sei etwas anderes als eine einige, heilige, katholische und apostolische Kirche, der sei verflucht!

Canon XIV. Wenn jemand sagt, der heilige Apostel Petrus sei von Christus dem Herrn nicht als Fürst aller anderen Apostel und sichtbares Haupt der ganzen streitenden Kirche eingesetzt worden und er habe nur den Primat des Ranges, nicht auch der wahren und eigentlichen Gerechtigkeit erhalten, der sei verflucht!

Canon XV. Wenn jemand sagt, es sei keine von Christus, dem Herrn, selbst getroffene Einrichtung, daß der heilige Petrus in der Herrschaft über die ganze Kirche beständig Nachfolger habe oder daß der römische Papst nicht nach göttlichem Rechte der Nachfolger Petri in dieser Herrschaft sei, der sei verflucht!

Canon XVI. Wenn jemand sagt, der römische Papst habe nur das Amt der Leitung und Aufsicht, nicht aber die vollste und oberste Gewalt der Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche, sei nicht allen einzelnen Kirchen gegenüber gesetzmäßig und unmittelbar, der sei verflucht!

Canon XVII. Wenn jemand sagt, die unabhängige Gewalt, welche die katholische Kirche nach ihrer Lehre von Christus erhalten hat, könne nicht in Verbindung mit der höchsten bürgerlichen Gewalt bestehen, ohne daß die Rechte eines Teiles Schaden leiden, der sei verflucht!

Canon XVIII. Wenn jemand sagt, die Macht, welche zur Regierung der bürgerlichen Gesellschaft notwendig ist, stamme nicht von Gott oder es gebühre ihr aus dem Gesetze Gottes keine Unterwerfung, oder dies widerstrebe der natürlichen Freiheit des Menschen, der sei verflucht!

Canon XIX. Wenn jemand sagt, alle Gesetze unter Menschen leiteten sich vom Staate her und es gäbe keine Autorität außer der von ihm begründeten, der sei verflucht!

Canon XX. Wenn jemand sagt, im Staatsgesetze oder in der öffentlichen Meinung gelte für öffentliche und gesellschaftliche Handlungen die Vorschrift des Gewissens, und die Gesetze der Kirche, das was sie für erlaubt und nicht erlaubt hält, hätten darauf keine Anwendung, und es sei gestattet, kraft des bürgerlichen Rechtes etwas zu verfügen, was nach göttlichem oder kirchlichem Rechte unstatthaft ist, der sei verflucht!

Canon XXI Wenn jemand sagt, die Kirchengesetze hätten keine bindende Kraft, wenn sie nicht von der Staats-

gewalt anerkannt würden, oder die Staatsgewalt habe das Recht kraft ihrer Macht, in Religionssachen zu urteilen und zu entscheiden, der sei verflucht!

Diesem unzweideutig ausgesprochenen Anspruch des Jesuitentums auf Totalität auf allen Gebieten, dessen Einzelbegründung immer wieder in unser Gedächtnis zurückgerufen werden muß, hat seitdem die römische Priesterkaste im Laufe der folgenden 50 Jahre nur noch Verschärfungen und Erweiterungen folgen lassen. Die anfänglich ablehnenden Bischöfe Deutschlands fielen bekanntlich im Herbst 1870 in Fulda um und Bismarck, der die Macht der Jesuiten unterschätzte, nahm in falscher Frontstellung den Abwehrkampf gegen den Totalitätsanspruch des Vatikans auf. Am 13. 12. 1870 wurde in Preußen die Katholische Fraktion von 1860 im Schutze der päpstlichen Unfehlbarkeit zu einer klaren und bewußten Kampforganisation gegen das Deutsche Reich, zur landesverräterischen Zentrumpartei umgebildet! Dr. G.

# Das danke ich dem Hause Ludendorff

Es wird uns geschrieben:

Streng katholisch erzogen, besuchte ich in Marburg an der Drau die Volksschule. Mein Religionslehrer hielt mich für einen außerordentlich guten Jungen. Das war ich auch. Ich besuchte nicht nur die Sonntagsgottesdienste, nein, es gab keine der verschiedenen „Andachten“ und religiösen Übungen, an denen ich nicht teilgenommen hätte. Fast jeden Sonntag ging ich zur Kommunion und war im Religionsunterricht der beste Schüler. Heute aber kann ich sagen, daß ich in mir niemals eine „Gnade Gottes“ empfunden habe, sondern lediglich die Freude, vom Herrn Katecheten vor allen Mitschülern belobt zu werden und Bonbons und Bilderchen zu bekommen. Mit 10 Jahren trat ich in ein humanistisches Gymnasium ein. Sofort war ich Mitglied einer Marienkongregation, opferte für die armen Heiden usw. Da, mit elf Jahren, empfand ich die Berufung, Priester zu werden. Oder wurde mir das von den Ordensbrüdern einsugeriert? Einerlei! Ich war fest entschlossen, Franziskaner zu werden, um einst die Heiden bekehren zu können. Mit 14 Jahren, also nach Beendigung der 4. Mittelschulklasse, sollte ich ins Kloster eintreten. Jedoch, da hatte sich etwas in mir aufgebäumt, das mir sagte, es sei nicht alles wahr, was ich glaube. Ich studierte fleißig die verschiedensten Bücher über religiöse Fragen, kannte mich in allen nicht aus, wußte nur, daß etwas nicht in Ordnung sei. Da faßte ich den glücklichen Entschluß, nicht eher Priester zu werden, bevor ich nicht von allem überzeugt sei.

Nun kamen Jahre des Suchens nach Wahrheit. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß ich mich mit religiösen Fragen vielleicht mehr befaßte, als ein Theologieschüler, der seinen „Stoff“ auswendig lernt, um das Examen gut zu bestehen. Vieles habe ich meinem verstorbenen Vater zu verdanken. Er hatte nie einen Einfluß auf mich ausgeübt; er, der dem Christentum vollkommen tolerant gegenüberstand. Ging ich in die Kirche oder zu Andachten, machte er nie eine Bemerkung, weder in belobender noch in belächelnder Form. Als ich Priester werden wollte, nahm er nicht die geringste Stellung dazu; als ich es nicht mehr werden wollte, sagte er auch kein Wort.

Als ich ihn einst fragte, was er meine, ob der Mensch einen freien Willen besitze oder nicht, da antwortete er mir etwa: „Er besitzt einen freien Willen wie der Vogel im Walde. Den muß er zu Gutem gebrauchen. Wie sich der Vogel ein Nest baut, für seine Jungen sorgt, so soll auch der Mensch sich seine Existenz schaffen, für seine Familie sorgen, gut und fröhlich sein.“ Da fragte ich ihn weiter über seine Meinung von dem Gottesgericht. Er sagte etwa folgendes: „Wenn wir uns Gott

Wer immer in der Geschichte förderlich gewesen, ist zuerst Ketzer und Störenfried, danach eine Weile großer Mann und schließlich trivial gewesen. Es muß jedem Volke daran liegen, alle irgendwie auftauchenden Ketzereien sofort in einem Brennpunkt zu sammeln: denn in diesen Ketzereien, noch genauer gesprochen, in den Personen der Ketzer, liegt die Gewähr des Fortschrittes, und zwar die einzige Gewähr desselben.
Paul de Lagarde.

wirklich so vorstellen, wie es uns angelernt wurde, ist da nicht Gott im Vergleich zum Menschen nicht mehr als der Mensch im Vergleich zum Vogel?"

„Sicherlich", sagte ich.

„Nun, wenn der Mensch einen Vogel, dem er den freien Willen gab, in sein Zimmer sperrt und ihm verbietet, hinauszufliegen, dabei aber das Fenster öffnet, was wird der Vogel tun?"

„Ja sofort hinausfliegen."

Wenn nun Gott, der im Vergleich zum Menschen doch viel, viel vollkommener sein muß als der Mensch im Vergleich zum Vogel — dem Menschen etwas verbietet, der es aber trotzdem tut — wird er ihn dann bestrafen?

So tastete ich herum, immer neue Fragen aufwendend, studierte ich verschiedene Religionssysteme. Ich lernte den Protestantismus, Altkatholizismus, die verschiedenen christlichen Sekten, wie Baptismus, Methodismus, kennen, studierte geistchristliche Werke, jedoch nirgends konnte ich auf die Dauer eine innere Befriedigung finden. Ich griff nach okkultistischen Büchern, las die Schriften der Bibelforscher und besuchte ihre Abende, befaßte mich mit Neugeistlerei und Theosophie, was mich vielleicht eine Zeit im Banne hielt.

Da kam die Deutsche Erhebung. Sie ist auch bei uns nicht spurlos vorübergegangen. Da ich mit der Führung des Jungvolks in Marburg betraut wurde, hatte ich damit viel Arbeit. Da fand ich unwillkürlich im „Handbuch der Jugendfrage" von Th. Fritsch eine kurze Notiz, von der L.-Bewegung, bei der auch eine frühere Anschrift des Verlages angegeben war. Ich wandte mich an den Verlag und bestellte die Halbmonatschrift sowie einige andere Ausgaben des Verlages. Da riß ich die Augen auf! War denn nicht das dasjenige, wonach ich suchte? Das Hohe und Reine, das Unverfälschte, der Erkenntnis des gesunden Menschenverstandes entsprungen, das von der Philosophin Frau Mathilde Ludendorff uns so Nahegebrachte? Ist das nicht die endliche Erlösung für mich, hier das gefunden zu haben, das meinem Leben wieder einen Sinn gibt! Vom Christentum abgekommen zu einer Art geistigen Monismus gestrandet, konnte ich mir des Lebens Sinn nicht erklären, ja, zweifelte sogar daran. Dem Hause Ludendorff verdanke ich, daß ich nun nach dem langen Suchen die Wahrheit gefunden und sie leben kann; denn die Gotterkenntnis Ludendorffs macht uns zu frohen, stolzen und edlen Menschen.

Karl Koschitz, Römerbad.

# „fromme" Umschau

## Das anstößige Familienbad

Nicht ganz neu, aber diesmal in Rom, so melden die „M. N. N." v. 5. 8. 38 aus Rom. Weiter heißt es:

„Die kirchlichen Behörden Roms haben ‚zum Schutze der Sittlichkeit' den Gläubigen vom Besuch der faschistischen Dopolavoro-Ausstellung abgeraten, wo sich auch ein großes Schwimmbad (Familienbad) befindet, das jenen zugute kommt, die sich keinen Aufenthalt an der See leisten können. Diese neue Provokation werde unweigerlich, so schreibt „Regime Fascista" eine gerechtfertigte Reaktion zur Folge haben. — In diesem Zusammenhang erinnert man sich daran, daß vor einigen Jahren ein Feldzug der Katholischen Aktion gegen ein neuerrichtetes großes Familienbad in Bozen zur besten Reklame für den Besuch des Unternehmens wurde."



Das Baden macht der römischen Kirche also noch immer großes Kopfzerbrechen. Bereits am 7. 7. 35 meldete das „Hamburger Tageblatt":

„Kardinal Pignatelli di Belmonte, der Dekan des hl. Kollegiums und Bischof von Ostia, wendet sich in einem Brief an den Pfarrer von Ostia gegen das Umsichgreifen von Unsitten am Badestrand durch das Tragen unanständiger Badekostüme und ausgelassene Benehmen der Badegäste. Zur Abwehr dieser Sittenverderbnis sollen öffentliche Gebete veranstaltet werden."

Diese seit drei Jahren veranstalteten Gebete haben also anscheinend recht wenig geholfen und — horribile dictu — die „sündigen" Menschen baden noch immer. Von einer Sittenverderbnis sollten die Priester nach den zahlreichen Prozessen der vergangenen Jahre lieber nicht soviel sprechen. Aber ganz davon abgesehen, das Christentum ist seit seinem Bestehen nicht sehr für das Baden und die damit verbundene Reinlichkeit gewesen. Der „heilige" Hilarius verbrachte sein ganzes Leben in körperlichem Schmutz. Der hl. Antonius wusch sich niemals die Füße. Im heiligmäßigen Leben des hl. Abraham war es ein wichtiger Umstand, sich wäh-

rend 50 Jahren nie gewaschen zu haben. Ebenso hat die „heilige" Sylvia nie irgendeinen Teil ihres Körpers gewaschen und die hl. Euphrasia gehörte einem Orden an, dessen Nonnen gelobt hatten, niemals zu baden. Der Kardinal Fischer von Köln war seinerzeit scheinbar von der Gottseligkeit solcher Unsauberkeit durchdrungen, als er den Klosterschwestern das Baden verbot. Man kann allerdings und zweifellos, wenn man sich nie wäscht und badet, sehr leicht in Geruch kommen, um jedoch in den „Geruch der Heiligkeit" zu kommen, muß man außerdem noch frommer Christ sein.

Die i. J. 1935 angeordneten Gebete sollten vielleicht eine solche „Heiligkeit" unter den Gläubigen verbreiten. Aber die Menschen baden weiter und gehen ins Wasser, wie die Gebete zu Wasser geworden sind.

Difficile est satiram non scribere, d. h. schwer ist's, eine Satire nicht zu schreiben. Lö.

## Die heilige Privatsekretärin

Im „Salzburger Volksblatt" vom 30. 6. 38 lesen wir:

**„Die Stenotypistinnen bekommen eine Schutzpatronin.** In Budapest wird bekannt, daß Ethel Bognard heiliggesprochen werden soll. Ethel würde in diesem Falle die Schutzheilige der Stenotypistinnen, Stenographinnen und vielleicht überhaupt der Sekretärinnen werden. Ethel Bognard, eine geborene Ungarin, war in einem tschechischen Kloster erzogen worden und mußte nach dem Tode ihres Vaters ihr Brot als Stenotypistin verdienen. Nach zweijähriger Tätigkeit folgte sie ihrer inneren Stimme und wurde Klosterfrau. Man erzählt von ihr, daß die von ihr im Kloster gepflegten Kranken auf wunderbare Weise geheilt worden seien. Schwester Ethel starb 1932. Ihr Grab wurde ein Wallfahrtsort ihrer früheren Kolleginnen von der Schreibmaschine."

## Motorisierte Gebete

Der „Mittag" vom 11. 2. 38 teilt mit:

**„Gebetsmühlen mit Steckkontakt.** Die tibetanischen Mönche sind bekanntlich sehr fromme Leute. Achtzehn Stunden täglich beten sie, und da sie es nur schwer rein mündlich schaffen können, haben sie die sogenannten Gebetsmühlen erfunden. In diesen Mühlen steckt ein Pergament mit einem frommen Spruch; das Umdrehen der Mühle ist dann so gut wie ein gesprochenes Gebet. Nunmehr hat auch die Elektrizität den Weg in ein tibetanisches Kloster gefunden, denn einer von den Mönchen erfand Gebetsmühlen mit — Steckkontakt. Jetzt kann man in dem Kloster vierundzwanzig Stunden beten und dabei fröhlich schlafen oder Tibetkakteen pflegen. Leider ist die Elektrifizierung der Frömmigkeit noch nicht in allen Klöstern durchführbar, denn viele Klostermauern liegen weit weg von den wenigen europäischen Niederlassungen in Tibet und können folglich nicht mit Strom beliefert werden."



**Tibetanischer Lama** mit einer **noch** mit der Hand betriebenen Gebetsmühle. Jetzt wird er sich wohl auch einen Steckkontakt einbauen lassen! Aufn.: Scherl-Verlag

# Betrachtungen zur Bekehrung der Nordmark

Von Fr. Legbandt, Neumünster.

In dem Kampfe des Feldherrn, den er gegen die Volksfeinde sowie alles Artfremde führte, sagte er von der Christenlehre, ich nenne sie die Propagandalehre des Judentums, die seinen Zielen zur Erreichung der Weltherrschaft dient. Sie ist nicht die ererbte Religion der Väter, sie ist durch Blut und mit dem Schwerte dem deutschen Volke aufgezwungen worden. Eine Nachprüfung der Kirchengeschichte des eigenen Landes mußte dem Feldherrn recht geben. Auch in der Nordmark hat das Christentum deshalb nur Fuß fassen können, nur weil das Schwert nachgeholfen hat. Der Kirchensekretär W. Runge schreibt zur Geschichte seines Kirchspiels: „Wie sah es in Holstein aus? Das Christentum hatte hier in keiner Weise festen Fuß fassen können. Die Holsteiner gehörten zum großen Teil zu den Sachsen, die von Karl dem Großen mit dem Schwerte zur Anerkennung des Christentums gezwungen worden waren. Christlicher Glaube und christliches Leben läßt sich aber nicht erzwingen . . .“ „Wie einst Karl der Große die Sachsen mit dem Schwerte zu Christen gemacht hatte, so wurde auch, als Kaiser Otto der Große (936—973) die slavischen Völkerschaften besiegt hatte, im Jahre 952 ein Bistum zu Oldenburg in Wagrien errichtet . . . die Wenden hatten das Christentum nur angenommen, weil ihre Unterdrücker sie dazu gezwungen hatten. So ist es denn auch eigentlich kein Wunder, wenn die Wenden dieses verhaßte Joch bei erster passender Gelegenheit abzuschütteln suchten, und daß sie zugleich das Christentum auszurotten sich beeilten, von dem sie den Druck des auferlegten Zehnten nur zu deutlich spürten.“

So schrieb ein Kirchenbeamter im Jahre 1913! Wie unangenehm gewissen Kreisen eine derartige Geschichtschreibung ist, ersieht man, daß das erwähnte Buch in einer Bibliothek dem Verkehr entzogen wurde. Gewiß, eine derartige Geschichteschreibung ist dem Christentum in der Zeit des Rasseerwachens nicht dienlich. So wenig, wie jener Lehre die Tatsachen des Blutbades zu Verden dienlich sind. Wenn man diese geschichtlichen Tatsachen verwischen könnte, dann hätte man doch wenigstens eine Milderung der Form in der Einführung der Religion der Liebe. Wären die 4500 Sachsen zu Verden an der Aller nur ausgesiedelt (delocare) und nicht enthauptet (decolare), dann müßten die Gegner des Christentums schweigen. (Vgl. a. H. Quell S. 956/91.) Wie unangenehm aber muß es für jene Kreise sein, wenn sie erfahren, daß eine solche Geschichteirreführung, wie sie hier im Spiel mit den Worten getrieben wird, von dem Jesuiten (P.) bereits im Jahre 1931 nach seinem Vortrage in einer katholischen Kirche angedeutet wurde. Wir wollen dennoch die Worte aussiedeln (delocare) und enthaupten (decolare) im Auge behalten, denn sie sind wichtig in der Einführung des Christentums und hören nun den Kirchensekretär Runge weiter: „Jedenfalls ist Wagrien nicht mit dem Schwert des Geistes, dem Evangelium, erobert, sondern das eiserne Schwert und die Kolonisation haben die Wenden unterworfen und ihnen die Kirche aufgezwungen.“

Anfangs unterstand die Nordmark dem Bistum Verden, die von Friesen bewohnte Westküste dem Erzbischof von Bremen. Von Bremen gingen die ersten Missionare ins Land. Der erfolgreichste unter ihnen war Anschar (Ansgar), der sog. Apostel des Nordens. Er sah in Politik und Glauben nichts Trennendes und wurde, wie uns Runge berichtet, Vertrauter des dänischen Königs. Denn „durch seine Gewandtheit im Unterhandeln gelang es ihm nicht nur, alles zu berichtigen, was bis dahin der völligen Aussöhnung beider Regenten noch im Wege stand, sondern sich auch dem König Erich so zu empfehlen, daß er in kurzer Zeit sich die Achtung und Liebe dieses Fürsten erwarb. Erich erkannte sehr bald die Treue und den Wert dieses Mannes und begann sich seines Rates in allem zu bedienen und ihm bei jeder Gelegenheit sein ganzes Vertrauen zu zeigen. Letzteres ging soweit, daß er ihn sogar zu seinen geheimen Beratungen zuließ, wenn er mit seinen Räten über die Angelegenheiten seines Reiches verhandelte. Da nun Anschar auf so vertrautem Fuße mit ihm stand, begann er ihm einzureden, er möchte Christ werden. Der König sagte ihm das auch zu. Auf diese Äußerung hin getraute sich Anschar, ihn zu bitten, er möge ihm doch seinen Lieblingwunsch gestatten, daß in seinem Reiche eine Kirche erbaut werde, in der allezeit ein Priester vorhanden sei. Mit Freuden willigte der König ein, gestattete ihm die freie Verkündigung des Christentums überall in seinem Reiche, den Bau einer Kirche . . .“ Die Bevölkerung hielt nicht viel von der Lehre Anschars. Er hatte schon früher in Haddeby,

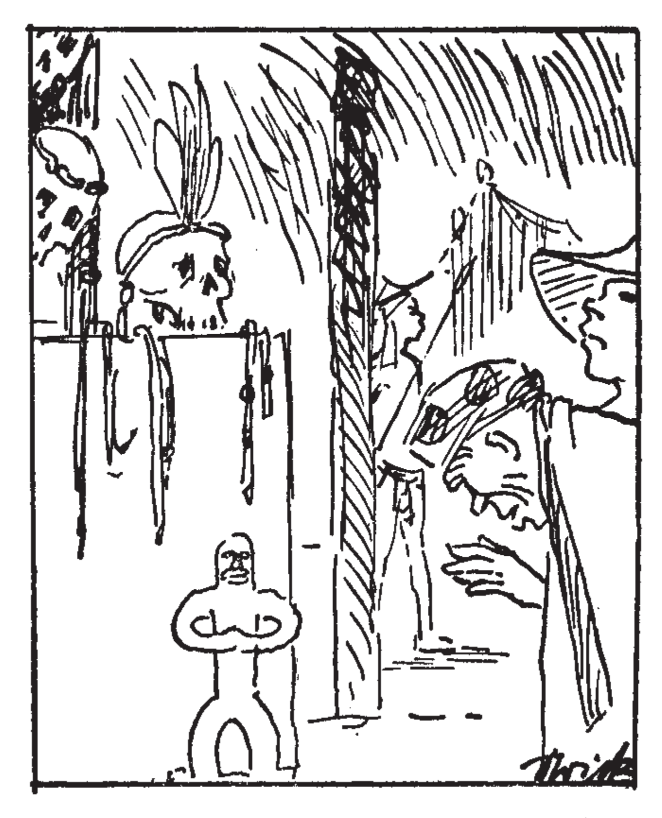
der Wikingerhauptstadt gepredigt. „Aber die Schleswiger waren ein hartes Volk, die die Lehre Anschars von sich abgleiten ließen wie ein harter Felsen den Regen. Nicht ein einziger Jüngling fand sich bereit, freiwillig in den Dienst der Mission zu treten."

Die Tätigkeit Anschars, der später Erzbischof von Hamburg-Bremen wurde, erstreckte sich über die Nordmark, Dänemark und Schweden. In Wagrien, das heutige Ostholstein, scheint er nicht gewirkt zu haben. Dieses Wagrien war damals von den Wagierern bewohnt. Es war das ein slavischer Volksstamm, der zu den Wenden gehörte. Die Grenze zwischen den Sachsen und Slaven war größtenteils ein Waldgürtel, zum Teil eine geringe Bodenerhebung und ein kleines Flüßchen, also eine künstlich festgesetzte Abgrenzung, verordnet von Karl d. G. Auch in Wagrien hatten Sachsen gewohnt. Professor Dr. M. Kirmis berichtet in seiner Urgeschichte über Wagrien wie folgt: „Die Einwanderung der Wagrier nach Ostholstein begann wahrscheinlich gegen Ende des 5. Jahrhunderts und erreichte ihren Höhepunkt zur Zeit Karls des Großen. Kaiser Karl hatte in seinen Kriegen gegen die Sachsen die Wenden als Bundesgenossen gewonnen und überließ ihnen später (im Jahre 804) als Dank die nordelbischen Gaue. Offenbar war damit nicht das ganze Transalbingien gemeint, sondern nur das östliche Holstein, denn Karl ordnete gegen die Wenden eine Mark, die später von den Ottonen gefestigt und erweitert wurde. Damals mögen die Reste der sächsischen Bevölkerung aus Ostholstein weggeführt und das Land vollständig von den Wagriern, einem Zweige der Obotriten, besetzt worden sein . . . Ihre Tätigkeit darf aber nicht etwa als eine nur kriegerische, zerstörende, für das deutsche Holstein unheilvolle angesehen werden. Die Wenden waren fleißige Siedler, geschickte Handwerker und tüchtige Kaufleute."

Wir halten hier einen Augenblick inne. Gewiß, die Geschichte berichtet uns nicht die genauen Zusammenhänge. Standen etwa unter den 4500 Aufrechten in Verden auch Sachsen aus Ostholstein? Wurden die Angehörigen weggeführt!

Die heidnischen Wenden, die Karl bei der Bekehrung der Sachsen Hilfe anboten, sollten den christlichen Dank noch fühlen. Und das „Trauerspiel" Ostholstein ist mit der Besiedlung durch die Wenden nicht beendet, es nimmt seinen Fortgang. Ein Abschnitt aus der „Urgeschichte" von Prof. Kirmis lautet: „Das Werk Anschars hatte vorläufig keine nachhaltige Wirkung. Die Holsten blieben nur dem Namen nach Christen, die Wagrier waren überhaupt nicht bekehrt worden. Erst Kaiser Otto der Große führte mit dem Schwerte in der Hand das Christentum in Wagrien ein und gründete in Starigard oder Oldenburg im Jahre 952 einen Bischofssitz der Slaven. Auch die Dänen besiegte er und gründete Bistümer in Ripen, Schleswig und Aarhus."



Ach, betet still für all die armen Heiden . . . Die unter finsterem Aberglauben leiden.

In Ostholstein sollte die Herrschaft des Christentums nicht lange dauern. Um das Jahr 1000 erhob sich der Sturm der Wenden, der das Christentum ausrottete. In Oldenburg, also dem Sitze des Bischofs, wurden 60 Priester ermordet. Der Oldenburger Bischofssitz bleibt nun 84 Jahre unbesetzt. Der Erzbischof Adalbero von Bremen hatte schon alle Hoffnung auf Wiederherstellung des Christentumes in Wagrien aufgegeben, da meldete sich ihm ein Priester mit Namen Vizelin, der es übernehmen will, die Wagrier in Ostholstein zu bekehren. Seine Missiontätigkeit beginnt im Jahre 1125 in einem holsteinischen Orte, um vorerst hier das arg daniederliegende Christentum neu aufzurichten, später verlegt er seine Tätigkeit nach Wagrien und wird daher der Apostel der Holsteiner und Wenden genannt. Er wird am Ende seiner Tätigkeit Bischof von Oldenburg. Mit dem Beginn seines Wirkens für die Christenlehre in Wagrien spielt sich ein einziger Kampf ab, wie wohl selten in der Kirchengeschichte Deutschlands. Er endet erst, wie die wendischen Wagrier ausgerottet sind. Nur ein kleiner Rest bleibt in der Gegend zwischen Lütjenburg und Oldenburg an der Ostsee. Ein Gebiet in einer Breite von 50 und in einer Tiefe von 60 Kilometer ist an Bewohnern ausgestorben, weil sie sich weigerten, eine fremde Religion anzunehmen. Die Geschichte berichtet uns nicht, ob die Wagrier von Priestern ihrer eigenen Religion angetrieben wurden, sondern stets, daß kleinere und größere Führer, die sich Fürsten nennen, den Widerstand beleben. Fürsten, die durch Beziehungen zu sächsischen Grafen und Herzögen Christen wurden, werden meistens kurzerhand ermordet. Immer wieder übernehmen heidnische Führer die Leitung. Von den christlichen Geschichteschreibern jener Zeit werden diese Führer natürlich „arge Seeräuber" und „arge Bestien" genannt.

Es ist nicht beabsichtigt, die Kämpfe gegen die heidnischen Wagrier in ihrer Gesamtheit zu schildern, es seien nur einige derselben hier angeführt, um die Missionierung des östlichen Holsteins zu veranschaulichen. Die beiden erwähnten Geschichteschreiber W. Runge und Prof. Kirmis benutzen Helmold, den Nachfolger Vizelins auf Bosau am Plöner See, Adam von Bremen, Lindenbrog, Saxo Grammatikus als wesentliche Quellen. Prof. Kirmis schreibt: „Gerade in den Jahren von 1125 bis zu Vizelins Tode waren die Kämpfe der Nordalbinger mit den Slaven von äußerster Heftigkeit, und die Wut des wagrischen Stammes ergoß sich gewöhnlich zuerst über den Grenzgau . . ." „Allein die Nemesis schlief nicht; Heinrich von Badewide erwies sich als ganzer Mann. In aller Stille zog er ein Heer von Holsaten und Sturmaren zusammen und fiel mit denselben zur Winterszeit ins feindliche Land ein. So unerwartet erfolgte der Angriff und mit solch elementarer Gewalt, daß die Slaven eine vernichtende Niederlage erlitten. Helmold sagt, daß die Feinde gleichsam wie Pfähle, welche gebrochen werden mußten, vor den Augen der Sachsen standen." Der Kirchensekretär Runge berichtet: „Im Winter 1138/39 zog nämlich Graf Heinrich von Badeweide plündernd und sengend durch das Slavenland. In dem nächsten Jahr unternahmen die Holsteiner, da der Graf ihnen noch viel zu schonend mit den Wenden umgegangen war, auf eigene Faust einen Raubzug in das Wendenland. Was ihnen in die Hände fiel, wurde ermordet und Wagrien in eine Einöde verwandelt. Seitdem hörte Wagrien auf, eine wendische Provinz zu sein." . . . „Da trat noch einmal eine Störung ein. Der Abt Bernhard von Clairvaux wußte nämlich durch seine hinreißende Beredsamkeit im Abendlande eine tiefgreifende kriegerische Bewegung zu erzeugen: jene Kreuzzüge gegen die Sarazenen. Der Strom dieser Bewegung ergoß sich aber nicht bloß in das Heilige Land. Den sächsischen Fürsten erschien es zweckmäßiger, gegen die Ungläubigen in der Nähe, die heidnischen Wenden, zu Felde zu ziehen (1147). Bernhard gab seine Zustimmung, und der Papst sicherte auch diesen Kreuzfahrern denselben Ablaß zu wie denen, die nach Jerusalem zogen. Diesen Kreuzfahrern war aufgegeben, die Heiden entweder vom Erdboden zu vertilgen oder sie zur Annahme des Christentums zu zwingen (nicht umgekehrt!). Sollte aber jemand sich bestechen lassen und den Wenden gestatten, im Heidentume zu verharren, so sollte ein solcher mit Ausschluß aus der Kirche (Exkommunikation) bestraft werden. — Echt katholisch!"

In der zuletzt beigefügten Bemerkung irrt Runge aber gründlich. Als Protestant sieht er natürlich nicht das Wesen der christlichen Religion. Ist es nicht Jesus v. N. selber, dem das „Gotteswort" in den Mund gelegt ist, ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Sagt dieser Jesus nicht auch, jene meiner Feinde, die mich nicht zum König über sich haben wollen, bringet her und erwürget vor meinem Angesicht! Um das Jahr 1150 ist Ruhe in Wagrien, Grabesruhe. Es beugen einige, vielleicht Gebrechliche, ihren Nacken in dem Tauf-

becken von Bosau, gegenüber der heutigen schönen Stadt Plön.

Vizelin wird Bischof und nach der Weihe in das Land des Hungers und der Entbehrung geschickt, wo der Sitz des Satans war und die Wohnung jeglichen unreinen Geistes. (Helmold, 1. 69). Wohl predigt er in Oldenburg, findet aber wenig Anhang, dauernde Wohnung nimmt er nicht in dieser Bischofsstadt. Hier sitzen die Reste der Wenden, das Heidentum steht wieder in voller Blüte. Die Bekehrung dieses Volksstammes ist nicht gelungen. Über die Religion der Wenden in Wagrien schreibt Runge: „Was die Religion der Wenden anbetrifft, so waren sie allzu religiös. Berg und Tal, Wald und Feld, Luft und Erde war ihnen mit Göttern belebt, überall, wo er ging und stand, fühlte sich der Wende von Göttern umgeben."

Wenn die Einführung der christlichen Lehre in diesem Landesteile auch scheiterte, der „reine Tisch" war gemacht worden. Es entstanden im ganzen Lande christliche Kirchen und der Zehnte wurde eingeführt. Aber was nützen dem Priester denn die schönsten Kirchen, wenn keine Menschen da sind, diese zu besuchen. Und was der Zehnte, wenn keiner da ist, der ihn aufbringt. Eine neue Besiedelung des Landes wird vorgenommen und den angrenzenden Holsaten überwiesen. Da diese nicht ausreichen, kommen Friesen, Holländer und Westfalen in das Gebiet. Von diesen Siedlern sind es die Holsteiner, die unter dem Nachfolger Vizelins sich weigern, den üblichen Zehnten zu geben. Ja, sie fassen den Plan, den Bischof, den Grafen und alle fremden Ansiedler zu töten, das Land in Flammen aufgehen zu lassen und zu den Dänen zu flüchten. Der Plan mißglückt, es bleibt bei Wortkämpfen, wobei die Kirche allerdings den kürzeren zog.

Bei einer Geschichtebetrachtung darf nun nicht der Fehler gemacht werden, als sei die einzige Entwicklung ein Ringen zwischen Deutschtum und Slaventum. Es ist nicht richtig, wenn in einer solchen Betrachtung gesagt wird, Deutschtum sei hier Christentum, Slaventum sei hier Heidentum. Die Deutschen wurden bezwungen, um das Christentum anzunehmen. Die Slaven waren ein Teil des weltlichen Armes der Kirche. Die Slaven wurden niedergezwungen mit Hilfe der nunmehr christlich gewordenen Deutschen. Nun waren sie der weltliche Arm der Kirche. Ostholstein war germanischer Boden und Deutsches Wesen blieb dem Lande auch nach allen Kämpfen um die Bekehrung erhalten. Es ist heute als vollkommen irreführend erkannt, wenn nun in Geschichtebüchern gesagt wird, dieses sei dem stillen Wirken des klugen Bischofs Vizelin zu verdanken. Er ging nach dem Norden, weil er seinen Auftraggebern ge-



**Karl der Franke**
welcher für die Deportationen der Sachsen verantwortlich ist.

„Im Namen des heiligen Petrus und mit dem bestimmten Zweck, die Hindernisse wegzuräumen, die sich der Bekehrung entgegensetzten, wurde der Krieg gegen die Sachsen geführt. Die Siege, die Karl in demselben erfocht, hatten vor allem den Erfolg, das Christentum auszubreiten. Bei dem Feldzug, der nach Spanien unternommen wurde, verschmolzen sich weltliche und geistliche Tendenzen . . . Von einem Bewußtsein der Einheit Deutschlands war dabei nicht die Rede; alles bezog sich immer auf die Zugehörigkeit zu der allgemeinen Kirche und der Unterordnung unter das von Pippin umgestaltete Königtum." Leopold v. Ranke

lobt hatte, Ostholstein christlich zu machen. Er ging aber nicht dorthin, um dieses Gebiet, welches durch Karl d. F. von sächsischen Stämmen entsiedelt wurde, erneut mit germanischen Bewohnern zu besiedeln.

Die Kirche hat es nicht verhindert, daß die Nordmark auf Jahrhunderte unter dänische Oberhoheit kam. Sie war es auch nicht, die die Nordmark dem Deutschen Volke zurückführte. Aber Deutscher Lebenswille war es, der es im Jahre 1848 zur Erhebung kommen ließ. Die Nordmark unterlag in diesem Kampfe. Die Großdeutschen Stämme erfüllten alsdann im Kriege 1864 diesen Deutschen Lebenswillen der Nordmark. In diesem Kampfe standen auch unsere Brüder aus Österreich. Die gemeinsamen Heldengräber an der Heeresstraße Schleswig—Flensburg sind Zeugen dieses Ringens. Die Arbeit Roms verhinderte die Heimkehr der Ostmark ins Reich. Heute gibt es auch für Nord- und Ostmärker Blutsbrüder nur eine gemeinsame Grenze. In seinen Kampfzielen sagte der Feldherr, ich erstrebe ein Großdeutschland. Nur wenige Monate nach seinem Tode wurde dieser Wunsch mit Bezug auf die Ostmark durch den Führer erfüllt.

# Sklavenhandel „unter dem Beistand Gottes"

Von Walter Löhde

Unter dem Titel „Kann ein Christ Antisemit sein"? ist ein Buch von Gustav Strobl im U. Bodung-Verlag, Erfurt, erschienen, welches die Briefe des Erzbischofs Agobard von Lyon über die Juden mit Erläuterungen und Einführung in Deutscher Übersetzung wiedergibt. Wenn auch die als Titel gestellte Frage nicht etwa mit der Feststellung beantwortet werden kann, daß dieser oder jener Christ — selbst wenn es ein Bischof ist — etwas gegen die Juden geschrieben hat, so enthält das Buch doch gute kulturgeschichtliche Quellen und vom Verfasser gegebene, ebensolche Bemerkungen. Der Bischof Agobard war ein Zeitgenosse Karls des Franken und hat auch gegen den sich bei den neuen Christen damals verbreitenden Hexenwahn geschrieben. Aber ebensowenig wie er damit durchdrang, bzw. verhindern konnte, daß der auf christliche Lehren aufgebaute Hexenwahn sich steigerte und später in jene wahnwitzigen Hexenprozesse ausbarst, ebensowenig besagt seine Stellungnahme gegen die damals besonders privilegierten Juden irgend etwas für die Anerkennung der Rassenlehre seitens des Christentums. Selbstverständlich wirkte das Rasseerbgut in der Seele jener Menschen, wie es heute noch wirkt. Sie lehnten den Juden ab, aber sie wußten nicht, daß jener christliche Gott, der zum Weltgott erhobene Jahweh der Juden war. Sie wußten auch nicht, wie verheerend sich eine Fremdlehre seelengesetzlich auf das Rasseerbgut auswirken muß. Es heißt in der Schrift von Strobl:

„Wieviel Unheil hat diese berühmte und viel umstrittene Stelle der Bibel angerichtet! (Kolosser 5. 9—11.) Sie hat auch den Agobard und alle Geistlichen und Päpste bis zu unseren Tagen verblendet, zu glauben, daß damit Christus alle Rassenunterschiede verworfen hätte und selbst das Rassenchaos gepredigt hätte! Auch heute noch lehnt die Kirche die Rassenlehre mit dem Hinweis auf diese Stelle ab. Nur dem jüdischen Einfluß in der Kirche ist solches zuzuschreiben; der Jude selbst weiß, welche Macht die Rasse hat, und darum lehrt er die Christen durch den Mund ihrer verblendeten Priester, die Rasse zu verachten. Dabei übergehen die Theologen die zahlreichen anderen Stellen der Bibel, welche einer solchen Auffassung gänzlich widersprechen[1]). Wenn heute etwa jemand sagen würde, daß man hinsichtlich Moral und anständiger Gesinnung an alle Menschen die gleichen Forderungen stellen müsse, ob einer nun Deutscher oder Franzose oder Chinese ist, ob er Herr oder Diener ist, so würde das jeder wohl in Ordnung halten und keiner käme auf den widersinnigen Gedanken, darin eine Aufmunterung zum Rassenchaos und eine Verurteilung der Rassenlehre zu erblicken. Die Theologen haben das aber fertig gebracht, und der gläubige Christ ist ihnen blind gefolgt. Der Jude aber lachte darüber befriedigt."

Das ist der alte verhängnisvolle Irrtum der sich an Strohhalme klammernden Christen. Der Jude „lacht gar nicht befriedigt", wenn jemand das Christentum völlig und folgerichtig ablehnt und seinen arteigenen Glauben in sich trägt. Er tut nur heute manchmal so, weil er weiß, welche Wirkung er damit erzielt. Er lacht nur befriedigt, wenn er die Völ-

[1]) Wir warten immer noch, daß man uns derartige Stellen zeigt, welche sich **nicht** auf die Juden und deren Rasse beziehen.

ker in Streitigkeiten über die christlichen Lehren und Dogmen verwickelt sieht. Und dieses Schauspiel hat er seit dem Bestehen des Christentums vor Augen. Zu diesem Streit hat er allerdings wieder und wieder neuen Stoff hinzugetragen. Aber er beobachtete dabei ängstlich, daß die Sache nicht ernst wurde, d. h., daß sich die Völker nicht etwa vom Christentum lösten, wenn es ihm auch sehr recht war, wenn die Kirche auf solche Weise machtpolitisch zurückgedrängt wurde. In dem blinden Eifer, ihr besonders geartetes Christentum gegen andersgläubige Christen zu verteidigen, sind die meisten Menschen noch nie dazu gekommen, über ihr Christentum nachzudenken, geschweige es als jüdisches Geistesgut zu erkennen. Wenn der Verfasser vom „jüdischen Einfluß in der Kirche" spricht, so ist das völlig unverständlich. Das Christentum ist einzig und allein in der Frühzeit von Juden verbreitet worden und baut sich ebenso einzig und allein auf die Literatur jüdischer Autoren auf. Ob später noch anderer „jüdischer Einfluß" dazutrat, ob noch griechische und indische Legenden und Gedanken aufgenommen wurden, ist angesichts solcher soliden jüdischen Grundlage wirklich belanglos. Das Beispiel von der „Aufforderung zur Moral und anständigen Gesinnung an alle Menschen", mit dem der Verfasser hier seine Behauptung beweisen möchte, ist völlig falsch. Denn diese Forderung betrifft ja lediglich das Sittengesetz! Ein Gottglaube — nicht etwa eine „Religion", wie man irrig zu sagen pflegt — bezieht sich auf die Beantwortung der letzten Fragen nach dem Sinn des Lebens, der Unvollkommenheit der Menschen, dem Todesmuß u. a. und dann erst auf das moralische Verhalten. Das ist ja gerade so typisch jüdisch, daß das Sittengesetz zum Gebot eines persönlichen Gottes mit der Begründung eines „Du sollst" umgewandelt, und damit das Göttliche in den Bereich des menschlichen Handelns herabgezerrt wird. Wir können hier nur auf die Werke Frau Dr. Mathilde Ludendorffs verweisen und möchten dringend empfehlen, doch wenigstens das kleine Büchlein „Aus der Gotterkenntnis meiner Werke" zu lesen. Ganz abgesehen davon, ist die Erscheinung des Christentums mit dem Beispiel einer solchen Aufforderung ja noch lange nicht annähernd verdeutlicht, sondern, im Gegenteil — verundeutlicht. Aber es ist wieder einmal beachtlich, zu sehen, wie der einzelne das Christentum auf seine Weise erklärt und nach seinen Gedanken zu gestalten wünscht. Jeder aufgeklärte Christ sagt uns nämlich Ähnliches und hat seine persönliche Auffassung vom Christentum. Das war schon früher so, wie wir es auch teilweise bei Agobard sehen. Unbeeinflußt von diesen einzelnen Meinungen und Auslegungen ist das Christentum jedoch stets und überall einen ganz anderen Weg gegangen, und diesen müssen wir wohl bei der Bewertung des Christentums als den wesentlichen betrachten. Die Ereignisse haben jene Wunschphantasien einzelner nicht erfüllt und damit widerlegt, sie haben dagegen trotz zeitweiliger und zeitbedingter Rückschläge die Auffassung des Feldherrn vom Christentum bestätigt, daß es eben eine Propagandalehre des Judentums ist. Der gelegentliche Streit zwischen Kirche und Synagoge ändert daran nichts. So wenig wie der wütende Streit zwischen Sadducäern und Pharisäern innerhalb des Judentums besagt, daß die ersteren oder letzteren etwa keine oder schlechte Juden gewesen wären. Sektenstreit ist für das Wesen der Priesterreligionen ebenso belanglos wie der Logenzank innerhalb der Freimaurerei. Er besagt nichts für das Wesen. Das Wesentliche des Christentums ist, daß es eine uns artfremde Lehre einer nach Macht strebenden Priesterkaste ist, deren weltanschauliche und literarische Grundlagen aus dem Judentum stammen. Dafür gibt auch, trotz des von uns nicht geteilten Standpunktes des Verfassers, dieses Buch beachtliche geschichtliche Aufschlüsse. Aus diesem Grunde begrüßen wir es auch. Erschütternd ist es, was Strobl auf S. 92 in der Anmerkung 1 zu S. 52 zu dem von Agobard in dem Brief behandelten Sklavenhandel der Juden schreibt. Wir wollen diese Stelle geschlossen anführen. Es heißt:

„Wir hören hier, daß die Juden heidnische Sklaven hielten. In Frankreich selbst gab es damals keine Heiden mehr. Diese waren Kriegsgefangene aus den verschiedenen Kriegen der Karolinger, besonders aus den hundert Jahre (740 bis 840) währenden Sachsenkriegen. Die niedergerungenen Sachsen wurden nach Frankreich gebracht und dort von den Juden als ‚Kriegsramsch' aufgekauft. Wir wissen, daß sich die Sachsen nach dem Blutbad zu Verden an der Aller (778) aufs neue gegen Karl den Franken erhoben haben und das aufgezwungene Christentum abzuschütteln versuchten. Um keine weiteren Märtyrer zu schaffen, kam Karl auf den Gedanken, ganze Provinzen Sachsens durch Deportationen zu entvölkern. Über diese Deportationen ur-

teilt ein streng kirchlich eingestellter Schriftsteller, von den Steinen, in seinem Buch über Karl den Großen 1928 wie folgt:

‚Grausiger mag der Bluttag von Verden erscheinen. Aber wenn der Heimatglaube etwas sein soll, für den die Sachsen ein Menschenalter sich wehrten, so waren diese Deportationen das Furchtbarste, was Karl getan hat.'

Im Jahr 795 erfolgte die erste Massendeportation. 10 000 Sachsen wurden mit Weibern und Kindern in verschiedene Länder weggeführt, die meisten nach Frankreich. Über ihr weiteres Schicksal schweigt die offizielle Geschichtsschreibung. Nur in einer einzigen Chronik fand ich eine kurze Bemerkung des Inhalts, daß die deportierten Sachsen unter sehr drükkenden Verhältnissen zu leben hatten. Aus Agobards Briefen erfahren wir nun, daß solche heidnische Kriegsgefangene den Juden als Sklaven überlassen wurden — eine ewige Schande für die Sachwalter Christi. Bei den Juden ging es ihnen so schlecht, daß sie lieber in die Kirchen flohen und die Taufe begehrten, nur um den Händen der Juden zu entkommen.

Solche Deportationen wiederholten sich fast Jahr für Jahr. Die größte fand im Jahre 804 statt. ‚Es wurde' — so ist in den Annalen des Klosters Lorch, Mon. Germ., zu lesen —, der gesamte Stamm der Nordsachsen, Albinger oder Wigmoti (d. i. die Starkmütigen) genannt, mit Weib und Kind unter dem Beistand Gottes und nach seinem weisen Ratschluß (!) auf verschiedenen Wegen aus Sachsen geführt und auf Gallien und andere Teile des Reiches verteilt.'

Die entvölkerten Landstriche jenseits der Elbe bis zur Ostsee wurden den Slaven für geleistete Waffenhilfe überlassen. In den offiziellen Geschichtsbüchern steht darüber freilich nichts, man muß hier schon die Quellen selbst zur Hand nehmen. (Mon. Germ.)

Diese Deportationen dauerten 12 Jahre, von 793 bis 805. Vor allem wurden auch die Kinder mitgeführt. Von Abogard hören wir dann die Klagen über den schwungvollen Handel, den die Juden mit solchen Kriegsgefangenen trieben. Zum Teil verwandten sie dieselben in den eigenen Latifundien, zum Teil verschoben sie sie nach Spanien, Italien, Afrika usw. Auch nach Rom, das unter der Herrschaft des Papstes stand, sind solche Sachsensklaven gekommen. Es wird dort um jene Zeit ein ‚Sachsenviertel' (‚vicus Saxonum', Mühlbacher, Deutsche Geschichte) genannt. Als die Sarazenen i. J. 846 bis vor Rom rückten, die Peterskirche eroberten, plünderten und anzündeten, da wurden gegen sie diese Sachsen als Sarazenenfutter vorgeschickt. Sie sollen dabei, wie die Chronik berichtet, sämtlich umgekommen sein. Ein Sachsenviertel gibt es in der Folgezeit nicht mehr.

So schaute das ‚Goldene Zeitalter' der Juden in Wirklichkeit aus. Die Geschichtsschreibung hat uns all das verschwiegen, hat



**Bibeldispur im Orient**

Von links nach rechts: Ein katholischer Geistlicher, ein jüdischer Rabbi, ein griechisch-orthodoxer und ein orientalischer hoher Priester sowie ein evangelischer Pastor in gemeinsamer Unterhaltung über Auslegung von Bibelstellen und -texten. Der Jude war von jeher bemüht, Streitigkeiten über die christlichen Lehren und Dogmen zu entfachen, allerdings nicht ohne dabei zu beobachten, daß die Sache nicht zu ernst wurde. Auf diese Weise hat er es bisher verstanden, die Völker davon abzuhalten, über die Weltmachtansprüche, die Gott Jahweh dem auserwählten Volk in der Bibel verheißt, nachzudenken und die Gefahren, die durch eine gemeinsame christlich-jüdische Religion gegeben sind, zu erkennen.

aber die Hauptschuldigen mit den Beinamen ‚der Große' oder ‚der Fromme' oder ‚der Heilige' mit verklärtem Licht umgeben."

Ganz abgesehen von der Tätigkeit jener gepriesenen Karolinger als „Arm der Kirche", sehen wir hier, wie vorteilhaft für die jüdischen Sklavenhändler sowohl wie für die christlichen Sklavenhalter — außer anderen — die christliche Lehre von der Demut war. Diese Demut als göttliches Gesetz, von Gott gefordert, mußte die Heiden doch allmählich zu zuverlässigen und willigen Sklaven erziehen. Deshalb bedeutet auch das Wort „Demut" in der Sprache unserer Vorfahren „Knechtsgesinnung", während es eine christliche gottgefällige Tugend darstellt. Nicht umsonst sprach Nietzsche von der „Sklavenmoral" des Christentums. Wenn sich damals nun einige Juden in ihrer „Blindheit", wie Paulus es nennt, gegen die Taufe der Sklaven sträubten, wie Agobard schreibt, so war das Bestreben, sie zu taufen, doch sehr „fortschrittlich" und praktisch. Die Taufe brach nun auch noch den *seelischen* Widerstand der Sklaven!

Dazu hat dann der Bischof Agobard nach bestem Gewissen und in frommem Eifer, weil er die Seelengesetze nicht kannte, beigetragen, trotzdem er vielleicht meinte, das Beste zu wollen. Daraus entspringt dann seine Judengegnerschaft, die wahrscheinlich dann noch von der christlichen Konkurrenz der Sklavenhändler genährt wurde.

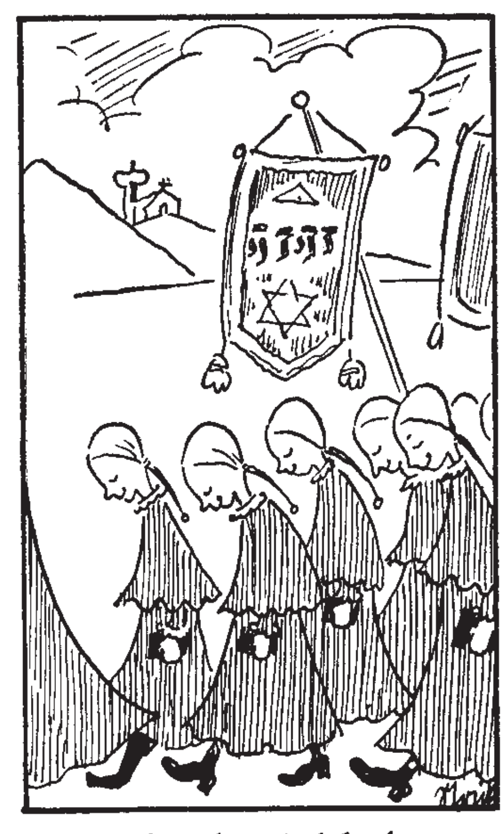
Jawohl, das Christentum ist ein „Geheimnis"! so sagt Paulus deutlich und verständlich genug (Römer 11, 25—26). „Ich will euch nicht vorenthalten, liebe Brüder, dieses Geheimnis — auf daß ihr nicht stolz seid —" (d. h. überheblich gegenüber den Juden werdet — die Schriftl.) „Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben steht: ‚Es wird kommen aus Zion, der da erlöse'". Auf daß „das ganze Volk Israel selig werde"! Das ist der Sinn des Christentums, wie er sich aus der Geschichte ergibt und ihn die Tatsächlichkeit bestätigt gegenüber allen wohlgemeinten Auffassungen und Ratschlägen einzelner Christen.

„Europa ward voller Menschen, aber voll leibeigener Knechte, die Sklaverei, die diese drückte, war um so härter, da sie eine christliche, durch politische Gesetze und das blinde Herkommen in Regeln gebrachte, durch Schrift bestätigte, an die Erdscholle gebundene Sklaverei war."

So schrieb der Theologe Joh. Gottfried Herder („Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" 19. Buch, VI).



**Deutsche Kinder wollen wir, frohe, starke, stolze**



**nicht aber solche!**

# Hexenwahn bei den Eskimo

Das „Neue Wiener Journal" Nr. 16 062 vom Sonnabend, den 6. 8., brachte unter der Überschrift „Frauentragödie in Labrador" den erschütternden Bericht, wie ein angeblicher Eskimo, der sich den Namen Miller zugelegt hatte, vor zwei Jahren den Entschluß faßte, seinen Volkgeschwistern das Christentum zu predigen. Dabei heißt es in diesem Aufsatz, daß der christliche Eskimomissionar die Bibel so erklärte, wie sie nach seiner primitiven Auffassung verstanden sein wollte. Das Ritual des Jahwehdienstes wurde phantastisch ausgebaut. Das „induzierte Irresein" des Missionars und seiner „bekehrten", d. h. induziert irre gemachten männlichen Blutgeschwister führte zum Wahne, daß sie Jehova selbst durch die Bibel beauftragt habe, alle kinderlosen Frauen ihres Stammes zu steinigen.

Von diesem grauenhaften Vorhaben erfuhren Anfang Julmonds v. J. die beiden in Port Burwell an der Hudson-Strait stationierten kanadischen Polizisten. — Am Tage der Beschneidung des Herrn (d. i. der 1. Januar) sollte das Verbrechen durchgeführt werden. So erzählt es ein Eskimo! Zwei Stunden danach machte sich Polizeikorporal F. Mc. Innis mit einem Hundeschlittengespann auf den Weg — 800 Kilometer durch Schnee und Eis! — um die Eskimofrauen zu retten! — In letzter Minute kam der Retter an. Gerade hatte man die unglücklichen Eskimofrauen — wie einst Deutsche Frauen — zur Richtstätte geführt. Ohrenbetäubender Lärm und religiöse Gesänge — wie einst im Zeitalter der Inquisition — übertönten die Schmerzensschreie der Frauen. Der Verfasser des Zeitungsartikels schreibt: „Gottesdienst umrahmt den furchtbaren Massenmord. Schon werden die ersten Eisbrocken und Steine auf die wehrlosen Opfer geschleudert." Da erhebt der Polizist „im Namen des Königs" energischsten Einspruch und steht dabei dem gesamten Eskimostamm gegenüber.

Schon schien es, daß sich der Fanatismus, d. i. der Ausfluß religiösen Wahns, auch auf Korporal F. Mc. Innis stürzen wollte. Doch erklärte sich nach bangen Augenblicken Missionar „Miller" bereit, zu verhandeln. Das Ergebnis dieser Verhandlung war: Miller fährt mit dem Polizisten nach der 200 Kilometer entfernten Handelsstation, um mit dem dortigen „weißen" Handelsgeschäftsverwalter über die kritischen Bibelstellen zu beraten. Dieser konnte dem Eskimoprediger in mehrtägigen Unterweisungen „auslegen", daß seine „Bibelauslegung", was die für die beabsichtigte Hinmordung der kinderlosen Eskimofrauen zugrunde gelegten Stellen betrifft, irrig sei. Beide reisten wieder den weiten Weg zurück. Daheim angekommen, verkündet der eifrige Jahwehdiener die neue Auslegung, und die Frauen waren gerettet! —

So wirkt sich christliche Fremdlehre auf früher arteigen lebendes Volk aus! — Christentum ist eben rasse- und volkzerstörend!

Dieser Bericht des „Neuen Wiener Journal" beruht auf Mitteilungen, die erst jetzt durch das kanadische Regierungschiff „Nascopie" nach Ottawa gelangt sind.

G. Rehwaldt.

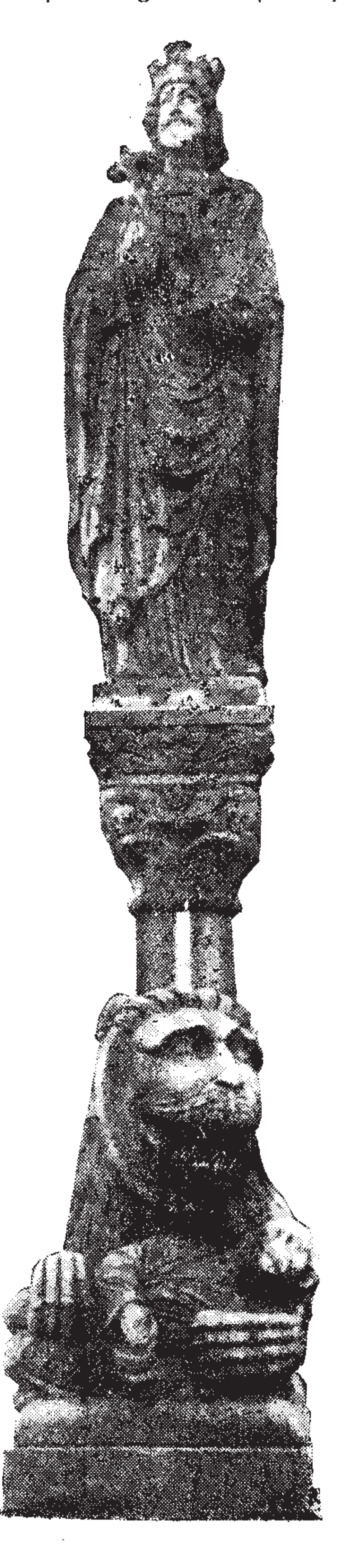


„Hexen werden zum Hinrichtungsplatz getrieben"; nach einem alten Stich zur Zeit der spanischen Inquisition

# Achtung! Augen auf!

Unsere Leser haben vielleicht schon gemerkt, wie seit dem Tode des Feldherrn versucht wird, „heimlich, still und leise", eine Erkenntnis nach der anderen als „Irrtum des großen Feldherrn" abzutun, indem man, den alten Zustand der früheren Auffassung vor der Aufklärung wiederherstellt. So war es mit der Angelegenheit des Herzogs v. Braunschweig und der Schlacht von Valmy, so ging es mit dem sog. „schwarzen Tag" des 9. August 1918, so versucht man es durch Redensarten über die Marneschlacht usw., usw. Es ist die bekannte Erscheinung und eine alte Methode auf die man hier stößt, was aber nicht etwa besagt, daß sie von den betreffenden Verfassern derartiger Aufsätze bewußt angewandt wird. Die betreffenden Verfasser haben vielleicht noch nie etwas davon gehört, daß der Feldherr jemals über jene Themen geschrieben hat. Es „kommt eben so, wie es eben so kommt"! Allerdings — das müssen wir der Wahrheit wegen anführen — bei der Schrift über den Herzog v. Braunschweig, mit der sich Graf Moltke in Folge 7 und 8/38 beschäftigen mußte, war es anders.

Es ist nun bei dieser Entwicklung der Dinge recht beachtlich, daß jetzt eine andere Sache behandelt wird. Es handelt sich im Rahmen eines bebilderten Aufsatzes um „Rätselhaftes in der Kunst" („Unser Freund" Heft 9, 1938, Berlin NW 87, Haller Str. 1—2). Darin wird auch der zweifellos für den Unkundigen sehr rätselhaften Bildwerke am Bremer Dom gedacht, über welche der Feldherr bekanntlich eine Schrift herausgab: „Des Volkes Schicksal in christlichen Bildwerken." Das in jenem Aufsatz „Rätselhaftes in der Kunst" behandelte Bildwerk des Bremer Doms stellt den Löwen Juda dar, der in den Pranken einen erschöpft daliegenden Mann mit einem Würfelbecher mit herausgefallenen Würfeln hält, dessen einer die Zahl 9 trägt. Eine Zahl, die es — wie der Feldherr bemerkte — auf einem Würfel überhaupt nicht gibt, sondern eben die „heilige" Jahwehzahl 9 bedeutet. Der Löwe spielt in dem Alten Testament, dessen Erfüllung bekanntlich das Neue herbeiführen soll, eine große Rolle. Der Feldherr schreibt in jener oben erwähnten Schrift:



Wer die Bibel kennt, weiß, daß nach 2. Könige 17, 26, 27 während die Juden in der babylonischen, d. h. assyrischen Gefangenschaft waren, Jahweh Löwen nach Samaria gesandt hat, um die Heiden daselbst zu erwürgen. Dies wird dem König von Assyrien kundgetan. Dieser nimmt die Botschaft mit Genugtuung entgegen. Er sendet darauf Jahwehpriester als Missionare in das Land, die der Bevölkerung lehrten: „Wie sie den Herrn fürchten sollten, damit sie nicht ermordet würden" und sagt weiter: „Nach dieser Einführung können wir die Bilder lesen." Welche Rolle der Löwe Juda sonst noch spielt, geht aus der Tatsache hervor, daß der „Bannspruch des heiligen Antonio von Padua" auf vielen verkauften Kreuzen angebracht ist und lautet: „Sehet das Kreuz des Herrn! Fliehet ihr feindlichen Mächte! Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamme Juda, die Wurzel David. Alleluja (zu Deutsch: „Lobt Jahweh") Alleluja. Solche Kreuze hängt man Deutschen Frauen um, und für ihre Wünsche und Gebete

für den Sieg des Löwen Juda werden ihnen — wie es darunter steht — „300 Tage Ablaß" versprochen. Bei einigen solcher Kreuze, von denen uns zwei vorliegen, gibt es auch nur 100 Tage Ablaß. Anscheinend hat das die Konkurrenz, ein Kloster, hier überboten, denn es gibt hier wohl noch keine geregelte Preisordnung.

Dieser „Löwe Juda" ist nun auch durch die Bildwerke am Bremer Dom dargestellt. Einmal hat der Löwe Juda eine Deutsche Frau niedergeworfen und bei der anderen Skulptur einen Mann. Bezeichnenderweise und in voller Übereinstimmung mit dem auf den Kreuzen angebrachten „Bannspruch" ist über jenen Löwen der Judenkönig David angebracht. Der Feldherr schrieb nun zu diesem Bildwerk:

Der Judenkönig mit Zepter und Leier kündet den endlichen Sieg. In der Tat kann König David, ein Ahnherr des Königs Christus, in der letzten Bilddarstellung das Königzepter in der Hand halten und seine Triumphlieder singen. Das Aufgären Deutschen Rasseerbgutes in der Zeit der Reformation ist durch Okkultismus nun völlig gebrochen. Kraft- und willenlos, vergreist, liegt der Deutsche Mann in den Pranken des Löwen Juda, noch kraft- und willenloser als auf der ersten Bilddarstellung die blühende Deutsche Frau in den Pranken des im Greif vertarnten Judentums liegt. Die Zahlen auf den Würfeln 5 und 9 — Zahl 9 zeigt sonst keine Würfel — deuten als Sinnbild Jahwehs und der Jahwehherrschaft an, daß das Deutsche Volk jetzt durch Okkultismus aller Art restlos verblödet und völlig gebrochen und verschlafen im Ringen gegen die Jahwehlehre endgültig verspielt haben soll. In seinem Traumleben unter christlichen Suggestionen ist es unfähig zu erkennen, daß die arischen Gesichtzüge des Judenkönigs ihm vertarnen sollen, daß er in die Sklavenschar des Judenkönigs und dessen Nachfahren eingegliedert ist.

Ja, der Judenkönig kann in der Tat in seinem „Dankpsalm" — 2. Sam., 22, singen:

32: „Denn wer ist Gott außer Jahweh, Wer ein Hort außer unserem Gott?"
36: „Du gabst mir den Schild Deines Heils..."
37: „Machtest Raum für meinen Schritt,..."
38: „Ich verfolgte meine Feinde,..."
39: „Vernichtete und zerschmetterte sie, daß sie nicht aufstanden, Hinsanken unter meine Füße."
41: „Meine Hasser — ich rottete sie aus."
43: „Ich zermalmte sie wie Staub auf der Erde. Wie Gassenkot zertrat ich sie."
50: „Darum will ich Dich preisen Jahweh...".

So schrieb der Feldherr. Seine, und auch die von anderen Deutschen veröffentlichten Erklärungen jener Bildwerke waren so einleuchtend und unwiderlegbar, daß ein schüchterner Versuch einer anderen Erklärung damals keine Wirkung hatte. Jetzt ist der Feldherr jedoch tot, und vielleicht glaubt man auch hier jetzt, seine Erklärung „richtig" stellen zu können! Es heißt nämlich in dem genannten Aufsatz „Rätselhaftes in der Kunst" mit Bezug auf jenes Bildwerk:

„Sehr einfach ist der Löwe an der Außenwand des Bremer Domes zu erklären, der einen Menschen umfaßt hält. Der Löwe als symbolisches Tier spielt in fast allen menschlichen Kulturen eine bedeutende Rolle. Sein symbolischer Sinn hat stark geschwankt. Allgemein bekannt ist seine dekorative Verwendung als Symbol der Herrschermacht, als Träger und Stütze von Kanzel und Thron. In einem ähnlichen Sinne ist er auch hier dargestellt, aber mehr im Geiste christlicher Religiosität. Als Schützer des Glaubens, ja fast als Symbol Christi selbst, **hält er fürsorglich den gläubigen Menschen in seinen furchtbaren Krallen, ihn damit vor jeder Anfeindung und Versuchung bewahrend.**"

Wir zweifeln gar nicht daran, daß der Löwe Juda ein Symbol „Christi" ist. Auch hat der Feldherr darauf eingehend hingewiesen. Aber die Schilderung der Lage, in der sich jener von dem Löwen niedergeschlagene und zwischen den Pranken liegende Mann befindet, ist geradezu lächerlich. Jeder sieht, daß der Löwe den Mann als Beute gepackt hält. Außerdem ist solche „Deutung" mit den übrigen dazugehörigen Bildwerken zusammengehalten, völlig unhaltbar und ins Gegenteil verkehrt. Es ist eine ganz gefährliche Verharmlosung jener Bildwerke, aus denen das Deutsche Volk sein ihm durch die Christenlehre bereitetes Geschick so klar erkennen könnte. Warnend schrieb der Feldherr über jene Bildwerke am Bremer Dom:

„Gehe weiter achtlos an den ernsten Lehren der Weltgeschichte vorbei, wie Christen achtlos an den eine so deutliche Sprache sprechenden Bildwerken am Bremer Dom — und zwar jahrzehntelang — vorbeihasten ... Deutsches Volk, verstehst du jetzt dein fahrlässiges Handeln? So schlage den Weg ein, den die Geschichte, Rasseerwachen und Gotterkennen dir zeigen, den Weg, den unsere Ahnen durch die Annahme der Christenlehre verlassen haben, den Weg zur Deutschen Volkschöp-

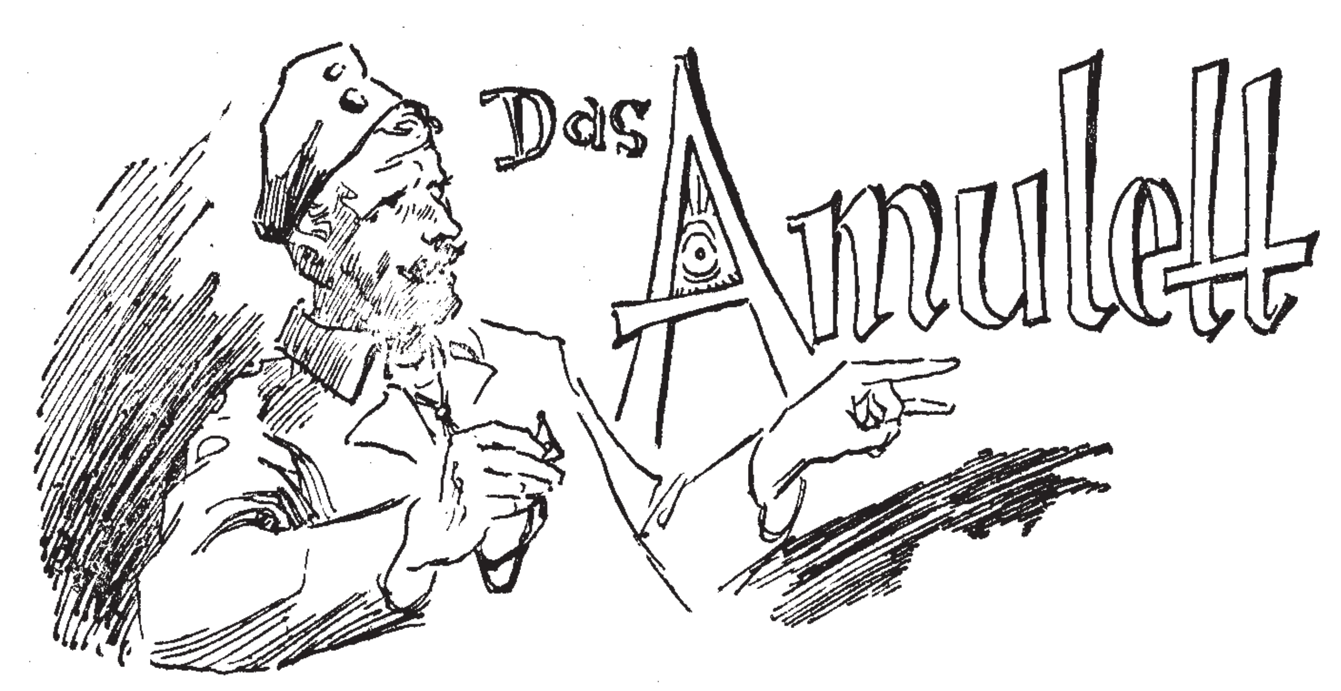
fung durch Einheit von Blut und Glauben, Recht, Kultur und Wirtschaft, frei von Juden- und Priesterherrschaft, frei von allen okkulten Wahnvorstellungen.

Laßt die Deutsche Volkseele in jedem Deutschen sprechen und ihn auf sie lauschen. — Wehre kraftvoll und wehrhaft die Mächte ab, die ich dir wieder zeigte!

Erwache nun doch endlich und begreife, daß du in jeder Stunde deines Lebens, nicht nur bei besonderen Gelegenheiten, wie etwa zu Weihnachten, um dein Freiwerden zu ringen hast.

Setze den alten Feindmächten, die beharrlich arbeiten, in jeder Minute nun endlich Deutsche Tatkraft und Deutsche Überzeugungtreue entgegen und halte dir dauernd den ganzen furchtbaren Ernst deiner Lage, der aus den Bildwerken spricht, vor Augen, sonst verspielst du für immer, wie der vergreiste und willenlos gewordene Deutsche im furchtbaren Mahnmal der Priester am Dom zu Bremen."

Wahrlich! Die Deutschen haben Veranlassung die Augen aufzumachen! Nicht nur, um die vom Feldherrn bereits gegebene Erkenntnis in sich aufzunehmen, sondern auch darauf zu achten, daß die gewonnene Aufklärung nicht wieder verschüttet wird. Lö.




„Der Leutnant hat 's Kommando, und wir ham die Ruhe", sagte der Gefreite Erich Heidkamp, als er von Leutnant Niestrate einen Anschnauzer erhalten hatte. Er rief es laut von einem Geschütz zum andern. Alle, außer Detjen, grinsten. Daraufhin winkte der Batterieoffizier den Gefreiten nochmals zu sich und pustete ihn an, daß die Kanonen wackelten. Zum Schluß brüllte Niestrate: „Verstanden?"

„Jawohl, Herr Leutnant", sagte Heidkamp und guckte mit seinen hellen Augen treuherzig in die funkelnden blauen seines aufgebrachten Vorgesetzten, „es war ja laut genug."

Nun muß sich auch der Leutnant schnell abwenden und eine Zigarette anzünden, um sein Schmunzeln über soviel harmlose Dreistigkeit zu verbergen. Die Geschützbedienungen lachen wieder verstohlen. Nur Detjen blickt finster auf Heidkamp und sagt leise zu Lehmann: „Keiner wagt ihm etwas zu tun."

„Das hat mit Wagen nix zu tun", erklärt Lehmann, „aber alle mögen ihn eben gern leiden. Wir, weil er 'n juter Kamerad, und die Offiziere, weil er der Tapferste aus der Batterie is."

„Es hat einen anderen Grund", sagt Detjen und sieht wieder zu dem Gefreiten hinüber, mit dem sich jetzt der Leutnant unterhält, als sei nichts geschehen. „Heidkamp hat den bösen Blick."

„Den bösen Blick?" staunt Lehmann. „Watt is denn dett?"

„Wer den bösen Blick hat, zieht Unheil herbei", flüstert Detjen. „Und außerdem hat er Macht über Menschen und Tiere." Er streckt zum Schutz Zeigefinger und kleinen Finger der linken Hand abwehrend gegen Heidkamp aus und zieht ein Amulett hervor: „Aber dies gibt mir Schutz."

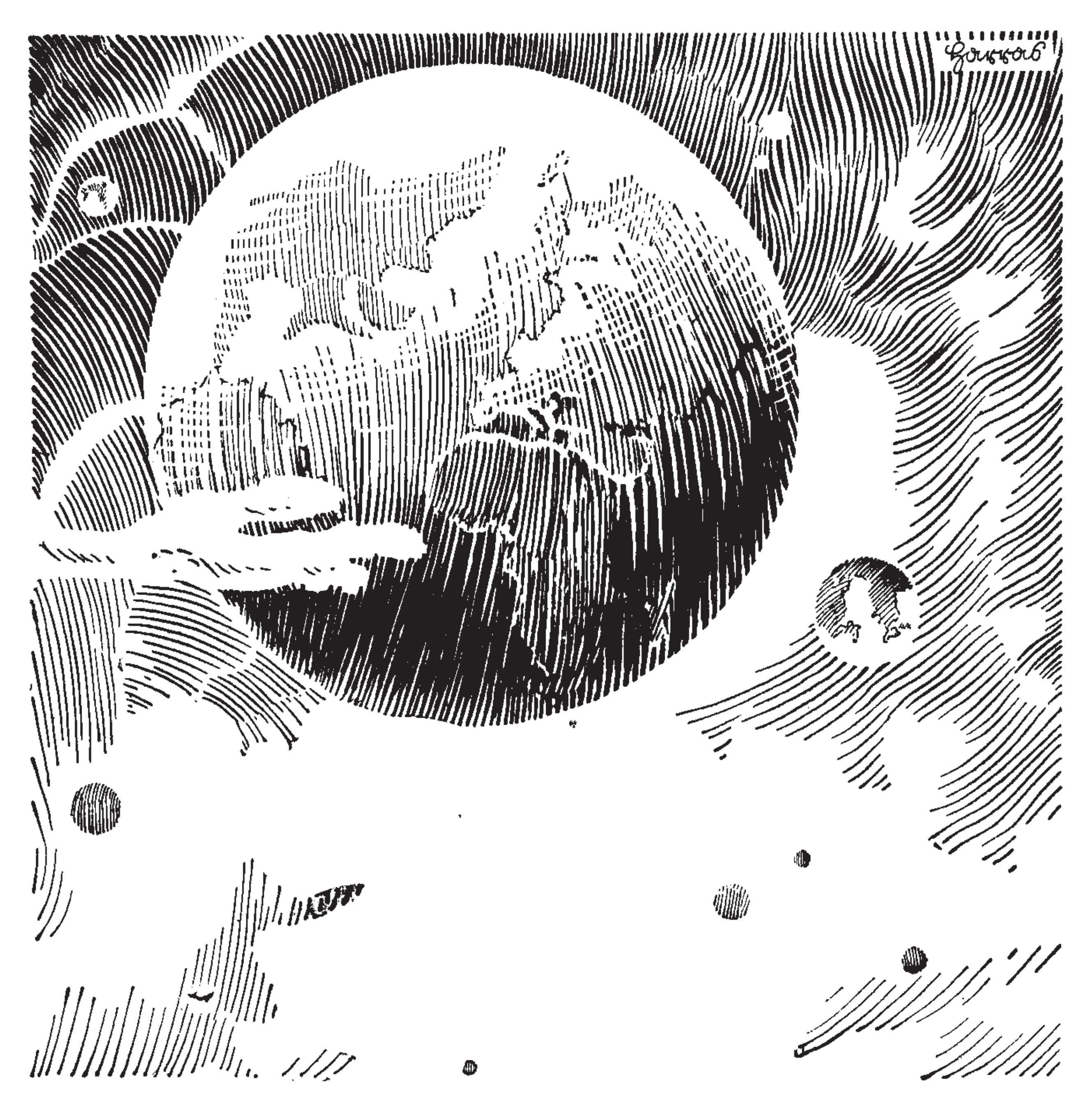
Lehmann guckt erst das Amulett, dann Detjen, dann wieder das Amulett an. Nach geraumer Weile meint er: „Hm, hm", und geht in den Unterstand. Dort sagt er zum Geschützführer, indem er sich vor die Stirn tippt: „Beim Detjen piept's. Hier oben!"

Der Unteroffizier läßt sich erklären, warum nach Lehmanns Ansicht in Det-

**Dr. M. Ludendorff:**

# Selbstschöpfung

„In dem unermeßlichen Kosmos still kreisender Welten ist nach dem erreichten Schöpfungziele: dem Werden einer Menschheit, kein Wille zum Wandel der geschaffenen Formen der Lebewesen am Werke. Nach unerbittlichen Gesetzen verweilt die gewordene Erscheinung in der einmal geschaffenen Gestaltung. Ein Aufflammen neuen göttlichen Wollens, wie es die Schöpfungstufen boten (s. Schöpfunggeschichte), zeigt das vollendete Weltall mit seinen nichtbewußten Einzelwesen nicht mehr. Nur der Stern, der unter den unzähligen Gestirnen jeweils die gottbewußte Menschheit trägt, ist zum Brennpunkt der göttlichen Offenbarung geworden, denn in der Menschenseele allein flammt neues göttliches Wollen auf, wie einst in der Schöpfungzeit im Weltall und in den Einzelwesen einer neugeschaffenen Schöpfungstufe. Heute ist unser Stern dieser auserlesene Brennpunkt göttlicher Offenbarung. Wie ungezählte Jahrtausende mag er dieses hehren Amtes noch walten, wann wird er es einem fernen Stern übertragen müssen? Erloschene Menschen werden auf unserer Erde dann umherirren, gottferner und gottverlassener als alles Getier. Aber auf dem fernen Sterne beginnt das schöpferische Enthüllen Gottes, wie einst auf dieser Erde, und gottbewußte Wesen werden sich und ihr Weltallamt vollenden in Selbstschöpfung. Doch noch brauchen wir nicht auf jene ferne Welt zu schauen, noch ist die heilige Stätte der Selbstschöpfung eines Gottesbewußtseins auf unserer Mutter Erde. Mitten unter uns flammt da und dort das Gottleuchten auf in der Werkstatt einer Menschenseele: im Bewußtsein."



# „Scheinwerfer - leuchten"

## Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

**der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"**

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407. — Fernruf: 66 2 64 und 63 3 41. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Löhde; für Anzeigen und Bilder: Hannov. Kemnitz, dortselbst; Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. DA. 2. Vj. 38 74 289. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. - Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — **Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.**

**Folge 13** **5. 10. 1938**


# Auf hoher Wacht!

**Zum Geburttag von Frau Dr. Mathilde Ludendorff am 4. Oktober**

Von Elly Ziese.

Immer wenn wir einen besonderen Erinnerungtag begehen, gedenken wir vergangener Feiertage. Doch jährt sich zum erstenmal ein Festtag, an dem ein geliebter Mensch fehlt, dann mag es uns wohl dünken, als könnten wir nie mehr feiern.

Wer die einmalige, einzigartige Größe eines Ludendorff erlebt hat, der weiß, daß jeder Tag, der seinem Gedenken geweiht ist, zum wahren Festtag werden muß, wenn wir ihn in rechter Weise feiern.

So treibt es uns denn in diesem ernsten Jahr, des 4. Gilbharts ganz besonders zu gedenken. Müssen wir auch des Feldherrn lebendige Gegenwart durch seinen allzu frühen Tod entbehren: nie mehr werden wir diesen Tag ohne ihn erleben. Zu tief ist sein letztes Werk gerade mit diesem Tag verwoben. Das Gelingen dieses Werkes — „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken" — war dem Feldherrn eine tiefe Freude. Wohl waren der Feldherr und alle Mitarbeiter sich bewußt, daß es unmöglich ist, den ganzen Reichtum und die Fülle der Erkenntnisse in kurzen Abhandlungen auch nur annähernd erschöpfend zu gestalten. Welchen Sinn hat nun jenes letzte Werk des Feldherrn? Er spricht es selbst aus:

„Wir wollen gelegentlich des 60. Geburttages Mathilde Ludendorffs den Deutschen Menschen und dem Deutschen Volke den erhabenen Reichtum begreiflich machen, den sie ihnen gibt, und sie anregen, sich dessen teilhaftig zu machen, um den Weg für ihre Erkenntnisse und die Lebensgestaltung nach ihnen frei zu machen und damit der Schöpferin der Erkenntnis an diesem Tage durch ein solches Werk zeitlich unbegrenzten Wertes Dank abzustatten."

Dieser Dank an die Schöpferin Deutscher Gotterkenntnis darf nicht auf einen einzigen Geburttag beschränkt bleiben. Der Dank ist zeitlos wie das Werk selbst.

Noch stehen viele Volksgeschwister verständnislos abseits — feindselig oder gar gleichgültig. Wir aber, die wir ganz und gar heimgefunden haben zur eigenen Art, wir haben eine verantwortungreiche Aufgabe.

Es nimmt gar mancher den Namen Ludendorff in den Mund, ohne daranzudenken, daß ihm damit eine hehre Verpflichtung auferlegt ist. Wollen wir Frau Dr. Ludendorffs Geburttag recht feiern in diesem ernsten Jahr, so müssen wir uns einmal die Frage stellen: Was können wir tun, um das Vermächtnis des Feldherrn ganz in seinem Sinne zu erfüllen? Der Feldherr schließt ja sein Vermächtnis mit den Worten:

„So bitte ich die Deutschen, die auf mich hören — Tote werden mehr gehört als Lebende —, scharen Sie sich um meine Frau. Halten Sie ihr, dem Verlage und dem ‚Am Heiligen Quell Deutscher Kraft' die Treue."

Wir wissen, was der Feldherr von uns erwartet, wenn er jene Bitte ausspricht: eine doppelte Aufgabe haben wir zu erfüllen. Wir müssen zum ersten klar erkennen, worauf es ankommt und dann

restlos danach handeln. Denn Einklang muß herrschen zwischen Erkenntnis und Leben. Wo dieser Einklang fehlt, da wird unser Freiheitkampf untergraben.

Welches ist nun die Grundlage, von der aus unser Kampf geführt werden muß? Der Feldherr hat uns den Weg gewiesen: er hat die Deutsche Gotterkenntnis zur Grundlage seines gesamten völkischen Kampfes gemacht. Das muß auch unsere Grundlage sein. Aber nicht durch blinde Gefolgschaft und Autoritätglauben tragen wir den Kampf für die Wahrheit weiter; sondern einzig und allein durch immer tieferes Eindringen in die Werke werden wir fähig, wirklich Mitkämpfer des Hauses Ludendorff zu werden.

Wohl gilt es selbstverständlich auch fernerhin, unentwegt aufzuklären über das verbrecherische Treiben der überstaatlichen Mächte in der Vergangenheit und Gegenwart, um für die Zukunft Wandel zu schaffen. Denn „gründliches Wissen über die Schicksale des eigenen Volkes und der andern Völker in den vergangenen Jahrhunderten ist Lebensnotwendigkeit für ein ganzes Volk und eine der Grundvoraussetzungen für seine Erhaltung".[1])

Wer sich aber mit dieser notwendigen Aufklärung begnügt, der hat des Feldherrn Lebensziel: seelische Geschlossenheit unseres Volkes zu schaffen, die nur aus Deutscher Gotterkenntnis erwachsen kann, nicht begriffen.

Heute — am Geburttag Mathilde Ludendorffs, dem ersten nach des Feldherrn viel zu frühen Tod — wird jeder, der sich dem Hause Ludendorff innerlich verbunden fühlt, besonders geneigt sein, Freude in das einsam gewordene Tutzinger Heim zu tragen. — Ich meine, eine schöne Geburttagsfreude ist es, wenn jeder Leser dieser Geburttagsfolge, der nur irgend dazu imstande ist, am heutigen Tage ein Werk der Deutschen Gotterkenntnis oder ein kleineres Werk des Hauses Ludendorff an eine öffentliche Bücherei schenkt. Wer aber nicht dazu in der Lage ist, der möge eine weitere Folge und etwa die „Mahnworte" mit besonderem Hinweis auf den Geburttag an solche Menschen weitergeben, die er für aufnahmefähig hält. Kann nicht vielleicht dadurch ein lang verschütteter Quell doch endlich einmal hervorsprudeln?

Wie aber, wenn nun ein so plötzlich Aufgewachter kommt und will mehr hören, weil er gar nicht schnell genug von den Grundlagen unseres Freiheitkampfes erfahren kann, und er muß erleben, daß ihm keine klare Antwort wird? Muß er nicht bitter enttäuscht sein über solche Mitkämpfer des Hauses Ludendorff? Gar mancher, der den Kampf gegen die überstaatlichen Mächte tapfer mitkämpfen kann, weil er die grundlegenden Aufklärungwerke genau kennt, steht unsicher abseits, wenn er andern den Weg weisen müßte zur Deutschen Gotterkenntnis. Er glaubt, genug zu wissen, wenn er Vorträge besucht, die doch nie die Werke ersetzen können, sondern nur zu ihnen hinführen wollen. Aber die Werke selbst lesen? — Welch seltsame Ausflüchte sind da zu hören! „Der Kampf gegen die überstaatlichen Mächte ist wichtiger!" — Ja, wird denn nicht jener Kampf erst durch die starke seelische Grundlage wahrhaft fruchtbar? Kann man denn z. B. überhaupt ein tiefgehendes Verständnis für die Geschichte der Völker haben, wenn man „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" nicht gründlich kennt? Erst von der Grundlage der Deutschen Gotterkenntnis aus ist es möglich, die überstaatlichen Mächte wirksam zu bekämpfen.

„Ich habe keine Zeit zum Lesen!" sagt ein anderer und bedenkt nicht, wieviel Zeit unnütz vergeudet wird. Ist dieser Einwand nicht nur ein Beweis von mangelhafter Zeiteinteilung? — Ich kenne eine Bauerfrau, die arbeitet wie andere Bauernfrauen auch. Aber sie nimmt sich einfach die Zeit: jeder Morgen beginnt mit den Werken der Deutschen Gotterkenntnis. Nur eine halbe Stunde freilich, — aber diese Bauerfrau hat die sämtlichen Werke nicht nur gelesen — nein, sie hat sie auch verstanden. Wer es wirklich will, der findet also auch die Zeit. — Und hat er sich dann eines Tages ganz und gar in die Werke vertieft, so wird er vielleicht bitter bereuen, daß er so lange gezögert hat, aus der Quelle selbst zu schöpfen.

Endlich sei noch ein dritter Einwand erwähnt: „Die Werke sind zu schwer!" — Ach, wie freuen sich die eingeweihten Vertreter der überstaatlichen Mächte, und wie atmen sie erleichtert auf, wenn dieses von ihnen ausgestreute Wort gedankenlos nachgeplappert wird! Denn vor nichts haben jene so gründlich durchschauten Mächte mehr Angst als vor der Verbreitung der philosophischen Werke von Frau Dr. Ludendorff; sie wissen ja, daß ihre Macht zu Ende ist, wenn die einzelnen Menschen und die Völker die Wahrheit erkennen und ihr Leben danach gestalten.

Es hat vielleicht mancher nur noch nicht darüber nachgedacht, wie sehr es unserm Rasseerbgut widerspricht, wenn wir uns

[1]) Dr. Mathilde Ludendorff: „Die Volksseele und ihre Machtgestalter." S. 77.

Urteile aufschwatzen lassen. Selbständig urteilen! Wie Deutsch das klingt! — Urteilen nicht viele Menschen in allem andern unbeeinflußt und selbständig? Und nur in den tiefsten Fragen des Lebens, da fragen sie bei anderen an, was sie zu denken und wie sie zu urteilen haben?

Eine einzige Tatsache möge den noch Schlafenden die Augen öffnen: manch ein sonst vernünftiger Mensch fällt auf jede Behauptung, auf jedes Geschwätz herein. Darum hat er sich z. B. einreden lassen, daß Frau Dr. Ludendorff alle Andersdenkenden „haßt" und „verachtet". Doch müßte nicht einem so leichtgläubigen Menschen die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er wüßte, wie Mathilde Ludendorff in Wirklichkeit gesinnt ist? Am Eingang ihres ersten philosophischen Werkes sagt sie:

„. . . . .schreitet leise, daß ihr sie nicht stört, die in den alten Tempeln gläubig knien, das Göttliche erlebend."

Es wenden sich ja die Werke nur an alle Wahrheitsucher — nicht aber an jene, die da glauben, die Wahrheit schon gefunden zu haben.

Haben wir also erkannt, daß wir uns zunächst selbst in die Werke vertiefen müssen, um überhaupt die Grundlagen des völkischen Kampfes zu erkennen, so ergibt sich für jeden ernsten Menschen die Forderung, sein Leben nun auch danach zu gestalten und restlos nach den Erkenntnissen zu handeln. Denn keine Kluft darf sein zwischen Worten und Taten.

Eine unwillkürliche Überprüfung des bisherigen Lebens läßt ihn klar erkennen, was alles anders werden muß. So treibt es ihn z. B., um der Gesundheit des Volkes willen, mit gutem Beispiel voranzugehen und nun freiwillig jeden Alkohol zu meiden. Denn er will, daß die Jugend um die Giftwirkung auf die Keimzellen weiß, die ihre Nachkommen einst schwer schädigen kann. — Aber noch eins muß hinzukommen: das Hinführen der noch abseits stehenden Volksgeschwister zur Deutschen Gotterkenntnis muß in wirklich sinnvoller Art geschehen. Es geht nicht an, noch ganz Fernstehende mit herausgerissenen Erkenntnissen wahllos zu überschütten. Ein Einfühlungvermögen in die seelische Beschaffenheit des andern ist nötig. Sonst kann viel versehen werden. Gar mancher vielleicht wertvolle Mensch schließt sich innerlich ab, wenn er auf taktlose Weise gewonnen werden soll.

Nie dürfen wir vergessen, welche große Verantwortung wir haben, wenn wir es wagen, für die Verbreitung der Deutschen Gotterkenntnis zu wirken.

Auf eine ernste Krankheiterscheinung, die der schnellen Verbreitung der Werke Mathilde Ludendorffs hinderlich ist, muß noch besonders hingewiesen werden: das ist die vorgefaßte Meinung, eine Frau könne doch keine wesentlichen Erkenntnisse geben! — Wer so denkt, der hat noch viele artfremde Schlacken abzuwerfen. Er beweist nur, wie stark verschüttet sein Deutsches Rasseerbgut noch ist. Verständnislos würden unsere heidnischen Ahnen solchen Entwurzelten anstaunen. Denn sie beurteilten den Wert eines Menschen nach seiner Persönlichkeit, nicht aber nach seinem Geschlecht. Sie waren ja nicht nur körperlich, sondern auch seelisch gesund.

Nun wird vielleicht mancher, der die Werke nicht kennt, die sinnlose Behauptung aufstellen, nach Deutscher Gotterkenntnis seien Mann und Frau ganz gleich — da das aber nicht stimmt, sei alles falsch! Solchen leichtfertigen Vorurteilen sei ein Wort des Feldherrn entgegengehalten, das er in seinen ewig gültigen Kampfzielen sagt: „Mann und Frau stehen in dieser lebendigen Einheit des Volkes gleichwertig, aber wesensverschieden nebeneinander. Die Frau soll die hohe Stellung im Volke und in der Familie zurückerhalten, die sie einst bei unsern Ahnen vor Eindringen fremder Weltanschauung und Sitten hatte.

Die Familie ist die Kraftquelle Deutschen Lebens.

Die heranwachsende Jugend erhält ihre Richtschnur durch das Beispiel der Eltern; Jugendbewegung kann hier ergänzen, aber nie Ersatz bieten."

Wie aber könnte die Familie wirklich Kraftquelle des Volkes sein, wenn den Söhnen beigebracht wird, sie seien durch die Tatsache ihrer Männlichkeit der Mutter und den andern weiblichen Angehörigen geistig überlegen? Wenn dies in Wirklichkeit lange nicht immer geschieht, so ist das nur ein Zeichen, daß das Rasseerbgut oft mit Macht die fremden angelernten Anschauungen sprengt. Wie aber könnte sich eine echte Deutsche Art erst auswirken, wenn die Deutsche Gotterkenntnis erst Allgemeingut des Volkes wäre! —

Vielleicht hat sich doch schon mancher seine Gedanken gemacht, wenn er liest, was Tacitus in seiner „Germania" von der Stellung der germanischen Frau sagt. Mathilde Ludendorff sagt dazu:

„Aus diesen Worten läßt sich klar entnehmen, daß unsere Voreltern ein hohes Amt in der Volksgemeinschaft den außergewöhnlichen Persönlichkeiten des weib-

lichen Geschlechtes überließen, so wie sie ja auch nur außergewöhnlichen Männern das Führeramt übertrugen. Wenige Menschen von außergewöhnlicher Leistungskraft, Männer und Frauen, führten die Volksfamilie, die dabei blühen konnte!“

Diese Worte stammen aus dem ersten Werk Frau Dr. Ludendorffs, dem Werk „Das Weib und seine Bestimmung“. Es müßte jede Frau — ja, auch jeder Mann — wissen, daß dies Werk eine Ehrenrettung für das weibliche Geschlecht darstellt. Die Geschichte dieses Werkes zeigt, wie denkunfähig und entwurzelt weite Kreise durch artfremde Lehren geworden sind. Denn als die erste Auflage dieses Werkes — auf dringenden Wunsch des Verlegers — statt des ganzen weiblichen Vornamens der Verfasserin nur den Anfangsbuchstaben nannte, da war die medizinische und übrige Presse des Lobes voll über die ernste, kluge Sachlichkeit der Darstellung, über die gerechte Beurteilung beider Geschlechter und die neuartige Betrachtungweise. Denn niemand zweifelte daran, daß nur ein Mann das Werk geschrieben haben könne. Als aber in der nächsten Auflage der weibliche Vorname des vermeintlichen männlichen Verfassers erschien, da konnte man sich ja unmöglich so lächerlich machen, das Werk nun herabzusetzen. Daher wurde eine von überstaatlicher Seite gern geübte Gewohnheit angewendet: man schwieg sich aus! Es wäre doch äußerst peinlich gewesen, zugeben zu müssen, daß eine Frau ein so logisch aufgebautes, wissenschaftliches — und doch verständliches — Werk schreiben konnte.

Diese Tatsache zeigt, wie unbegründet Vorurteile sind.

Vieles Artfremde, Widernatürliche wird uns erst voll bewußt, wenn wir Abstand gewinnen von allem Lärmen und Getriebe der Städte, ja auch von allem Geschehen der Gegenwart.

Wer jemals die grenzenlose Weite des Meeres erlebt hat oder die Berge mit ewigem Schnee und tief unter sich durch Wolkenschleier die Schönheiten der fernen Landschaft da unten geschaut, dem zerrinnt alles Widersinnige wie von selbst

Und wer sich zurückversetzt in ferne Vergangenheit — wird er nicht immer mit glühender Seele auf seiten der Freiheitkämpfer stehen? Zweifelt er noch, ob er sich für Wittekind oder Karl entscheiden soll? Für Hermann oder Segestes?

---

**Erregt nur Sturm! Die Eiche steht,**
**wenn alle Wolken längst verweht!**

**Fall'n welke Blättchen auch herab,**
**die Eiche stirbt davon nicht ab!**




**Doch eurer Palme schaden mag's...**
**paßt auf: bald gibt's 'nen tüchtigen Knacks.**

Wie aber wird es in später Zukunft sein? — Dann gehören auch wir jetzt Lebenden zu den Ahnen jener fernen Geschlechter.

Möge sich ein jeder Deutsche einmal die Frage vorlegen: wie wird ein künftiges Geschlecht einst urteilen über jene, die heute noch glauben, die Deutsche Gotterkenntnis bekämpfen zu müssen?

Wir aber, die wir schon heimgekehrt sind zur eigenen Deutschen Art, wir wollen nie vergessen, daß wir auf hoher Wacht stehen.

Und kann auch nichts das tiefe Leid lindern, das den heutigen Tag — und alle Tage — überschatten wird, so können wir doch Freude tragen in des unsterblichen Feldherrn nun verwaistes Heim: wenn wir aus allen unsern Kräften in seinem Sinne für die seelische Geschlossenheit unseres Volkes wirken.

Das sei unser Dank an die Schöpferin der Deutschen Gotterkenntnis an ihrem heutigen Geburttage, ein Dank, der zeitlos sei wie das Werk und Wirken Erich und Mathilde Ludendorffs.

# Das Heldenmädchen der Lützower Freischar

**(Zum 125. Todestag Eleonore Prochaskas)**

„Sei bewußt Deines Blutes,
Sei Hilfe dem Edlen,
Sei Vernichtung dem Bösen,
Sei herzeigen dem Volke,
Sei Feind seinen Feinden!"
Mathilde Ludendorff.

Als im Jahre 1813 in Preußen die Flammen der Vaterland- und Freiheitliebe hochschlugen, als Ernst Moritz Arndt, der kühne Rufer im Streit, sein rachedurchzittertes Lied vom „Gott, der Eisen wachsen ließ" dichtete, und Preußens König zur Bildung freiwilliger Jägerkorps aufrief, kamen Deutsche aus Süd und Nord, aus Ost und West, von Hörsälen, Lehrstühlen und Schulbänken, aus den Werkstätten und vom Pflug und scharten sich um der Freiheit Banner. Knaben verließen das Elternhaus, Greise reihten sich unter die freiwilligen Kämpfer, Familienväter starben den Tod fürs Vaterland.

Aber auch die Frauen standen, als der Sturm losbrach und sich ein Volk erhob, an Opfergeist nicht zurück. Am 1. April erschien in den Zeitungen ein Aufruf, in dem es u. a. hieß: „Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes." Da häuften sich die Opfergaben Deutscher Frauen: nicht nur kostbarer Schmuck und bedeutende Geldspenden Adeliger und Reicher, sondern auch die Sparpfennige von kleinen Mädchen, das Scherflein der Witwe, teure Andenken, selbst Trauringe, die gegen eiserne getauscht wurden. Künstlerinnen stellten ihre Talente zur Verfügung, und manche, die nur wenig besaßen, teilten noch das Wenige: Eine arme Bauernfrau brachte zwei Bund Heu, eine andere Brote, in die sie ihre letzten Viergroschenstücke gebacken hatte. Die 16-jährige Ferdinande von Schmettau schnitt, da sie sonst nichts spenden konnte, ihr reiches, schönes Haar ab. Viele Frauen nähten und strickten für die Krieger und scheuten bei der Pflege von Verwundeten weder Schmutz noch Ansteckung. Das Kostbarste opferten die Mütter, die stolzen Herzens Männer und Söhne für die Freiheit ihres Vaterlandes hingaben. Einzelne Frauen aber wurden von der Woge der allgemeinen Begeisterung derart mitgerissen, daß sie sich unerkannt unter die Soldaten mischten, um in Männerkleidung gegen den Feind zu ziehen.

Unter ihnen klingt ruhmvoll ein Name auf: Eleonore Prochaska. Ihr Vater war zur Zeit ihrer Geburt, 1785, Unteroffizier im damaligen 2. Bataillon Garde zu Potsdam. Als er im Jahre 1792 in den Krieg gegen Frankreich zog, wurde die kleine Eleonore mit ihren drei Geschwistern im Militär-Waisenhaus zu Potsdam aufgenommen. Nach der Rückkehr des Vaters kamen die Kinder wieder zu ihm und Eleonore führte den mutterlosen Haushalt. Später diente sie als Köchin bei einem Hofbaurat, dessen Familie ihr sittliches Betragen stets rühmte. Ihr schönster Charakterzug aber war ihre starke Liebe zu Volk und Vaterland, die der Vater bereits in früher Kindheit durch Erzählungen über Friedrich den Großen, unter dem er noch gedient hatte, weckte. Seine späteren Berichte von den Freiheitkämpfen gegen Napoleon in Spanien und Tirol, von den Heldentaten der Spanier und ihrer Frauen, von der glühenden Vaterlandsliebe der Tirolerinnen, prägten sich tief in ihr mutiges Herz ein. Und als auch ihr Vaterland nach harter Knechtung gegen den korsischen Usurpator

rüstete, brannte in ihr der Haß gegen den Erbfeind so sehr, daß sie ihre Ersparnisse hingab, um sich Männerkleidung beschaffen und mit Büchse, Hirschfänger und Tschako ausrüsten zu können. In Breslau trat sie unter dem Namen August Renz als freiwilliger Jäger in die Infanterie des Lützowschen Freikorps ein. Nicht, um in Männertracht Soldat zu spielen noch als Abenteuer suchende Amazonin, sondern getrieben von der Begeisterung für Recht und Vaterland und beseelt von dem unbedingten Wollen, in schwerer Zeit auch ihr Teil zur Rettung des Vaterlandes beizutragen, reihte sich das heldenmütige Mädchen unter die „Schwarzen Jäger". Alle Beschwerden des Feldlebens trug sie gerne und nie wurde sie in ihrem Entschluß wankend, das Los der Kameraden der „Schwarzen Schar" zu teilen, mit ihnen zu siegen oder zu sterben.

In einer Geschichte des Lützowschen Freikorps, die zehn Jahre nach ihrem Tode erschien, heißt es von ihr: „Sie genoß als wohlgebildet, bescheiden und dienstfertig die Freundschaft und Achtung ihrer Kameraden und Vorgesetzten." Am klarsten beleuchten zwei Briefe, die sie aus ihrem Biwak dem 15jährigen Bruder schrieb, wie tief sie mit allen Fasern ihres starken Herzens in der Volksseele verwurzelt war, daß stärker noch als die Liebe zur Sippe die Liebe zum Deutschen Volk, zur Deutschen Erde in ihr glühte. Sie bittet den Bruder, dem alternden Vater so schonend wie möglich mitzuteilen, daß sie Soldat geworden sei: „Ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehn."

Sie berichtet vom Exerzieren, Tiraillieren und fleißigen Schießen, woran sie viel Vergnügen fand, pulste doch in ihren Adern echtes Soldatenblut. Auf 150 Schritt traf sie die Scheibe. Ihre rührenden Berichte an den Bruder schließt sie mit den tapferen Worten: „Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Carolinen tausendmal, sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt." Der zweite Brief trägt wie der erste keine Bezeichnung von Zeit und Ort: „Das Datum weiß ich nicht, wir haben keine Kalender und man merkt es gar nicht, wenn Sonntag ist." Er sollte ihr Abschiedsgruß an ihre Familie werden:

„Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen vor den Feind kommen. Es ist also vielleicht das letztemal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe. Ich bin zwar sehr müde, wir haben in 5 Tagen wohl an 30 Meilen zurückgelegt und morgen früh um 2 Uhr marschieren wir schon weiter. Aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen. Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben. Kann ich nicht ein Quartierbillett für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Kamerad. Im Biwak hab' ich mein Lager immer für mich allein . . . . Lieber guter Bruder, Du sagtest einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Mut zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Überzeugung, daß Du, Vater und Caroline mir nicht böse seid und so gehe ich, durch diesen Gedanken gestärkt, voll Mut und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst wieder, dann guter Bruder, wird meine Freude überschwänglich sein. Komme ich nicht zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, dann, teurer guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl! Ich kann vor Tränen weiter nichts sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde Deine Dich liebende Schwester

Leonore, genannt August Renz."

Eleonore hatte ihren Bruder gebeten, seine Briefe mit ihrem angenommenen Soldatennamen zu unterzeichnen, damit ihr Geschlecht nicht verraten werde. Es blieb bis zu ihrem Heldentode unentdeckt, da sie von hoher schlanker Gestalt war. Den Kameraden gegenüber gab sie ihr Alter mit 21 statt mit 28 Jahren an, doch nie aus Eitelkeit, sondern aus Vorsicht. Andernfalls wären der völlige Mangel des Bartes und ihre weibliche Stimme aufgefallen. Wenn sie dennoch manchmal ihrer zarten Stimme wegen geneckt wurde, gab sie sich für einen Schneider aus. Der konnte ja nach ihrer Meinung eine hohe Stimme haben. Als Schneider bekam sie in Ruhestunden viel zu arbeiten, da außer ihr nur noch ein Meister der Schere in der Kompanie stand, ein Männlein, alt und bucklig, das bei keinem anderen Truppenteil untergekommen war. Hier aber wurde er gebraucht, von einem Hauptmann, dem in jener schweren Notzeit jeder tüchtige Mann recht war, der nicht auf den Buckel, sondern auf das Herz schaute, — und das saß bei dem alten Schneider auf dem rechten Fleck. Mit

ihm flickte und wusch nun Eleonore um die Wette und da sie sich auch trefflich auf das Kochen verstand, gab es für sie in den Gefechtspausen immer genügend zu schaffen.

Es kam der 16. September 1813, der Tag des Gefechtes an der Göhrde, an dem der Jäger Renz die Todeswunde empfangen sollte. Der tapfere Major Lützow hatte die französische Kavallerie mit seinen schwarzen Reitern zurückgeworfen, war aber schwer im Unterleib verwundet worden. Ein Jäger, der einen leichten Armschuß erhalten hatte, ließ sich auf der Trommel eines gefallenen französischen Tambours nieder, um sich von einem Kameraden die Kugel entfernen zu lassen. Um die Kräfte des verletzten Armes zu erproben, schlug er die Trommel des kleinen toten Rataplan. Da dies ihm nicht recht glücken wollte, nahm Eleonore Prochaska sie ihm ab und schlug einen kräftigen Wirbel. „Du verstehst dich doch auf alles“, rief ihr da einer zu, „du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießt, wie keiner es besser versteht, und nun bist du noch Tambour!“ Lustig weitertrommelnd, meinte sie darauf: „Ein Potsdamer Soldatenkind muß sich auf alles verstehen.“ Und sie verstand es, nun immer mehr Soldaten zusammenzutrommeln, so daß die anfangs kleine Schar verstärkt wurde und es bald fast 70 Mann waren, die dem wackeren Trommler folgten und mit ihm über die Heide bis zum Fuß der sich vor ihnen ausbreitenden Hügelketten marschierten. Als sie auf einmal Kanonen der Feinde auffahren sahen und ein heftiges Feuer begann, schlug Renz den Sturmmarsch und rief: „Nun hört aller Spaß auf.“ Es gab keine Befehle, keine langen Überlegungen. Mit begeisterten Hurrarufen drangen die Jäger in ungeordneten Haufen mit Büchsen, wenige nur mit Bajonettgewehr, hügelan. Eine Kartätschenladung fuhr in den Haufen der Stürmenden, verwundet oder tödlich getroffen stürzten Soldaten zu Boden, aber mit Hurra sammelte sich wieder die versprengte Schar, allen voran immer der Trommler Renz. Eine zweite Ladung schlug ein, Renz stürzte in den hochaufwirbelnden Heidesand. „Ich bin ein Mädchen“ rief er, aber niemand achtete darauf, denn nur noch wenige Schritte trennten die Lützower von der Schanze. Noch bevor eine dritte Ladung der Haubitze losging, stießen die Jäger die Franzosen, die das Geschütz bedienten, nieder, und eroberten zwei Kanonen. Renz, dem die Kartätschenkugel den rechten Schenkel zerschmettert hatte, wurde nach Dannenberg in Hannover gebracht. An eine Heilung der schweren Verwundung war nicht zu denken. Noch 19 Tage ertrug die Trommlerin vom Göhrdewald standhaft unsägliche Schmerzen. Am 5. Oktober 1813 starb sie an Wundbrand. Zwei Tage später wurde die Heldin, die ihr Leben im Kampf für ihr geliebtes Vaterland eingesetzt hatte, mit militärischen Ehren begraben.

Rückert, der Dichter der „Geharnischten Sonette“, und Kameraden, die mit ihr in Reih und Glied gestanden hatten, verherrlichten sie später durch Gedichte. Der Arzt, der sie behandelte, schrieb ein Sonett auf sie, in dem es heißt:

„Zu trösten, forscht' ich nach der Heimat Lande,
Nach Eltern und Geschwistern. Ob die Bande
Der Liebe sie gelöst mit leichtem Mut.
Da strahlt ihr Blick, von Tränenglanz durchfeuchtet:
‚Mein Volk war meine Lieb'!‘ Ihr Auge leuchtet:
‚Dem Vaterland gehört mein Herz und Blut‘.“

125 Jahre sind seit dem Tode des Potsdamer Heldenmädchens das über alles das Opfer der Tat gestellt hatte, vergangen, aber sein Name lebt noch ruhmreich in seinem Volke weiter, dem es herzeigen war ein junges Leben lang.

Isa Gengler.

Deutschland steht auf, der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer Deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laßt mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei es auch mit meinem Blute, dir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn es nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit!

Theodor Körner an seinen Vater bei seinem Eintritt in das Lützowsche Freikorps. Wien, 10. März 1813.

# Die Beschneidung des Herzens

Reinald von Dassel

Wir lesen Römer 2,28—29 das folgende, bedeutsame Geständnis, das man mit sehr viel Berechtigung als unseliges Leitwort über ein Jahrtausend völkischen Verfalls setzen könnte, jenes Wort nämlich, das mit aller Deutlichkeit ausspricht:

„Denn das ist nicht (nur, d. Vf.) der Jude, der auswendig ein Jude ist, auch ist das nicht eine Beschneidung, die auswendig am Fleisch geschieht, sondern das ist ein Jude, der es inwendig verborgen ist und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung". (Hervorhbg. v. Vf.).

Lassen wir im Bewußtsein dieser Worte die Deutschen Geschicke an uns vorüberziehen und übersetzen wir das Wort von der Beschneidung des Herzens sinngemäß in eine

Beschneidung der Seele,

dann haben wir den Schlüssel, der das wahre Wesen unheilvoller Deutscher Vergangenheit erschließt, gleichzeitig aber auch den Ursprung Deutschen Abwehrwillens begründet, der sich gegen alles, aber auch alles richtet, was unsere Seele „beschneiden". „behauen", „erleuchten" oder „dressieren" will und unfähig macht zu eigentlichem völkischen Leben. Also auch gegen das Christentum.

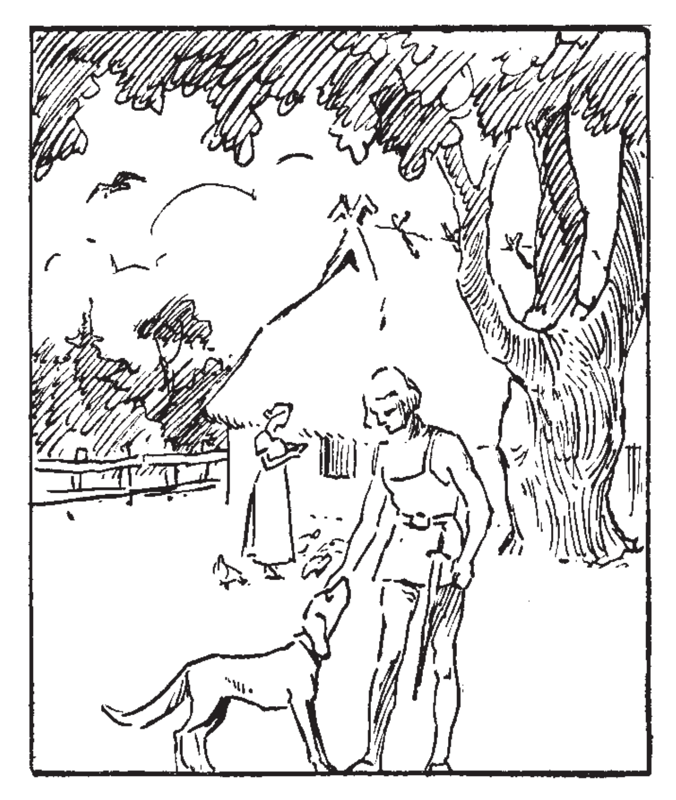
Es war General Ludendorff, der in seinem Werke „Vernichtung der Freimaurerei d. Enth. ihrer Geh." I. Teil, nachwies, wie das Abreißen des Freimaurerschurzes eine symbolische Beschneidung des betr. Maurers darstellt, und man mag ermessen, daß die Mittel der überstaatlichen Mächte in ihrem Wesen durchaus gleich sind und ja letzten Endes auch aus einer Wurzel stammen. Wo daher auch immer der Kampf gegen die Volkverderber aufgenommen wurde, konnte es sich nirgends darum handeln, das Äußere und von den meisten Menschen allein Wahrgenommene zu bekämpfen, sondern es mußte die Vernichtung nur aus der Erkenntnis heraus geschehen, welchen Einfluß all jene Lehren auf die Deutsche Seele ausüben, welche Kräfte sie verkümmern und welche verderblichen Neigungen, begründet in menschlicher Unvollkommenheit, sie schützten oder sogar entfalteten.

So sehen wir bei allen Lehren, die unserer Rasseeigenart widersprechen, eine Lähmung des Denkens, ein „induziertes Irresein" einsetzen, das geeignet ist, unheilvollen Fanatismus und bei genügender Beeinflussung seelische Erkrankungen hervorzurufen, die sich auf das Volksleben und im tieferen Sinne auf den Fortbestand des Volkes in ganz besonderem Maße schädigend auswirken müssen und dies ja auch taten.

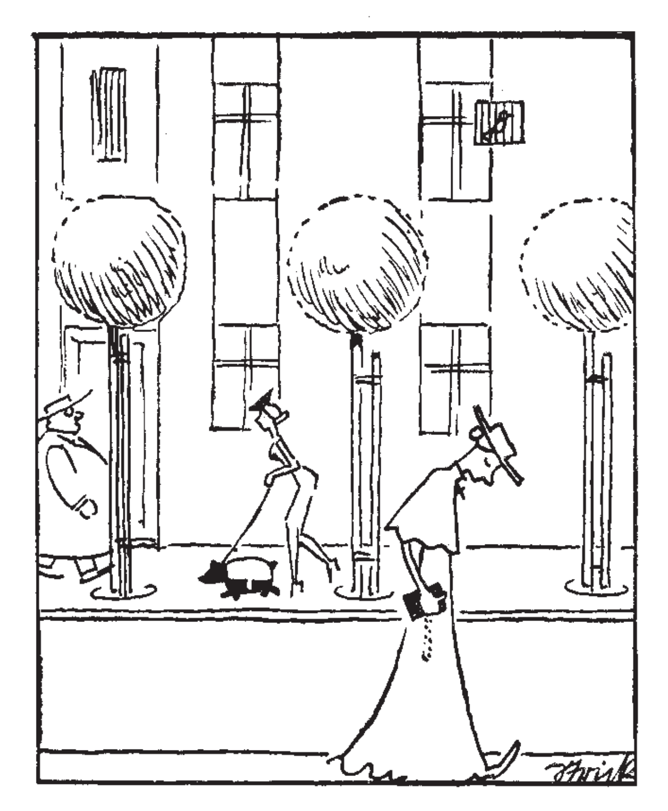
Wo jedoch das Fremdtum selbst nur in geringem Umfange Wurzel fassen konnte, finden wir bald eine völkische wie auch religiöse Gleichgültigkeit einsetzen, die nun ihrerseits wiederum zum Boden für scheinbar extreme Geistesrichtungen wurde, die aber weder in ihren Zielen noch in ihrer Eigenart sich von den bisher gelehrten unterschieden, weil sie ja eben auch von denselben „unsichtbaren Vätern" stammen, die nach dem Grundsatze des „Divide et impera" oder „Wer vieles bringt (Unheil nämlich, d. Vf.), wird manchem etwas bringen" ihre Herrschaft über Volk und Völker bis zu dem uns aus eigener Erfahrung bekannten Maße errichten konnten. „In dreifache Nacht gehüllt" hieß sie Jehova ihr Werk erfüllen (wer denkt da nicht auch an den „Orden Jesu"!) und man darf sagen, daß es den Überstaatlichen gelungen war, ihren an List und Tücke reichen Kampf bis beinahe zu deren völligem Siege voranzutreiben, so daß das Wort „Entwurzelt und versklavt", das General Ludendorff einst über einen Aufsatz in „Ludendorffs Volkswarte" schrieb, sicherlich seine Berechtigung hatte.

Für Volk und Völker gerade noch „zur rechten Zeit" nahm General Ludendorff den Kampf gegen diese geheimen Herrscher der Welt auf, diesen trotz aller Todesurteile und Anschläge, Verleumdungen und gehässigen Anwürfe weiterführend, und es gibt diesem Kampf wunderbaren Sinn und eigenartiges Gepräge, daß dem General sich in seiner Gattin eine Deutsche Frau gesellte, deren erhabene Erkenntnisse die Deutsche Abwehr und Aktion zum Aufbruch und zur Einkehr der Deutschen Seele im tiefsten und schönsten Sinne werden ließen und dem äußeren Kampfe Ursache und Begründung an Hand einer höchst schöpferischen Weltdeutung entdeckte.

Diese Frau war es, die ein Abgleiten oder ein Umbiegen Deutschen Freiheits-



**Unordentlich ist die Natur,
drum laßt es nie dran fehlen**



**und stutzt den Hundeschwanz nicht nur,
stutzt auch die Menschenseelen.**

kampfes für immer verhindert hat, wenn das Volk heimfindet zu arteigenem Gotterkennen, wie es aus der großen, prächtigen Schau vom Werden des Alls und der Erde in den Werken der Philosophin spricht, ohne die und der Enthüllung ewiger Seelengesetze und dem Erfassen erhabenen Sinnes menschlichen Lebens unser Kampf, wie der General selbst einmal sagte, „talmi" wäre, wie so manches andere.

Diese Weltanschauung, die dem Volke „die geschlossene Einheit von Blut (Rasseerbgut) und Glauben, Kultur, Wirtschaft und Recht" sichern wird, empfindet die Volksschöpfung als eine göttliche Pflicht und das Wort „Deutschland wird völkisch sein, oder es wird nicht sein" ist keine Anmaßung, sondern ebenso Wahrheit wie die Tatsache, daß sich jedes andere Wesen auf Erden ebenso nur in der ihm eigenen, gottgewollten Art erfüllen und am Leben erhalten kann. Das Wörtchen „völkisch" durch „christlich" zu ersetzen bedeutet eine Uniformierung der Seele, eine „Beschneidung des Herzens", wie sie die Natur nicht kennt und durch Gottes Willen nirgendwo offenbar wird. Jede „Herauserlösung" aus natürlichen und artgemäßen Bindungen ist ein Tor zum Untergang der Völker, begründet durch Mißachtung der in Natur- und Seelengesetzen zum Ausdruck gelangenden Willensoffenbarungen jenes hinter aller Erscheinung stehenden Wesens, das wir Gott nennen, und ist im tiefsten Sinne Gotteslästerung und Frevel am Heiligsten.

Das beweisen nicht nur die Werke der Philosophin, sondern dessen ist der Untergang vieler Völker und Stämme uns Zeuge, und ich will hier nur an die „Herauserlösung" und seelische Beschneidung der Indianer erinnern, deren Schicksal in wahrhaft erschreckender Weise uns das Wirken artfremder Lehren und Sitten deutlich macht.

Immer und überall wird, außer beim Juden, eine „Beschneidung des Herzens" zu Unheil, Entartung und schließlich zum Volkstode führen und uns, denen das Weltall Erscheinung Gottes ist und wir um die erreichbare Größe menschlichen Lebens wissen, ist es nichts als eine bloße Selbstverständlichkeit, daß an diesem Gotteswerk nichts beschnitten oder behauen wird.

Nicht in der Beschneidung und der Entwurzelung, sondern in der Erfüllung der Seele liegt unser Adel, d. h. in der Selbstschöpfung zur Vollkommenheit aus eigenem, freien Entschluß.

Über den Auseinandersetzungen mit artfremdem Geisteswerk stehen mahnend und schwer des Feldherrn Worte:

Machet des Volkes Seele stark!

# „Die Sagen der Juden! . . . und die Bibel"

Zu Anfang des Jahres 1931 versuchte noch einmal die Judenheit mit großem Aufwand eine weitgehende Aufklärung der Deutschen Christen über die jüdischen Weltmachtziele. Zu diesem Zweck wurden damals für die Christen (z. B. in Dortmund) die Synagogen, die Versammlunghäuser der Juden, geöffnet. Vorträge, von Rabbinern gehalten, sollten die Deutschen über die Harmlosigkeit der Juden aufklären.

Nach Ankündigung dieser „religionswissenschaftlichen Vorträge" waren die Versammlunghäuser der Juden überfüllt von Deutschen Christen. Ohne Widerspruch hörten die Deutschen den jüdischen Seelsorgern zu. Sätze wie „Die Thora ist die Muttererde aller christlichen Religionen" — „Wir (Juden) streben nicht nach der materiellen, sondern nach der geistigen Weltmachtstellung" konnte der Rabbi dem Deutschen Hörer sagen. Andächtig nahm man jüdisches Gedankengut auf. Ahnungslos besuchten die Christen die jüdischen Versammlunghäuser, arglos nahmen sie hin, was jüdische Lehrer in geschickter Weise über das „arme" jüdische Volk vortrugen.

Damals war die „Denk- und Urteilkraft" der Deutschen schon so gelähmt, daß niemand wagte, solchen jüdischen Lehren zu widersprechen. Das Deutsche Volk war dazu von frühester Jugend her erzogen, Predigt und Auslegung des Seelsorgers als „bare Münze" hinzunehmen. Die Bibel war nun einmal „Gottes Wort", sie wurde zum „Buch der Bücher" erhoben — — und konnte diese geistige Stellung in der Welt behaupten, bis der Feldherr Ludendorff und seine Frau, die Schrift

„Das große Entsetzen — Die Bibel nicht Gottes Wort!"

veröffentlichten.

Die „heilige Schrift" ist Menschenwerk, darüber täuschen auch „katholische Volkschriften zu Tagesfragen Das Alte Testament nicht ein nationales „sondern ein Menschheitsbuch", nicht hinweg. Der Inhalt beider Testamente ist jüdisch. Und die Juden verquicken ihre Sagen und Mythen mit dem „Gottes Wort", der Bibel.

Diese Sagen wurden von dem Juden Micha Josef bin Gorion gesammelt und übersetzt und herausgegeben von Rahel und Emanuel bin Gorion. 1927 wurden „Die Sagen der Juden" vom Verlag Rütten & Loening in Frankfurt a. M. verlegt und vertrieben.

Schon im Vorwort finden wir die enge Beziehung zwischen jüdischer „Sage" und „biblischem" Text.

„Vorwort Die Sage, die den biblischen Text begleitet, ergänzt, auslegt und wiedererzählt, verweilt ihrer Natur nach am längsten da, wo der Mythus im Vordergrund steht. So gruppieren sich die meisten Überlieferungen um den kleinen Pentateuch, der nur ein Viertel des Alten Testaments ausmacht, und von diesen wieder die meisten um die Urgeschichte, das erste Buch Moses. Der ganze folgende Teil der Bibel, der mit mehr oder minder historischen Begebenheiten operiert, hat nur zu gelegentlichen Äußerungen der Volksphantasie Anlaß gegeben...

So mannigfaltig wie der Inhalt ist auch der Stil der Bibelbücher, die den Stoff zu diesem Sagenband gegeben haben. Und wie die Sage die Menge von Ereignissen und Gestalten in einen Zusammenhang bringt und in eine Weltanschauung einordnet, so verschmelzt sie auch die Historien und die lyrischen Partien, Biographien und ekstatische Ergüsse, Psalmen, Weisheit und Prophetie in eins."

Der „Inhalt" der „Bibelbücher" wurde für die Judenheit, die nach der geistigen Weltmacht strebt, der „Stoff zu diesem Sagenband" (Juda und Israel, Jüdische Sagen und Mythen, übersetzt und herausgegeben von Rahel und Emanunel bin Gorion, 1927 bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M.), während die jüdischen Schriftgelehrten den gleichen Inhalt den anderen Völkern als „Gottes Wort". „Heilige Schrift" oder „als Engelston fürs Menschenherz" anboten.

Schaurig sind die Sagen der Juden, die sich auf den Bibelinhalt beziehen. Welch ein Unterschied zwischen Deutschen und jüdischen Sagen! Welchen Einfluß mußten solche jüdischen Sagen auf den jungen Juden haben, dem unser „Gottes Wort" so geschildert wurde:

„Die Hure Rahab. ... Acht Propheten, welche Priester waren, sind der Hure Rahab entsprossen. Diese sind: Neria, Baruch, Geria, Mahasia, Jeremia, Helkia, Hananel und Sallum. Manche sagen, auch die Prophetin Hulda sei von den Kindeskindern der Rahab eins gewesen.

Es gab keinen Fürsten und keinen Vornehmen, der zu der Hure Rahab nicht eingegangen wäre. Man erzählt: Zehn Jahre war sie alt, als Israel aus Ägypten zog, und all die vierzig Jahre,

da Israel durch die Wüste wanderte, trieb sie Hurerei. Fünfzig Jahre alt, bekehrte sie sich zum Gott Israels und sprach: Mir möge vergeben sein zum Lohn für das rote Seil, das ich zum Fenster in Jericho heraushängen ließ.

Rahab ward Jüdin und vermählte sich dem Josua.

In Josua, dem Sohne Nuns, ward Joseph, der Sohn Jakobs lebendig. Und weil dieser sich gescheut hatte, die Gemahlin seines Herrn Pothiphar zu nehmen, sollte Josua die Hure Rahab ehelichen, in welcher die Ägypterin aufs neue auf die Welt kam.

Rahab verführte jeden Mann, der nur ihren Namen aussprach; Jael machte die Männer gefügig durch den Klang ihrer Stimme; Abigail riß hin, wenn man an sie dachte; Michal dann erst, wenn man sie sah.

Wer den Namen Rahab ausspricht, dessen Samen ergießt sich.

Dies sind die vier schönsten Frauen, die es auf der Welt gegeben hat: Sara, Rahab, Abigail und Esther."

Dies mag genügen, um zu zeigen, wie die Sagenwelt der Juden „den biblischen Stoff", „in eine Weltanschauung einordnet".

Es würde zu weit führen, die Sagen der ersten Richter, von Gideon und Jephtah, von Ruth, von Simson, vom Manne Micha, von Eli und Samuel, von Saul, von David, von Salomo, von Jerusalems Belagerung und Fall, von Jeremia, von den Wassern Babylons, von Hiram und Nebukadnezar, von Daniels Kampf mit den Götzen, von Jona, von Hiob und von Esther, wie sie von Juden für Juden geschildert werden, aufzuzählen.

Wenn heute noch die Nichtlaien — Theologen, Pfarrer, Priester und Seelsorger — den Laien gegenüber behaupten, die Bibel ist, bedeutet oder enthält „Gottes Wort", dann mögen sie „die Sagen der Juden" zur Hand nehmen, die als „Ausklang" melden (Seite 464):

„Hiskia, der Sohn Abdiels. Zur Zeit seines Priesteramtes begaben sich Serubabel sowie die Priester Nehemia und Esra zu dem König von Babel, brachten ihm Geschenke dar und erwirkten durch vieles Bitten, daß er ihnen die Erlaubnis gab, das Haus wieder aufzurichten, das Salomo, der Sohn Davids, der König von Jebus, erbaut hatte. Dieses geschah, und so entstanden aufs neue der Tempel mit der Lade, das Schloß des Königs und die ganze Stadt.

Zu derselben Zeit wirkte in Griechenland ein Philosoph mit Namen Hippokrates, ein zweiter Weiser im Lande Babel von der Gemeinde der Samarier mit Namen Aaron, ferner ein dritter mit Namen Demokritos und ein vierter mit Namen Lazan.

Esra fing an, gleich nach dem Betreten der Stadt Jebus, nach einem Gesetzbuch zu suchen; er fand aber keins unter den Leuten seiner Gemeinde, denn der König von Assur hatte alle Schriften der Kinder Juda verbrannt. Da beginn Esra einen Betrug und holte ein altes Thorabuch von einem Mann, der der Gemeinde der Samarier, der Behüter der Wahrheit, angehörte. Zu der Zeit kannten die Juden nicht die heilige Sprache und auch nicht die Schriftzeichen derselben, und was sie beherrschten, war allein die Sprache der Assyrer, in deren Lande sie siebzig Jahre der Gefangenschaft zugebracht hatten.

Und Esra verband sich mit seinem Gefährten, dem Priester Nehemia, und allen Führern seiner Gemeinde, und sie schrieben das Buch des heiligen Gesetzes in assyrischen Schriftzeichen nieder. Er veränderte aber vieles darin, was der Gemeinde der Samarier, die auf die Wahrheit bedacht sind, teuer ist. Auch fügte er vieles hinzu und nahm anderes hinweg und hütete nicht das Gebot des Herrn, der da durch seinen Knecht Mose befohlen hat: Alles, was ich euch heute gebiete, das sollt ihr halten; tut nichts hinzu und tut nichts davon. (5. Mose 4. 2.) Außerdem gerieten viele Fehler und Versehen in seine Abschrift, die er und seine Helfer nicht bemerkt hatten. Hinwieder sammelte er vieles von den Sprüchen der Altvordern und der Propheten und fügte sie hinein nach eigenem Gutdünken und laut eigener Auslegung. Seiner Gemeinde befahlen er und Nehemia, das alles wohl zu hüten, und Esra sprach zu ihnen: So hat mir der Herr geboten, daß ich tue. In Wirklichkeit aber hatte ihm der Herr nichts befohlen, sondern alles dies tat er aus eigener Macht. Seine Worte und seine Werke sind in dem Buch der Chronik verschrieben, aber Gott allein weiß die Wahrheit."

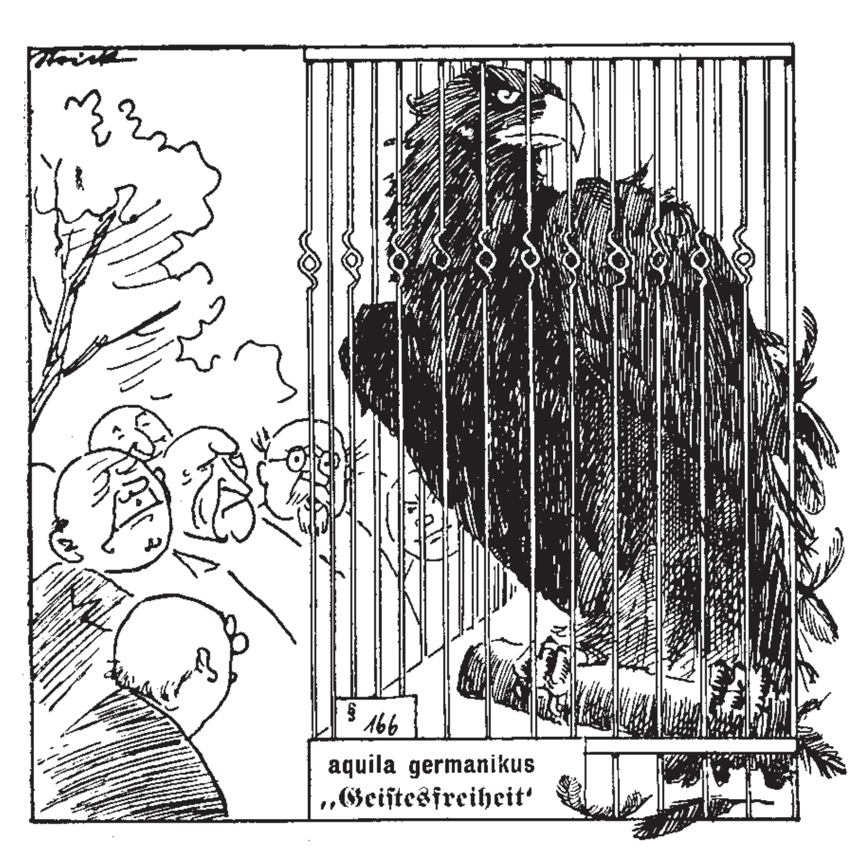
Was die Christen nun von dem Buch „der Chronik" in der Bibel zu halten haben, wenn sie von dem „Betrug" Esras lesen, ist ihrem eigenen Urteil überlassen.

Wenn aber die „Chronik" betrog und trotzdem im „Buch der Bücher" als Gottes Wort ausgegeben wird, dann kann es keinem Deutschen mehr schwer werden, sich vom Christentum frei zu machen und den Weg zur Deutschen Gotterkenntnis zu finden. Dr. E. Hurlbrink.

# Christliche Einbildungen

Von S. Ipares.

Es ist eine, in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit, häufig anzutreffende Seltsamkeit, daß die Verteidiger des Christenglaubens von den schwindeligen Höhen ihrer „metaphysischen" Überlegenheit mitleidig, aber dennoch wie stets unduldsam, auf diejenigen Sterblichen herabsehen, die nun einmal wesensgemäß keinerlei Erkenntnisorgane für die viel gepriesenen Werte der „übernatürlichen Weltordnung", der „heiligmachenden Gnaden" und der „Wunderzeichen" des Christentums besitzen; ein Umstand, der diese Leute zu dem voreiligen Urteil hinreißt, daß die Nichtchristen gleichsam wie geistig Blinde über diesen Planeten gehen und ohne die Heileinrichtung der Kirchen völlig unfähig seien zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Diese, sachlich durch nichts begründete, christliche Überlegenheit versucht zuweilen den Anschein zu erwecken, als ob sie bei der Erschaffung der Welt zugegen gewesen wäre, das Gras wachsen höre und etwas Sinnvolles über die zukünftige weltgeschichtliche Entwicklung, den „Göttlichen Plan", anzusagen habe. Bekanntlich ist es innerhalb des Christentums die Rom-Kirche, die derart den Typus der sakramentalen Zauberreligion am konsequentesten ausgebildet hat und selbst in unserem Jahrhundert, das unaufhaltsam vom Glauben zum Wissen fortschreitet, unbekümmert um die eindringlich genug sprechenden Zeichen der Zeit, die ewige Geltung ihrer Dogmen mit dem Opfer der Vernunft erkaufen will. Ein Unternehmen, das dahin führen muß, daß solch eine Institution ständig an wahrer Macht verliert, da die geistig erwachten Menschen sich auf die Seite der Kämpfer für die Wahrheit begeben, die bekanntlich über allen Lehrmeinungen steht. Und weil heutzutage körperliche Bedrängung und politische Unterdrückung die religiöse Erhebung des Menschen nicht mehr wirksam zu fördern vermögen, gedenkt Rom, von dem die romanischen Völker annehmen mögen, daß es für sie eine Mission habe, den stärksten und letzten seiner Trümpfe ausspielen zu können: die *Wundersuggestion*.




Wie gut, daß eingepfercht er ist, weil er uns sonst vielleicht ein Schäflein frißt.

Selbst ein jüdisches Surrogat für die „heidnischen" Religionen Vorderasiens, aus dessen magischer Kultur sie hervorgegangen ist, hat die Rom-Kirche alle ihrem Machtstreben nützlich erscheinenden Zauberelemente des Alt-Heidentums und den Aberglauben des Judentums nachgeahmt: die Priesterherrschaft, die Rituale und Zeremonien, den Exorzismus und Gebrauch von wundertätigen Amuletten und Reliquien, und sie noch durch die Magie des Bannstrahles und Fluches auf das wirkungsvollste bereichert. So ausgerüstet mit dem kabbalistisch phosphorizierenden „Licht" des vorderasiatischen Alt-Heidentums, wünscht Rom über die „Finsternis" des nordischen Neu-Heidentums zu triumphieren, wobei es der Wissenschaft zumutet, daß sie für das Zustandekommen der „Wunder" und Visionen katholischer „Heiliger" und Hysteriker, sei es in Lourdes oder Konnersreuth, einen wesentlich anderen Grund anzunehmen hätte als bei denen anderer Völker und

Zeiten. Medizinische Tatsachen, die nach dem Stand der Wissenschaft, insbesondere der neueren Parapsychologie mit ihrer erfolgreichen Erforschung der zahlreichen seelischen Tiefenlagen und den entsprechenden organischen Auswirkungen, sich der fortschreitenden Naturerkenntnis erschließen, werden mit dem falschen Glanz des Wunders umgeben und metaphysisch erklärt. Um „Wunder" handelt es sich bei den in Betracht kommenden Erscheinungen überhaupt nicht; da stellte der alttestamentarische Richter Gideon seinen Volksgott Jahve auf eine alles eher als metaphysisch anzusprechende Probe, indem er, um seines Sieges über Midjan gewiß zu sein, von ihm einfach forderte, daß die von einer Schafschur daliegende Wolle erst tauhaltig und die umgebende Erde trocken, und das andere Mal umgekehrt die Wolle trocken und der sie umgebende Erdboden mit Tau bedeckt sein sollte. Es wäre beachtlich zu wissen, ob die Heilige Ritenkongregation zu Rom zur Abwechslung auch ein derart approbiertes Wunder aus der jüngsten Zeit in ihren Akten aufgezeichnet hat, und welche weltpolitischen Schlüsse hieraus prophetisch zu ziehen die Rom-Kirche, inmitten der zum Artbewußtsein erwachenden Völker, gezwungen ist.

Zu den christlichen Einbildungen ist nun auch, eng verknüpft mit dem Wunderbegriff, der Gottesbegriff zu rechnen. Es ist wohl bisher vielen Christen entgangen, daß nach der angeblich „rein monotheistischen" Lehre des Pentateuch (5 Bücher Moses) jedes Volk seinen Gott (hebräisch „Elohim", ein Mehrzahlausdruck der Macht, dessen Einzahl „El" ist) hat, besser gesagt, daß der Begriff des Gottes nicht mit dem der Menschheit, sondern mit dem des Volkes verbunden ist, und daß ferner der Gott für das Volk die hervorragendste biologische Bedeutung besitzt. Die zentrale, bei der Aushebung der Thora gesprochene, jüdische Ritualformel: „Höre Israel, Jahve ist unser Elohim, Jahve ist der Einzige!" besagt daher, daß der Gott mit dem Namen Jahve „einzig" für das Volk Israel seine Wunder vollbringt, aber gegen die arischen und mongolischen Götter oder Völker metaphysisch wirksam ist. In den üblichen Bibelübersetzungen wird der Name des jüdischen Volksgottes, Jahve, mit dem Pseudonym „Herr" (hebräisch „Adonai") wiedergegeben, wodurch den Nichtjuden die irreführende Vorstellung aufgenötigt werden soll, daß dieser „Herr" auch ihr und ihres Volkes Gott sei. Überhaupt findet sich im ganzen Pentateuch kein eindeutiges Beispiel, das die landläufige und theologisch „reine" Gottesvorstellung rechtfertigen könnte. Der Begriff „Elohim" wird, was wenig beachtet worden ist, nicht nur für die Volksgötter allein, sondern auch vermenschlicht für Menschen (Propheten, Richter) und fetischistisch für Gegenstände (Stäbe, Berge) gebraucht. Die siebzig jüdischen „Ältesten" können sogar, nach den Worten des Pentateuch „den Elohim von Israel sehen", wie die katholischen Christen den „Herrn" in seinem „Statthalter" zu Rom, dem Mittelpunkt der „sichtbaren" Weltkirche. Jedoch, ob es sich um den jüdischen oder christlichen „Gottesstaat" handelt, das „Buch der Kriege Jahves" (hebräisch „Sefer Milchamot Jahve", so lautet im 4. Buch Moses die Selbstbezeichnung des Pentateuch) ist ihr unterstes Fundament, jenes Buch, das den Bericht über die Aufkolonisierung der irdischen Welt durch den Elohim Jahve, und der dabei auftretenden kriegerischen Auseinandersetzungen mit den „anderen Göttern" (hebräisch „Elohim acherim") der nichtjüdischen Völker, bis zur schließlichen weltgeschichtlichen, eschatologischen Entscheidung, enthält; wobei das jüdische Volk als das Werkzeug der Machtentfaltung des Gottes Jahve anzusehen ist, der die prosaische Bezeichnung „Kriegsmann" (hebräisch „Isch milchamah") führt. Außer der metaphysischen Zuordnung von Volk und Gott kennt der Pentateuch, wie jeder Sachkenner weiß, auch diejenige von Land und Gott, aus der hervorgeht, daß die Vertreter einer Fremdreligion nicht in einem Lande beliebig wohnen können, wenn sie nicht „die Art und Weise" „die Manier" (hebräisch „mischpat") des betreffenden Elohim und Volkes kennen und achten „damit sie nicht ausspeie das Land, wenn sie es verunreinigen, so wie es das vorhergehende Volk ausgespien hat."

Wer kann es daher uns Deutschen, angesichts dieser Sachverhalte, verargen, wenn wir von den „Löwen", die Jahve in Gestalt seiner Priester aller Fakultäten wie ehedem den Assyrern im Lande herumschickt, verlangen, daß sie die inneren Gesetze auch unseres Volkes und Landes ebenfalls achten. In „Des Volkes Schicksal in christlichen Bildwerken" hat General Ludendorff unabweisbar die „Löwenplage" in unserem Volke und ihre Verheerungen, an Hand der von „Eingeweihten" errichteten Bildwerke des Bremer Domes, aufgewiesen. Die Deutschen können da sehen, welchen Weg diese Plage genommen hat, indem sie unter

der Maske des Christentums in das rassisch-biologische Geschehen (im Bildwerk als ein Weib in den Klauen eines Greisen dargestellt) und die rassisch-geistige Eigengesetzlichkeit (ein Mann mit einem fünf- und einem neunzahligen Würfel in den Klauen eines Löwen) des Deutschen Volkes schicksalschwer eingegriffen hat, um es der satanisierten Herrschaft der Priester und Weisen des „Herrn" Jahve dienstbar zu machen. Denn Fünf und Neun sind nach der Lehre des kabbalistischen Tarot-Systems, Zahlen, die den „Priester" und den „Weisen" verkörpern, wobei zu bemerken ist, daß der Erstere dem Volke und der Letztere nur den Eingeweihten sichtbar ist.

Offenbart hat sich das Wesen des Christentums als eine Einbildung jener bestimmten Metaphysik, die das Hebräertum für alle Völker brauchbar machen will; eine Einbildung, die, letzten Endes den nur dämonischen Plänen des Judentums dienstbar, in sachlicher Hinsicht mit dem Ausspruch der „Erneuerung des alten Mythus" auftritt, der somit ein Mythus für alle Völker geworden sei, und in geschichtlicher Hinsicht die „Errichtung des (jüdischen) Gottes-Reiches auf Erden" betreibt. Damit ist die christliche Weltreligion ein Ausdruck der angenommenen Beziehung von Mensch zu Gott, wo es ein tatsächliches Gotterleben nicht mehr gibt. Die Wirklichkeiten „Völker und Götter" haben sich zu den Begriffen „Menschheit und lieber Gott" entwickelt, wobei die Völker (besonders die arischen und mongolischen) nichts mehr von einem segensreichen Eingreifen der Gottesmacht in die Geschichte verspüren und der blasse, abstrakte und allgemeinmenschliche „liebe Gott im Himmel" in Wirklichkeit nichts ist, hat und kann, für den selbst die „Wunder des Pentateuch", wie der Psalmist sagt „Rätsel aus der Urzeit" sein müssen. Durch diese Verflachung des metaphysischen Ranges aber, oder die Abschaffung der nationalen Religionen und der arteigenen Gotterlebnisse, ist das Christentum zur „Religion des ewigen Mißlingens" geworden, die das Vorhandensein des Unglücks in der Welt braucht, weil sie ohne es, ihre sachliche und geschichtliche Existenzberechtigung verlieren würde, und die deshalb für alles Unglück, das auf der Welt in diesem Zusammenhang geschieht, verantwortlich ist.

Eigentlich müßte man annehmen, daß besonders die „Deutschen" Christen, durch die rauhe Wirklichkeit der jüngsten Geschichte ihres Volkes belehrt, von ihren Einbildungen gründlich geheilt sind; obwohl sie, um nochmals mit dem Psalmisten zu reden „Jahve nicht vergessen und seinen Bund nicht verleugnet haben". Früher mögen sie dieses Mißverhältnis zwischen ihrer Gesetzeserfüllung und deren geschichtlichen Folgeerscheinungen mit Befremden festgestellt haben, heute führen sie sicherlich die Nichtbeachtung ihres Tuns von seiten Gottes auf ihre „Sünden" zurück und geraten in immer trostlosere Verlassenheit. Denn sie vermögen nicht zu erkennen, daß der „Deutsche Gott", die Deutsche Volksseele, ihnen nicht antworten und helfen kann, da er selbst durch den weltpolitischen Vorgang eines gegen ihn gerichteten kriegerischen Angriffes von einer Verbindung mit seinem Volke abgeschnürt worden ist und das erwachende arteigene Gotterleben von feindlichen Gewalten niedergehalten wird. Und man braucht wahrhaftig kein Prophet zu sein, um zu wissen, daß nur eine innere „Deutsche Aktion", wie sie General Ludendorff fordert, als einzigen Schutzwall alle friedlichen Werte Deutschen Aufbaues wirksam zu beschützen vermag und der Deutschen Außenpolitik eine gesicherte Unterlage gibt.

---

## Wir!

Ihr mögt uns knechten und quälen,
Mit Tod und Kerker bedrohn!
Uns soll der Kampf nur stählen,
Wir überwinden die Fron.

Es lebt in unserem Blute
Der göttlichen Freiheit Drang.
Mit stolzem, Deutschem Mute
Verachten wir den Zwang.

Wir wollen zum Volke finden,
Nicht hemmt uns Haß und Trug.
Es steigt aus finsteren Gründen
Empor der Aar im Flug.

Wir werden den Glauben tragen,
Ob Mann, ob Weib, ob Kind,
Daß wir die Bannerträger
Großdeutscher Zukunft sind!

In den Tagen des Freiheitkampfes unserer Volksgeschwister im Sudetenland.
1938 Walter Kape.

---

„Scheinwerfer - leuchten“
Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil
der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407. — Fernruf: 66264 und 63341. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Löhde; für Anzeigen und Bilder: Hannov. Kemnitz, dortselbst; Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. DA. 2. Vj. 38 74280. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. – Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.

Folge 15 — 5. 11. 1938

# Die Freimaurerei und die öffentliche Meinung

Von Kurt Schreckenbach.

Die Freimaurerei, als Hilfstruppe des Juden, versucht ihr Weltmachtstreben auf verschiedenen Wegen Wirklichkeit werden zu lassen. Einmal greifen Brr. Freimaurer als Mitglieder von Regierungen unmittelbar „von oben“ in die Geschicke der Völker ein*. Aber auch der Weg „von unten“, durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung spielt eine bedeutende Rolle. Das Jahr 1918 hat gezeigt, wie in geschicktem Zusammenspiel zwischen „unten“ und „oben“ zum Schaden unseres Volkes Geschichte aus dem Dunkel der Logen heraus gestaltet wurde. Das Schrifttum der Freimaurer gibt für diese Tatsache genügend Beweise. Auch die Aussprüche „wissender“ Brüder lüften oft den so sorgsam über die dunklen Machenschaften gebreiteten Schleier. Der Br. Prinz Max von Baden tat 1918 einem Korrespondenten gegenüber einen solchen Einblick gewährenden Ausspruch. Er sagte: „Was Sie heute in Deutschland, im Reich sowie in den Bundesstaaten, erleben, ist das Ergebnis einer stillen, unterirdischen Bewegung vieler Jahre.“

Der Deutsche, mit seiner ihm angeborenen Wahlanständigkeit, die ihm den Listkampf abhold sein läßt — sofern nicht andere Bewußtseinwertungen durch artfremde Lehren ihm durch Erziehung und Vorbild gegeben wurden —, fragt dann beim Lesen solcher Eingeständnisse häufig: „Wie und mit welchen Mitteln wird denn eine solche unterirdische Bewegung in Szene gesetzt?“ Darüber soll ein kurzer Auszug aus einer Schrift, die einer Freimaurerbibliothek entnommen ist, Aufschluß geben. Sie trägt den Titel: „Geheime Gesellschaften in alter und neuer Zeit, ihre Organisation, ihre Zwecke und Ziele mit besonderer Berücksichtigung der Freimaurer- und Odd-Fellow-Logen, des Druiden- und Illuminaten-Ordens“ von Erich Hein. Verlag von Raimund Gerhard, Leipzig.

Auf Seite 33 ff. wird ein Beispiel freimaurerischen Wirkens gegeben, das die nicht unerhebliche Arbeit vollbrachte, Kirche und Staat in Frankreich zu trennen. Der jedem Freimaurer einexerzierte Satz: „daß die Freimaurerei in Deutschland mit den Logen des Auslandes nie etwas gemeinsam gehabt hätte“, sei gleich von vornherein abgewiesen, da er auch in dieser Schilderung zur Irreführung gebraucht wird. In seinem für alle Zeiten grundlegenden Werke: „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse“ hat der Feldherr diese Tarnung für die Zukunft verhindert. Der „höchstleuchtende“ Br. Graf zu Dohna-Schlodien betonte ja als wissender Freimaurer ganz besonders: „Es gibt nur eine Freimaurerei.“ Es heißt nun in der angezogenen Schrift:

Die Repräsentanz der gesamten Freimaurerei in Frankreich bildet der Grand Orient de France. Da die französische Freimaurerei sich im Gegensatz (!) zur deutschen mit Politik beschäftigt, ist der Einfluß des Großorients auf die Geschicke seines Landes ein außerordentlich großer, ja man kann getrost sagen, ein dominierender. Jedenfalls ist es ein offenes Geheimnis, da die Trennung von Staat und Kirche

* S. Erich Ludendorff, „Kriegshetze u. Völkermorden in den letzten 150 Jahren“.

in Frankreich das Werk des Grand Orient gewesen ist. Die Frage liegt nahe: „Wie arbeitet nun eigentlich eine derartige Geheimorganisation?" In nachfolgendem wollen wir versuchen, unseren Lesern ein ungefähres Bild davon zu geben, wie derartige Ereignisse — Revolution in Portugal, Trennung von Staat und Kirche in Frankreich — vorbereitet und durchgeführt werden.

Die französische Freimaurerei arbeitet in 33 „Graden", d. h. die einzelnen Mitglieder müssen formell 33 Stufen erklimmen, bis ihnen das höchste Geheimnis des Bundes enthüllt wird. Jeder Grad hat seinen besonderen Namen und ein besonderes Aufnahmeritual, in welchem der Neuaufgenommene immer wieder zur strengsten Geheimhaltung aller Vorkommnisse, aller Lehren und Gebräuche des betreffenden und aller früheren Grade verpflichtet wird. Diese Verpflichtung erstreckt sich nicht nur gegen Außenstehende, sondern auch gegen die Angehörigen desselben Bundes, jedoch niederer Grade. Es darf also ein Mitglied des 3. Grades z. B. einem solchen des 2. Grades nichts darüber berichten, was in einer Sitzung des 3. Grades verhandelt oder beschlossen wurde, es sei denn, daß er einen speziellen Auftrag hierzu erhalten habe. Der 33. Grad bildet die höchste Ordenbehörde, welche sich stets kraft eigenen Rechts ergänzt und organisiert, d. h. die Mitgliedschaft kann nur durch Berufung erfolgen, ein Anrecht auf diesen Grad hat keines der Mitglieder, und ein Antrag auf Erteilung dieses Grades kann nicht gestellt werden, ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Diese oberste Ordenbehörde führt den Titel eines „Supreme Conseils" oder eines „Souveränen Sanktuariums". Von den übrigen Graden sind viele sog. „Erkennungsgrade", d. h. sie markieren in der Hauptsache den Abstand zwischen den einzelnen Hauptgraden und dienen auch vielleicht noch als Wälle und Dämme für diejenige Masse der Brüder, welche zwar ein Anrecht auf eine Beförderung ersessen hat, die man aber gerne aus den verantwortlichen Hauptgraden fernhalten möchte. Man befördert sie also in entsprechenden Zwischenräumen von Grad zu Grad und die höheren Grade erleben sie dann nicht mehr. Uns interessieren heute nur die Hauptgrade und von diesen wollen wir außer den sog. Johannisgraden 1—3 nur noch die Grade 8, 18 und 30 ins Auge fassen.

Stellen wir uns vor, der Souveräne Generalgroßmeister des 33. Grades habe die Mitglieder des Souveränen Sanktuariums zu einer Arbeit berufen mit der Tagesordnung: „Was soll die nächste Aufgabe des Bundes sein?" Die Mitglieder dieser obersten Ordensleitung kommen nun nach reiflicher Überlegung zu dem Beschluß: „Trennung von Staat und Kirche!"

Nachdem dieser Beschluß gefaßt, werden in den nächsten Sitzungen die zu unternehmenden Schritte beraten. Nehmen wir an, der erste Schritt solle die Mobilisierung der Masse sein. Die ganze Nation soll über die Macht der Kirche und deren schädliche Wirkung aufgeklärt und für die Loge und ihre Pläne organisiert werden, jedoch ohne Preisgabe der letzteren. Die Losung, welche also nach unten weitergegeben wird, lautet lediglich: „Organisierung der Masse!" Der Zweck, zu welchem dies geschieht, bleibt strengstes Geheimnis der Mitglieder des S. C.

Diese Mitglieder der obersten Ordenbehörde sind nun zugleich die Vorsitzenden der im 18. Grad arbeitenden Bezirkorganisationen, welche wir als „Inneren Orient" bezeichnen wollen, der sich wiederum aus den Vorsitzenden der im 8. Grad arbeitenden Korporationen, die wir jetzt „Kapitel" nennen wollen, zusammensetzt. Der Einfachheit halber nehmen wir weiter an, diese „Kapitel" würden in der Hauptsache aus den Stuhlmeistern der einzelnen Johannislogen des 3. Grads gebildet. Nun haben wir die Stufenleiter skizziert. Die Mitglieder des 30. Grades laden also diejenigen des 18. Grades zu einer Arbeit ein mit der Tagesordnung: „Organisierung der Massen!"

Hier werden nun die Mittel und Wege weiter beraten, wie dieses Ziel zu erreichen ist, und es wird beschlossen, daß man sich zu diesem Zweck der bereits vorhandenen antikonfessionellen Vereinigungen bedienen wolle, indem man sich einen maßgebenden Einfluß i n d e n s e l b e n (Hervorhebung von mir. D. V.) verschaffe. Gesetzt den Fall, es existieren in Frankreich:

1. Ein Monistenbund; 2. ein Freidenkerbund; 3. eine Anzahl ethischer Vereine, freireligiöser Gemeinden usw.

Es würde also im 18. Grad die Losung für den 8. Grad ausgegeben werden wie folgt: „Die leitenden Posten in allen freiheitlichen Vereinigungen sollen durch Brüder Freimaurer besetzt werden."

Der 8. Grad hat nun zu beraten über die Mittel und Wege, wie dieses Ziel, das für ihn das höchste ist, da er ein anderes nicht kennt, zu erreichen ist. Er kommt schließlich mit seinen Beratungen zu dem Beschluß:

„In allen freiheitlichen Lokalvereinigungen, in denen die leitenden Persönlich-

keiten wünschenswerte Akquisitionen für die Loge bilden, müssen sie der Ortsloge zugeführt werden. Wo dies aus irgendwelchem Grund nicht angängig oder nicht zu erreichen ist, sollen sich Mitglieder der Ortslogen möglichst zahlreich den genannten Vereinigungen anschließen."

Die Mitglieder des 8. Grades laden nun die Brüder Meister ihrer Logen ein, und hier wird die Ausführung dieses Beschlusses weiter beraten. Jede Loge hat es nur mit den am Platze befindlichen lokalen Vereinigungen zu tun und daselbst die eigentliche Kleinarbeit zu leisten. Daß sich das gesteckte Ziel nun nicht von heute auf morgen erreichen läßt, liegt auf der Hand. Aber es wird unermüdlich und systematisch daran gearbeitet, Schritt für Schritt vorgegangen und so dem Ziele immer näher gerückt. Vielleicht alle drei Monate treffen sich die Stuhlmeister eines Distrikts in der Sitzung des Kapitels, berichten hier über alle bisher von ihnen unternommenen Schritte und erzielten Erfolge und beraten gleichzeitig die weiteren Maßnahmen. Hierauf versammeln sich die Vorsitzenden dieser einzelnen Kapitel in den Inneren Orienten der verschiedenen Bezirke, um in gleicher Weise zu berichten und zu beraten. Dann kommen vielleicht alle Jahre einmal die Brüder Vorsitzenden dieser I. O., welche bekanntlich das S. G. bzw. S. C. bilden, zusammen, um auf Grund der vorliegenden Generalberichte weiter zu beraten und die nächste Losung auszugeben.

Und nun wollen wir einmal in irgendeiner Stadt Frankreichs das zielbewußte Arbeiten einer gut organisierten und richtig geleiteten Freimaurerloge des Großorients von Frankreich vor dem Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich vor unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen. Wir befinden uns in einer kleinen Freidenkervereinigung. Die Mitglieder gehören fast ausschließlich den Arbeiterkreisen an. Die Leutchen versammeln sich einmal wöchentlich oder monatlich, zahlen ihren bescheidenen Beitrag, treiben mehr oder weniger Bierbankpolitik, schimpfen vielleicht nebenbei etwas über die Pfaffen, singen die Marseillaise und berauschen sich immer wieder an den schon so oft gehörten Schlagworten. Es fehlt die führende Intelligenz und es fehlen die Mittel zu einer großzügigen Propaganda. Der geringe Beitrag deckt kaum die laufenden Kosten. Die Veranstaltung von Vorträgen kostet viel Geld, die Saalmiete ist hoch, und das Eintrittsgeld darf sich nur in den bescheidensten Grenzen halten, um vielen Zuspruch zu bekommen, und wenn dann ein solches größeres Arrangement fehlschlägt, dann ist unter Umständen die Existenz des ganzen Vereins gefährdet. Ebenso ist die Massenagitation durch Drucksachen sehr kostspielig und bringt nichts ein.

Da meldet sich eines Tages einer der angesehensten Männer am Platze als Mitglied an. Man ist erst etwas erstaunt, vielleicht sogar bedenklich, denn wenn sich bisher jemand aus dieser Schicht verlaufen hatte, war er bald wieder verschwunden. Nach 8 bis 14 Tagen kommt ein zweiter, dann ein dritter und so fort. So merkwürdig dies schon ist, noch merkwürdiger ist, daß sie alle bleiben und sich eifrig betätigen, nicht nur die vorhandenen Bücher zur Stärkung der Kasse flott kaufen, sondern auch noch Flugschriften zur kostenlosen Verteilung zur Verfügung stellen.

Die Veranstaltung von Vortragsabenden wird angeregt, und die Neulinge sind begeistert dafür. Vergeblich sind die Bedenken der älteren Mitglieder und ihre Hinweise auf früher erlittene moralische und finanzielle Schlappen. Um die Kasse vor Verlusten zu schützen, übernimmt einer der Neulinge das ganze Kostenrisiko. Der Besitzer einer der größeren Säle, der denselben vorher grundsätzlich verweigert hatte, stellt ihn jetzt kostenfrei zur Verfügung und ein renommierter Redner findet sich zu den günstigsten Bedingungen. Die älteren Mitglieder halten den gemieteten Saal für viel zu groß, aber als der Abend kommt, ist er überfüllt. Nicht nur viele Mitglieder der sogenannten besseren Bürgerkreise sieht man, die sich bisher stets ferngehalten hatten, auch die anderen freiheitlichen Vereinigungen, die man bisher nur als unbequeme Konkurrenz empfunden hatte, sind fast vollzählig vertreten. Flugblätter sind in Massen vorhanden und werden kostenlos verteilt. Eine Anzahl neuer Mitglieder und eine erhebliche Aufbesserung der Vereinskasse sind der Erfolg des Abends.

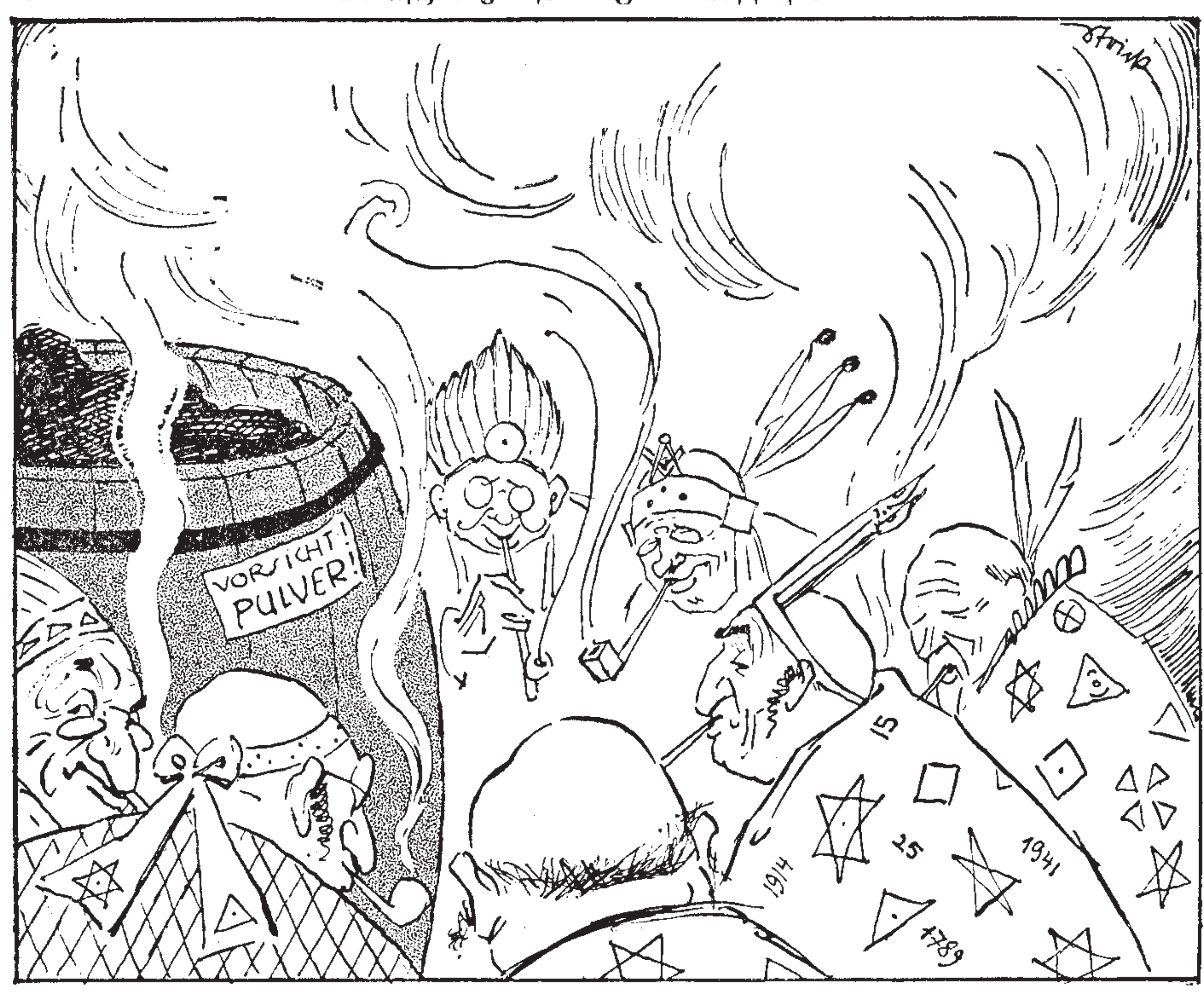
Nach einiger Zeit hält eine andere Vereinigung gleicher Tendenz einen ähnlichen Vortrag ab. Es geht eine Einladung dazu ein und die vollzählige Beteiligung wird beschlossen. Man fühlt sich nicht mehr als konkurrierende Gegner, sondern als gleichgesinnte Freunde. Bald bringt ein aus allen Vereinigungen gewählter Ausschuß ein einheitliches Vorgehen zustande. Die Zahl der Mitglieder wächst von Monat zu Monat, das ganze freiheitliche Leben und Treiben am Platze erhält einen gewaltigen Impuls, die einseitige Parteipolitik verschwindet und macht einer gemeinsamen, einheitlichen Kulturpolitik Platz, und als die Wahlen zur Abgeordnetenkammer erfolgen, da heftet sich

der Sieg an die Fahne desjenigen Kandidaten, welcher sich zu dem Programm des lokalen Ausschusses verpflichtet.

Jahrelang hat man gekämpft und die Kräfte zersplittert, aber erst einer zielbewußten, der großen Masse gänzlich unbekannten Leitung, der Zusammenfassung aller einzelnen Kräfte verdankte man den endlichen Sieg. Und als eines Tages der Antrag auf Trennung von Staat und Kirche im Abgeordnetenhause gestellt wird, da wird er auch mit überwältigender Mehrheit glatt angenommen. Der Gegner war geschlagen, seine Bemühungen, nun seinerseits die Masse des Volkes gegen den Beschluß zu revoltieren, sind vergeblich. Ebenso glatt, wie das Gesetz beschlossen, wird es durchgeführt; welche Männer auch an die Regierung kommen, sie setzen nur das begonnene Werk fort: „Die Namen wechseln, das System bleibt."

So also gestaltet die Freimaurerei mit an der öffentlichen Meinung. Auf diese Weise werden freimaurerische „Parolen" durch viele Kanäle „unterirdisch" durch das Volk geleitet. Wer ist nicht schon auf sie gestoßen, wenn der Name Ludendorff fiel? „Schweden", „blaue Brille", „Nervenzusammenbruch" und wie die „Parolen", die das Vertrauen des Volkes zu seinem Feldherrn untergraben sollten, alle hießen. Die platten Witze, mit denen Männer des öffentlichen Lebens in den Augen ihrer Volksgeschwister herabgesetzt werden sollen, kommen aus denselben Kanälen, die sich die Freimaurerei planmäßig schuf. Nur eins hilft dagegen: unermüdliche Aufklärung, wie sie das Haus Ludendorff möglich machte, und das Hineinleben in die DGL., die den Menschen wieder zum Selbst-Denken führt und ihn fest in Sippe und Volk verwurzelt. Ein in sich selbst ruhender, seiner Pflichten Volk und Staat gegenüber bewußt lebender Freiheitkämpfer kann nicht mehr zum unbewußten Parolenträger der überstaatlichen Mächte herabgewürdigt werden.

**Mensch begreife — Friedenspfeife! —**




**Vereint in edelstem Bemüh'n sieht man sie an der Pfeife zieh'n.**
**Man sieht, sie wollen ganz entschieden einzig nur den . . . Kirchhofs-Frieden.**
**Doch merkts euch: Dieser Kirchhofs-Frieden**
**ist diesmal auch euch selbst beschieden!**

# Von der Freiheit des Menschen!

Vieles hat Menschengeist ersonnen und umsonnen, vieles in seiner Umwelt hat sich ihm erschlossen, manches ist ihm verschlossen geblieben, und immer wieder waren es die ganz wachen Geister, die nicht gerastet und geruht haben, auch die letzten Rätsel des Lebens zu lösen. Sie haben zu allen Zeiten gegen Bosheit, Haß und Unverstand zu kämpfen gehabt. Bosheit ernteten sie von Nichtswissern und Nichtskönnern, die im Schein einer zur Schau getragenen Würde vor ihren Mitmenschen glänzen wollten, Haß von den Kreaturen, die ihr mit Ränken und Schlichen kunstvoll aufgeführtes Gebäude wanken sahen, das so hervorragend dazu angetan war, ihre in Unvernunft und Gedankenlosigkeit dahinlebenden Mitmenschen zu beherrschen. Ja, es gibt noch heute Leute genug, die wachgewordenen, selbst denkenden Menschen allen Ernstes auseinanderzusetzen versuchen, daß es doch viel richtiger und besser sei, wenn die Menschen gar nicht soviel wüßten, wenn sie dumm wären. Sie selbst wollen dabei natürlich die Klugen sein, mit dem heimlichen Hintergedanken, durch ihre geistige Überlegenheit ihre Umwelt zu beherrschen.

Das sind „plappernde Tote“, wie Frau Dr. Mathilde Ludendorff sagt, die aus niedrigster Selbstsucht handeln, denen Wissen und Können nicht die hohe Beschwingtheit verleiht, sich ganz und gar zum Gedeihen und zur Vorwärtsentwicklung ihrer Mitmenschen einzusetzen, sie bringen hierzu nicht mehr den idealen Schwung auf, denn ihre Seele ist gestorben. Sie leben noch körperlich, seelisch jedoch sind sie tot. Sie fühlen nichts mehr von den göttlichen Wünschen zum Wahren, zum Guten und zum Schönen — ihr ganzes Sinnen ist im Zweckdenken befangen und erstickt. Das sind Naturen, die sich aus allem das Nützlichste heraussuchen, denen Weltanschauungen mit verschwommenen Sitten- und Moralbegriffen nur willkommen sind, weil man sie so bequem hin- und herbiegen kann, je nach Bedarf. Und haben diese Menschen nicht recht, haben sie nicht den Erfolg auf ihrer Seite, geht es ihnen nicht am besten auf der Welt, soll ich mich nicht schleunigst dort einreihen, denn was nützt es, wenn ich ein wacher Mensch werde und mich bemühe, den göttlichen Wünschen gerecht zu werden, und dabei verhungere?

Das klingt schön und verlockend zugleich und ist doch ein so verfänglicher Trugschluß. Ganz abgesehen davon, daß es bei dieser Auffassung immer Bedrückte und Unterdrücker geben muß, wird der Ausgebeutete und Betrogene stets versuchen, die Fesseln zu zerbrechen, um sie dann seinem Peiniger anzulegen. Die Geschichte liefert hierfür eine Unmenge von Beispielen. Eine derartige Weltanschauung muß notgedrungen letzten Endes in restloser Auflösung aller menschlichen Bande enden — sie ist der Grundstein zur völligen Anarchie. Sie tritt das heiligste Empfinden, das im Menschen lebt, mit Füßen, und richtet sich damit selbst.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
vor dem freien Menschen erzittert nicht.“

Das ruft der Deutsche Freiheitdichter Friedrich Schiller allen denen zu, die bar jeder großen Regung und ohne jegliche Tatkraft in erbärmlichem Selbsterhaltungtrieb die Last ihrer Ketten nur erträglicher zu machen bestrebt sind, und die dann gar zu gerne den Sirenengesängen ihrer Peiniger Glauben schenken,

und wenn man sie noch so oft betrogen hat. Mit dem Pöbel und den rasenden Toren kann man fertig werden, genau so gut wie mit Volksausbeutern und Sklaventreibern. Allerdings nicht allein mit Gesetzen, und seien sie noch so streng und durchgreifend, denn sie sind immerhin nur Krücken, sie werden stets ein Notbehelf sein und bleiben. Einzig und allein eine Weltanschauung, die im tiefsten Wesen des Volkes wurzelt, die es befähigt, in größter Freiheit sittlich zu handeln, die es dem einzelnen Volksglied zur selbstverständlichen Pflicht macht, nie etwas zu tun, was den Bestand des Volkes gefährdet, und alles zu unternehmen, was das Gedeihen des Volkes fördert, ist geeignet, ein für allemal dem unheilvollen Treiben vieler Jahrhunderte endlich ein Ende zu bereiten.

„Nie will der Lebend'ge Lebendige
knechten,
Es knechtet der plappernde Tote nur
plappernde Tote!
Doch bist du lebendig, mein Volk,
So bist Gott du und frei!"

So spricht die Philosophin Mathilde Ludendorff in ihrem Werke „Triumph des Unsterblichkeitwillens" zu ihrem Volk. Aus ihrem Deutschen Blut heraus formt sich eine Weltanschauung, die den nach Freiheit lechzenden Volksgeschwistern Weg und Ziel werden kann und werden muß. Lebendig zu werden ist das Ziel, lebendig im Erleben der göttlichen Wünsche, die alles Tun des Menschen zu überstrahlen haben. Das Gute tun um des Guten willen, das Wahre um des Wahren, das Schöne um des Schönen, das adelt den Selbsterhaltungwillen und macht ihn frei von dem gefahrvollen Weg, in den ihn die menschliche Unvollkommenheit nur allzuleicht lenken kann. Dann wird er den Sinn seines Lebens nicht mehr sehen im Lustwollen und Leidfliehen, wie es ihm die erinnerungfähige Vernunft nur allzugerne vorgaukelt, nein, er wird der Stimme des Jenseits lauschen, jener Stimme zum Wahren, Guten, Schönen. So wird ihm die Vernunft, die ihm in der Erscheinungwelt eine so überaus wertvolle Hilfe ist, zum Segen und nicht zum Unheil, und die menschliche Unvollkommenheit eröffnet ihm dann das Herrlichste, was das einmalig, nie wiederkehrende Dasein überhaupt erst lebenswert macht — die Selbstschöpfung. Er kann sich ganz und gar aus eigenem Willen und aus eigener Kraft aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit durchringen, zu dem Zustand, in dem all sein Denken und Tun restlos von den göttlichen Wünschen zum Guten, Wahren und Schönen geleitet wird. Er hat sich dann zum „Bewußtsein Gottes" gestaltet, wie es Frau Dr. Mathilde Ludendorff nennt. Er wird dann wissen, daß sein Leben und das Leben aller Menschen heilig ist, weil sie alle einmal früher oder später diesen Weg gehen können, aber er wird auch seine Gottwachheit gegen plappernde Tote zu schützen haben, und wird selbst in Todesnot töten müssen, um durch die Erhaltung seines Lebens und das seines Volkes die göttlichen Wünsche zu erhalten. So wird er mit Hand und Kopf für sich, seine Sippe und für sein Volk erzeugen, was für das Dasein nötig ist, aber er wird es ablehnen, seinen Fleiß und seine Kraft in einen anderen Dienst als lediglich diesen zu stellen. Plappernden Toten zu helfen ist unwert, und unwürdig ist auch die wahllose Nächstenliebe, nur lebendigen Seelen wird seine Hilfe zuteil. Immer wieder wird er sich prüfen, ob auch sein Tun von den göttlichen Wünschen durchglüht ist, er wird unbeirrbar wahr seine Schuld gegen die Schuld der anderen abwägen, ohne zu fälschen, und wenn auch sein Glück dabei in Trümmer geht.

„Und bleibe Gott, wenn du wägst . . ." heißt es im „Triumph des Unsterblichkeitwillens".

„Denn wisse, wie immer du fälschest
Gewichte,
Ob du zu schwer, ob du zu leicht
die eigene Schuld dir bewertest,
Dies irrige Wägen wird immer dir
und dem andern
Den Weg zur Vollkommenheit hemmen!"

Diese Moral, die aus der Deutschen Gotterkenntnis entspringt, ist lebenswert und kann von jedem gelebt werden.

Eine Kindeserziehung auf dieser Grundlage, vorgelebt von den Eltern, füllt bald ein ganzes Volk mit Kräften, die unüberwindlich sind. Diese Moral, gelebt von vielen Volksgeschwistern, benötigt nur noch ein Sittengesetz, das weiter nichts ist und sein will, als ein Riegel für das unvollkommene Handeln des Menschen, das die Selbsterhaltung und die Volkserhaltung gefährdet. Man kann es volkstümlich in die Worte kleiden: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu." Es hat an und für sich mit dem Gotterleben nichts zu tun und umfaßt das Gebiet der Rechtsprechung, deshalb wird es auch in der Deutschen Gotterkenntnis scharf von

der Moral des Lebens getrennt. Während die Moral eine Folgeerscheinung der göttlichen Wünsche ist, also von außerhalb der Grenzen der Vernunft, d. h. außerhalb von Raum, Zeit und Kausalität vom Jenseits geleitet wird und sich freiwillig und ohne Zwang erfüllt, empfängt das Sittengesetz aus dem Diesseits, also von der Vernunft selbst, seine Formung. Das Diesseits und das Jenseits haben hier im Gegensatz zum Christentum und ähnlichen Religionen also eine ganz andere Bedeutung. Das Sittengesetz und damit das Strafgesetzbuch, getragen von einer derartigen Moral, können sich somit auf ein Mindestmaß von Forderungen beschränken, so daß die Freiheit des einzelnen Menschen so wenig wie nur irgendmöglich beschnitten wird. Dann erfüllt sich auch, was Friedrich Schiller aus seinem germanischen Freiheitdrang heraus als lebensnotwendige Grundlage fordert, wenn er schreibt:

„Alle anderen Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will. Ebendeswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg." (Über das Erhabene.)

Das mögen alle diejenigen beherzigen, die im Vollgefühl ihrer Macht anderen Gewalt antun, denn sie schänden das Heiligste im Menschen — die Freiwilligkeit. Sie handeln dem göttlichen Wunsch zum Guten zuwider und sind so gottfern, wie sonst kein Lebewesen auf der Welt. Sie mögen bedenken, wie es im Innern eines derartig vergewaltigten Menschen aussehen muß, dessen Menschheit von ihnen so zertreten wird. Man bilde sich nicht ein, diesen für sich gewonnen zu haben, nein, Gewalt wird in einem gottwachen Menschen den letzten Entschluß auslösen, der ihm in der Todesnot noch übrig bleibt, um sein Jenseitserleben zu schützen. Furchtbar in ihren Auswirkungen muß seelenmordende Gewalt werden, die ein ganzes Volk zu Heuchlern macht.

In einem gottwachen Volk jedoch wird Gewalt ein unbekannter Begriff sein aus Ehrfurcht vor der freien Persönlichkeit. Mit Freuden wird der einzelne sich in den Dienst der Volkserhaltung stellen, und das Lauschen auf die göttlichen Wünsche wird sein Handeln bestimmen, wo er geht und steht.

„Zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen, und das Gute um des Guten willen zu tun", so denkt der Deutsche Friedrich Schiller. (Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.)

Das Gute tun um des Guten willen, ohne Lohn und Strafgedanken, das ist Deutsche Moralauffassung. Denen aber, die bezweifeln, daß es ein solches Handeln überhaupt gibt oder jemals geben kann, sei gesagt, daß sie nur die Augen aufzumachen brauchen, und sie werden es auch heute noch trotz allen Schutts, der sich im Laufe der Zeiten durch fremde Weltanschauungen über die Volksseele gelegt hat, im reichen Maße finden. Ein Mensch reißt ein Kind vor einem daherrasenden Gespann zurück, nicht achtend der Gefahr, die ihn selbst bedroht, beseelt vom Willen zum Guten — und verschwindet unerkannt in der Menschenmenge. Ein anderer rettet ein Kind vom Tode des Ertrinkens, und geht still von dannen. Wie oft melden dies und ähnliches die Zeitungen. Wieviel Freiwilligkeit weit über jeden Befehl hinaus hat sich im Kriege offenbart, um das Volk aus der Todesnot zu retten. Wie mancher verschmäht es, sich durch eine Lüge zu retten, weil der Wille zum Wahren sein Handeln überstrahlt. Wie rührend und innig zeigt sich der Wille zum Schönen in einer gepflegten und gehegten Blume am Fenster einer ärmlichen Hütte, oder im Kriege auf dem rohgezimmerten Tisch eines Unterstandes! Kein Mensch befahl es, und doch war sie da. Wenn man das alles durchdenkt, dann wird man auch die Worte aus dem „Triumph des Unsterblichkeitwillens" begreifen:

„Wenn stark der Wille zum Schönen,
Wenn machtvoll der Wille zum Wahren,
Wenn innig die Menschenliebe,
So kannst du gar manchmal das Jenseits erleben,
Doch vollkommener Gott sein kannst du nur dann,
Wenn immer dein Handeln vollkommen gut ist."

Was sind dagegen die Gesetze vom Sinai mit ihrem du sollst, du mußt, auf daß es dir wohlergehe, was steht der Selbstschöpfung gegenüber, ein in Erbsünde gebundener Mensch, der sich niemals aus freiem Entschluß lösen kann, der einzig und allein angewiesen ist auf die Gnade

des jüdischen Nationalgottes Jahwe oder Jehova und auf den Glauben an ihn und seinen Sohn Jesus.

Eine Kindeserziehung im Sinne der Mahnworte Frau Dr. Mathilde Ludendorffs muß eine unvergleichlich hohe Wirkung erzielen.

„Sei Deutsch:
Sei wahr,
Sei zuverlässig,
Sei stolz,
Sei stark,
Sei furchtlos,
Sei beherrscht,
Sei bewußt deines Blutes,
Sei Hilfe dem Edlen,
Sei Vernichtung dem Bösen,
Sei herzeigen dem Volke,
Sei feind seinen Feinden!"

Sie legt das Lehrziel fest in den Worten:

„Der Schüler soll durch die Lebenskunde befähigt werden, weise Selbsterhaltung zu üben, die Sippen- und Volkserhaltung als Erwachsener zu sichern, die Gotterhaltung in sich, seiner Sippe und seinem Volke durch Gutsein zu stärken. Er soll die Gefahren und die Hilfe seines Rasseerbgutes und seiner Seelengesetze kennenlernen. Er soll endlich durch Gemütswerte und durch Wissen befähigt werden, sich als Erwachsener Deutsche Weltanschauung und Deutsche Gotterkenntnis, die im Einklang mit Rasseerbgut und Wissen stehen, zu erwerben."

Wie edel sich bei dieser Moral das Verhältnis der Geschlechter zueinander gestalten wird, ist leicht begreiflich. Heilig sind Leib und Seele dem gottwachen Menschen. Nicht die Arterhaltung allein adelt das Gemeinschaftsleben, nein, darüber hinaus erfordert es ein inniges Zusammenschwingen der Seelen beider Menschen. „Denn Minne ist ein Erwecker und Mörder der Seelen!" sagt Frau Mathilde Ludendorff. In ihren Werken „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und in der „Minne Genesung" zeigt sie, wie die Minne über die körperliche und seelische Beglückung zu immer höherer Seelenwachheit führen kann und muß.

„Prüfe daher, so mahnt uns unser Erkennen, nicht nur die Tiefe und Heiligkeit deiner Minne und der Minne des anderen, sondern prüfe die Seele des andern ernst und tief am heiligen Erkennen des Göttlichen, ehe du dich der innigsten Gemeinschaft der Menschen, die so viel und so tief in deine Seele eingreift, hingibst! Dann aber, wenn die Gemeinschaft geschlossen, dann sei bewußter Hüter des Glückes des anderen wie deines eigenen."

Allen denjenigen jedoch, die immer für die Nutzanwendung für die Wirtschaft fragen, sei gesagt, daß eine Wirtschaftordnung nach Deutscher Weltanschauung, fußend auf Deutscher Gotterkenntnis, die Existenz jedes Volksangehörigen sicherstellen muß. Das Ausbeuten ist eine Unmöglichkeit und wird von jedem verabscheut werden, eine private und eine geschäftliche Moral gibt es dann nicht mehr. Man sage nicht, daß dies nicht zu verwirklichende Ideale seien, die Wirtschaft sei ein so komplizierter feiner Apparat, daß man daran nicht rühren dürfe. Das sind Nebelgebilde, die von all denen in die Welt gesetzt werden, die es nötig haben, ihre Unmoral zu vertarnen, und die leider allzu viele gedankenlose Nachbeter finden. Denn nicht die Wirtschaft ist das „Primäre", die Gotterkenntnis und aus ihr entspringend die Weltanschauung sind das Ursächliche, und ihren Richtlinien folgend, hat sich die Wirtschaft zu gestalten. Die Wirtschaft ist nichts Selbständiges, gleichsam einer Perücke, die man einem Volk über den Kopf stülpt, sondern mit der Kultur, mit dem Recht eine Einheit, entsprungen aus Blut (Rasseerbgut) und dem Glauben!

Es ist schon wichtig, daß man sich mit der Deutschen Gotterkenntnis befaßt, sie ist keine brotlose Kunst, sondern ganz und gar dazu angetan, das Leben des Volkes zu erhalten. Sie schafft stolze und freie Menschen, die nicht vor den Türen betteln gehen, nein, die Almosen ablehnen, weil diese ihren Gottesstolz verletzen. So heißt es in dem Büchlein „Deutscher Gottglaube":

„Barmherzigkeit nennt der Deutsche Verbrechen, Verbrechen am Stolze des Empfangenden, Verbrechen aber an dem Seelenadel der Gebenden . . . Undeutsch ist diese widerwärtige ‚Tugend' der Räuber und Ausplünderer . . . Deutsches Gutsein will nichts wissen von menschenentwürdigenden Brosamen. Arbeit ist ihm Recht auf Versorgung, und so steht er zusammen mit den Notleidenden und fordert ihr Recht! (auf Arbeit und Versorgung). Der Deutsche kennt, solange er Deutsch ist, nur das Verhindern der Not, nur das Verhüten des Bettlerloses."

Dieses Wenige schon sollte zum Nachdenken zwingen und zeigen, daß es gar nicht so schwer ist, sich in diese Gedankenwelt hineinzufinden, schon um der Jugend und der Zukunft willen. Th. B.

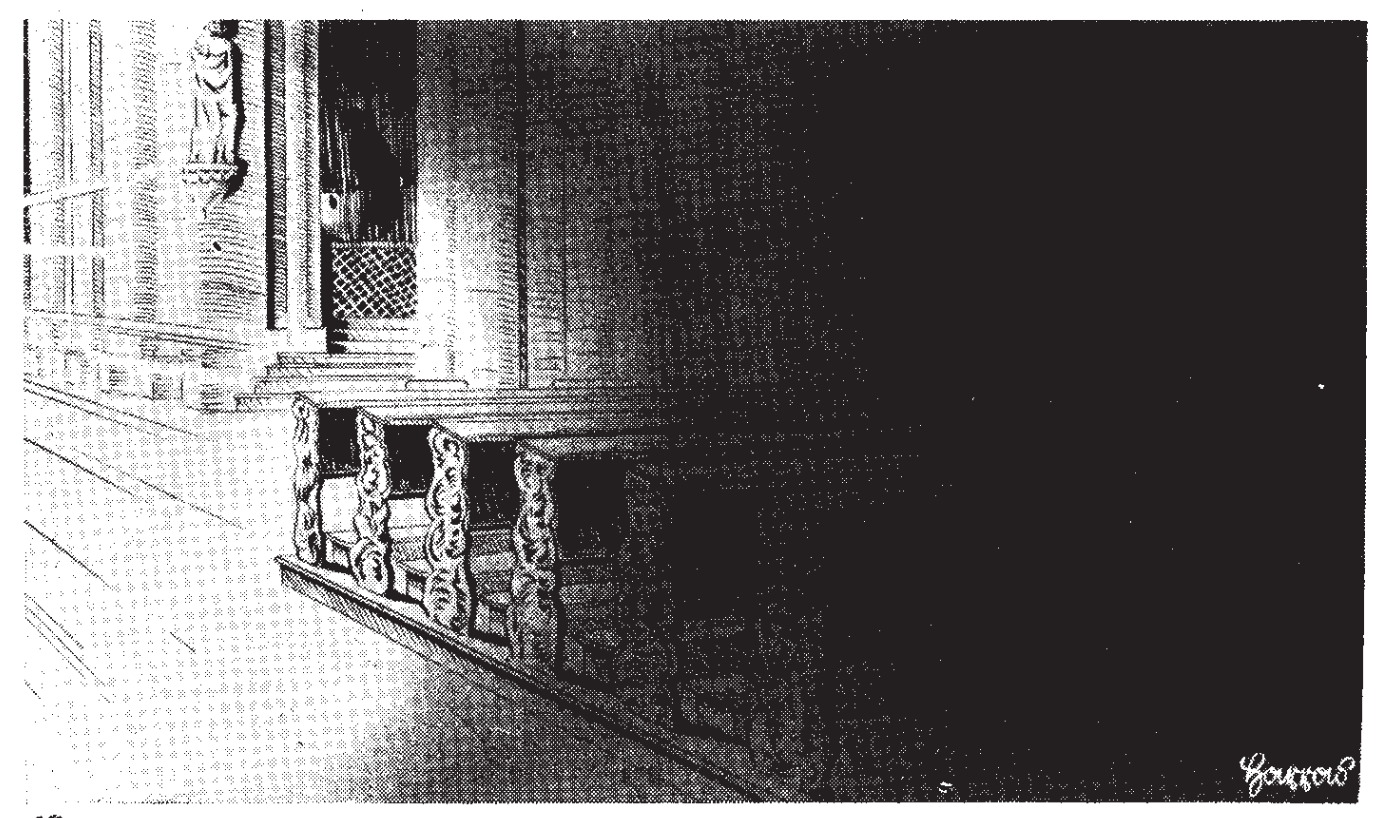
Dr. M. Ludendorff

# Des Menschen Seele

„Um uns nun das Bild der verschiedenen Stufen des Bewußtseins noch besser zu veranschaulichen, vergleichen wir die Seele mit dem Innenraum eines großen Domes bei Nacht. Am Hochaltare brennt ein kleines Licht. So wenig diese Lichtquelle auch für den übergroßen Innenraum auszureichen vermag, so belichtet sie dennoch einen kleinen Umkreis hell. Hier, in der Nähe des Lichtes, können wir alle Gegenstände klar erkennen, hier bleibt uns nichts verborgen. An den äußeren Grenzen geht dieser Raum allmählich in das Dämmerlicht über. Dieser kleine, hell belichtete Teil des Dom-Inneren ist vergleichbar dem Bewußtsein. Alles, was sich in ihm abspielt, erkennen wir klar, nichts bleibt uns hier verborgen. Außerhalb dieses belichteten Raumes am Hochaltare ist ein weites Gebiet im Dämmerlichte. Hier können wir die Gegenstände nur unklar erkennen. Die Kirchenbänke ahnen wir nur nach schattenhaften Umrissen. An seinen äußeren Grenzen geht dieses Gebiet allmählich in völlige Dunkelheit über. Dieser Teil ist vergleichbar dem Unterbewußtsein der Seele; was hier vor sich geht, können wir manchmal ahnen, nie aber klar erkennen. Außerhalb dieses weiten Gebietes herrscht Dunkelheit, die Seitenaltäre liegen im völlig Finsteren. Dieser Teil des Domes ist vergleichbar dem Unbewußtsein. Alles, was sich hierin abspielt, wird uns nicht bewußt.

Dieses Bild gibt trotz aller Mängel ein Ahnen darüber, daß das bewußte Geschehen in unserer Seele nur einen Teil aller seelischen Ereignisse ausmacht. Aber es läßt recht wenig ahnen von den wunderbaren Beziehungen der verschiedenen Bewußtseinsstufen, die freilich nicht das einfache Aneinandergrenzen sind, wie dies Bild es uns bietet. Der größte Mangel unseres Vergleiches muß aber darin gesehen werden, daß jener wesentlichste Unterschied des Selbsterhaltungwillens der verschiedenen Stufen nicht zum Ausdruck kommen kann, und doch ist gerade diese Tatsache so wichtig für viele Erscheinungen des Bewußtseins. Freilich ließe sich ein Seelenbild geben, welches unsere Bilder der Seele als Wille für alle Zustandsstufen des Bewußtseins darstellt, aber es wäre dies Bild für den Leser zu schwierig und deshalb nicht geeignet, die Erkenntnis zu erleichtern.

Einen Vorzug unseres Vergleiches wollen wir aber nicht unerwähnt lassen. Das Bild der Belichtung läßt nämlich das Wesen der Grade des Lebens, die so leicht mit den Stufen des Bewußtseins verwechselt werden können, sehr schön zur Anschauung bringen. Wir denken uns nämlich die verschiedenen Grade, die vom Leben zum Tode hinab führen: Traumschlaf, Tiefschlaf, Bewußtlosigkeit und Tod entstanden durch ein Herabschrauben des Lichtes am Altar des Domes. Je weiter wir herabdrehen, um so mehr nähert sich die Seele dem Tode, bis schließlich, von der Bewußtlosigkeit ab, ein weiteres Herunterschrauben, den Tod, das Erlöschen herbeiführt."



„Scheinwerfer - leuchten“

Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407. — Fernruf: 66264 und 63341. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Löhde; für Anzeigen und Bilder: Hanno v. Kemnitz, dortselbst; Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. DA. 2. Vj. 38 74 280. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.

Folge 16 — 20. 11. 1938

# Auf Schillers Spuren in Rudolstadt

Von Elisabeth Melcher, Weimar

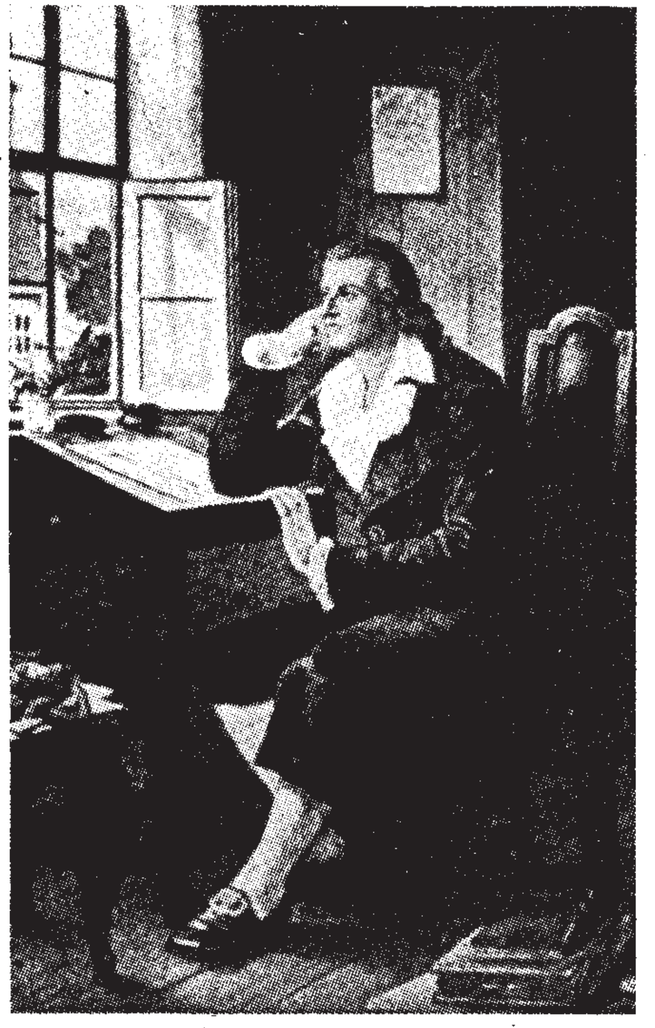
Bevor das Jahr 1938 sich dem Ende zuneigt, gilt es noch einmal auch unseres Schillers dankbar zu gedenken!

Als unseren Volksgeschwistern in der Ostmark die Befreiungstunde schlug, sie endlich heimkehren durften in das Altreich, und Schillers „Wilhelm Tell“ die Befreiungfeiern krönte, da schrieben Freunde:

„Er hat auch seinen Anteil an der Befreiung Österreichs, denn Hunderttausende stärkten sich in der Verbotzeit an seinem unübertroffenen Gedanken: ‚. . . eine Grenze hat Tyrannenmacht . . .‘ Schiller war uns Deutschen in Österreich in unserer schwersten Zeit ein ewig junger Born des Glaubens und der Hoffnung. Darum auch ihm zur Ehr' und zum Dank der ‚Tell‘ als erstes Stück der Äußerung unserer Freude.“

Und die unbegrenzte Begeisterung, die während des Sommers die „Sudetendeutschen Schiller-Festspiele“ in Eger fanden, sie hatten ihre Ursache, weil hier im Egerland ein Stück Weltgeschichte erlebt und — gelebt wurde! Denn neben der hervorragenden Künstlerschar (unter Leitung von Intendant Dr. Modes) waren es ja Bürger selbst, die mitwirkten als „Wallensteins Soldateska“. Wie hatten die Worte Wallensteins an den Bürgermeister von Eger aufs neue die alte Sehnsucht entfacht, wie waren sie den heutigen Deutschen aus dem Herzen gesprochen. „Ihr wart sonst eine freie Stadt? Ich seh', Ihr führt den halben Adler in dem Wappen . . . Ihr verdient die Freiheit! Haltet Euch nur brav . . .“

Und in Schillers „Wilhelm Tell“! Dieses tapfere Volk der Schweizer — das waren sie ja selbst — das erlebten sie ja, wie die Volksgeschwister in der Ostmark! Der Verzweiflungschrei des Volkes, das 20 Jahre die Knechtschaft erdulden mußte.



Schiller an seinem Arbeitspult in Volkstedt

„Wann wird der Retter kommen diesem Lande?" Auch hier ist es Schiller, der zum Wortführer wird eines unterdrückten, mißhandelten Volkes, der sich einsetzt für das ewige Recht und die höchsten Interessen der Menschheit. Aber das hatten die treuen Sudetendeutschen in ihren kühnsten Traumwünschen wohl nicht zu hoffen gewagt, daß nun doch so bald der Retter kommen würde diesem Lande, und daß nur statt des Spiels, die Wirklichkeit — die lang ersehnte — da war, und die Deutsche Wehrmacht in Eger und ganz Sudetenland Einzug hielt.

So möge denn diese Abhandlung ein Rückblick sein auf jenes Jahr, das im Leben Schillers selbst ein so bedeutungvolles war — dessen 150. Wiederkehr wir mit Freuden gedenken. Der 10. November 1788 war wohl einer der glücklichsten Geburttage, denn er bildete den Abschluß jener sonnigfrohen Volkstedt-Rudolstadt-Idylle im Leben dieses heldisch kämpfenden Mannes. Ein kostbares Kleinod jenes sorglose, glückliche Jahr: „Schiller — Charlotte von Lengefeld"! So bedeutsam und wohlberechtigt, darauf eine 150-Jahrfeier zu gestalten!

Und es geschah ja auch! Aber nicht diesem bedeutungreichen Volkstedt-Rudolstadt-Erleben — das bisher allein Schiller und den Schwestern von Lengefeld vorbehalten war — galt die 150-Jahrfeier, sondern jenem ersten flüchtigen Zusammentreffen Goethes mit Schiller in Rudolstadt, als die Begründung des „edlen Freundschaftsbündnis" der beiden Dichter; wie denn jetzt bei allen Schiller-Angelegenheiten Goethe herangezogen wird, um dies „edle Freundschaftsbündnis" zu beweisen. So wurde denn das „Schiller-Goethe-Jubiläumsjahr" in Rudolstadt am 7. September festlich begangen, und die Gedenkstätte neu hergerichtet: jenes Haus in der Neuen Gasse (jetzt Schiller-Straße) und der kleine Gartenpavillon des von Beulwitz-Lengefeldschen Hauses, wo Schiller während der Monate 18. Mai bis 11. November 1788 fast täglich ein- und ausging. Aber nicht dies kündete die zur Feier angebrachte Tafel über der Haustür, sondern: „Hier traf zum ersten Male das Dichterpaar Goethe und Schiller zusammen am 7. September 1788." Dabei war doch diese Begegnung alles andere als zur Verherrlichung geeignet; sie brachte für alle Beteiligten — wie Zeitgenossen und nachlebende Literaturbeflissene bestätigen — eine arge Enttäuschung. Aber auch die „Nationalfestspiele auf der Heidecksburg" standen im Zeichen dieses „Schiller-Goethe-Jubiläumsjahres"; es wurden die ersten Tage der unvermeidliche „Faust I" gebracht, und die letzten Schillers „Turandot". „Turandot", dieses tragikomische Märchen, die Nachdichtung Gozzis, die Schiller selbst ja nur als „Zwischenarbeit" bezeichnet, aber gerade die Vielseitigkeit seiner Gestaltungkraft bewundern läßt. Schillers Eigenart leuchtet deutlich hindurch, besonders in den poetischen, gedankentiefen Rätseln! Schiller hätte wohl seine Freude an der Darstellung gehabt, an dieser Stätte, der Schloßterrasse, einer Freilichtbühne, wie geschaffen für das bunte chinesische Märchenspiel und von so zauberhafter Wirkung, die auch wir Nachlebenden kaum für möglich hielten. (Der Intendant Egon Schmid hatte die Leitung der Nationalfestspiele auf der Heidecksburg.)

Das liebliche Volkstedt hat in Dankbarkeit für den Unsterblichen seine Schillerstätte, die „Schiller-Höhe", wieder würdig hergerichtet — das Wanderziel der Volkstedter und Rudolstädter und der vielen Fremden! Im Jahre 1840 wurde hier auf dieser Bergeshöhe, wo Schiller in jenem Sommer 1788 so oft und gern weilte, die Monumentalbüste nach Dannecker — in Erz gegossen — aufgestellt. Es ist wohl eine der weihevollsten Schiller-Gedenkstätten, hier, inmitten der Natur, umrauscht von knorrig alten und jungen Eichen, unter mächtiger, weit überhängender Felsplatte, der wuchtigen Sandsteinfelsen, des natürlichen Unterbaus für die Büste Schillers. Darunter, in den Felsen eingelassen, eine Tafel mit Schillers Dichtung:

„Bin ich wirklich allein? In Deinen Armen, an Deinem Herzen, Natur?
Reiner nehm ich mein Leben von Deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich nun;
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst Du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst Du in treuen Händen dem Manne,
Was Dir das gaukelnde Kind, was Dir der Jüngling vertraut,
Nährst an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter.
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereinet die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homer's! siehe, sie lächelt auch uns. Schiller."

In dieser selben Natur, unter demselben Blau, über dem „nämlichen Grün" dieselbe Sonne, die auch Schiller lächelte, und wir wandeln aus Herzenstiefe bewegt auf seinen Spuren. Wie schön, diese Gedanken Schillers an dieser Stätte verewigt zu sehen; es mögen dieselben sein, von denen er an Charlotte schreibt:

„... Ich hatte mich denn auf meinen Bergen herumgetrieben ... hatte bei dieser Gelegenheit einige glückliche dichterische Augenblicke, wofür ich Ihnen danken muß."

„In meinen Bergen!" Wenn er über den schmalen Steg, der über die Saale führt, hier hinaufsteigt zur Bergeshöhe — höher und höher — bis zu dieser Stelle, wo der herrliche Weitblick sich darbietet, seine Dichterseele zu immer neuem Schaffen anregt, diese schöne thüringische Landschaft, die fruchtbaren Wiesen und Felder, begrenzt von bewaldeten Bergen, die Saale hin bis nach Rudolstadt, wo machtvoll das alte Schloß emporragt, in dessen Schutz die lieben Frauen wohnen! Seine scharfen Augen erspähen sie wohl gar, wenn sie ihm — am Ufer der Saale unter den hohen Pappeln und Weidenbäumen entgegenkommen! Wie wohl fühlt sich Schiller in seinem „Pathmos", wie Wieland dies Sommerheim nennt, das Charlotte von Lengefeld so bedacht ausgewählt hat bei dem guten Kantor Unbehaun, der gar bald den Dichter „vergöttert" und alle Unruhe von ihm fernhält, wenn er arbeitet, und ihm abends auf dem Wege von Rudolstadt mit der Laterne entgegenkommt. Wieviel schafft des Dichters unermüdlicher Fleiß: „Die Niederländische Rebellion", „Der Geisterseher", „Die Götter Griechenlands", dazwischen Rezensionen für die „Literaturzeitung" (darunter auch die Rezensionen über Goethes „Egmont"), Arbeiten für Wielands „Teutschen Merkur", die Briefe über „Don Carlos" und manch neues Thema, „das ich — wie der Schwabe sagt — an der Kunkel habe". Und doch scheint es ihm noch immer nicht genug zu sein, denn der liebe Weg nach Rudolstadt: „Es entwischt mir manches schöne Stündchen, das ich eigentlich vor dem Schreibtisch zubringen sollte!" So schreibt Schiller an Körner, und am 27. Juli: „Ich fühle mich hier noch immer ganz vortrefflich wohl. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer sein und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch die ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, darin gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und wert geworden und ich bin es ihnen auch." Das ist das ruhig wärmende Feuer, das aber die Herzen um so inniger bindet, so daß man einander bald unentbehrlich wird; und trotz des fast täglichen Zusammenseins flattern Briefe hin und her, so an Charlotte: „Bin ich bei Ihnen, so fühle ich nur, daß mir wohl ist und ich genieße es mehr still als daß ich es mitteilen könnte!" Auf die gleichen Interessen ist der rege Gedankenaustausch abgestimmt, wie Schiller an Körner mitteilt: „Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindung, hier kann ich es nach Herzenslust; eben so leicht wieder auffassen überspringen!" (So spielen Lottes Katze Toubou und ihr Hündchen Grigri bald mit in dem vertrauten Kreise.)

Auch erfüllt sich, was Schiller im April bei Charlotte von Lengefelds Rückreise von Weimar nach Rudolstadt ihr schrieb: „... auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen und ich freue mich im voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdekkungen, die ich darin machen werde!"

Diese „Entdeckungen" zeigen Charlottes tief angelegtes Seelenleben und eine Lebensauffassung, die der Schillers verwandt ist. Auch sie hatte schon, bevor sie Schiller kennenlernte, einen Widerwillen gegen Despoten des Glaubens, der Gesellschaft und der Politik. Das philosophische Gespräch in „Geisterseher", der Unglaube des Prinzen, erscheint ihr natürlich: „Wenn nach einer Periode allzu strenger Frömmigkeit der Verstand die Oberhand gewinnt, der muß in die Lage des Prinzen geraten!" So freimütig urteilt die Tochter der strenggläubigen Christin, Frau von Lengefeld. Und die Szene mit dem Prior in „Don Carlos" übersetzt Charlotte, die mit der englischen Sprache und Literatur vertraut ist, ins Englische, um „Carlos" auch im englischen Gewande kennenzulernen! Mit Eifer vertieft sich Schiller in das Studium des Homer, an dem sich die Schwestern Lengefeld nicht minder rege beteiligen und gemeinsam wertvollste Stunden erleben. Höchst unliebsam werden daher die Störungen empfunden durch Tee- und Kaffeegesellschaften der zahlreichen Bekannten und Verwandten der Beulwitz-Lengefelds. Lebhaften Anteil an Schillers Arbeiten, besonders am „Geisterseher", nimmt auch der Erbpring (er hat Figuren in schwarzer Tusche gezeichnet, Szenen aus dem „Geisterseher" darstellend), ebenso der Herzog und die Herzogin. Bei all diesen „vornehmen" Besuchen zeigt sich Schiller — wie in Weimar — in seiner immer gleich bleibenden Natürlichkeit, stets seines eigenen Wertes sich bewußt, keine Spur von Fürstendienerei. „Ich kann nicht Fürstendiener sein!" Gerade dieser We-

senzug bringt Schiller unserer heutigen Zeit der Volksgemeinschaft doch so besonders nahe, als der Dichter unserer Zeit! — als Erzieher der Deutschen Jugend! In seiner Freimütigkeit hält Schiller auch mit seinem treffenden Urteil über Persönlichkeiten nicht zurück, so wie in Weimar „mit seinen Göttern und ihren Götzendienern", so hier in Rudolstadt über den wunderlichen Herrn von Kettelhodt, den Rudolstädtschen Minister „eine groteske Spezies von Mensch und eine monströse Komposition von Geschäftsmann, Gelehrter, Landjunker, Galanthomme und Antike!", der aber eine sehr reichhaltige Bibliothek besaß, die jetzt in dem Besitz der Stadt ist, die Schiller zur Verfügung steht.

In diesen Tagen kommt auch der Aufklärungmann Zacharias Becker aus Gotha herüber, der Schiller um Beiträge für das Not- und Hilfsbüchlein bittet, das in zwei rasch aufeinander folgenden Auflagen bereits in 8000 Exemplaren vergriffen war. Schiller schätzt Becker sehr „als einen stillen, denkenden und dabei edlen Mann". Und Schiller hat sich auch in diesem Urteil nicht geirrt. (Es ist dieser Zacharias Becker derselbe, der sogleich nach Schillers Tode die Theater aufrief, Aufführungen von Schillers Werken zu bringen und den Ertrag zum Ankauf eines Gutes zu verwenden, „Schiller-Heim" oder „Schiller-Ruh" genannt, das der Familie Schiller gehören sollte und wohin sogleich Schillers Sarg überführt werden sollte. Von dem Verbleib der eingegange-



Oben: Das von Beulwitzsche Haus in Rudolstadt, in dem auch Frau v. Lengefeld mit ihrer Tochter Charlotte wohnte; hier ging Schiller während seines Aufenthaltes vom 18. 5. 1788 bis 11. 11. 1788 fast täglich ein und aus. Unten: Die romantische Postkutsche aus der Schillerzeit ist im Schwarzwald wieder zu Ehren gekommen.

nen 8000 Taler hat man später nichts mehr gehört und der Gutskauf kam nicht zustande.)

In dieser ganzen Rudolstädter Zeit ist die Gemütsstimmung Schillers eine so sonnige, sein Wesen so unbeschwert heiter, daß es auch nicht gestört werden konnte durch die Angriffe des bigotten Grafen Stolberg, der einen geharnischten Brief gegen „die Götter Griechenlands" im Augustheft 1788 des „Deutschen Museums" losgelassen hatte. Obgleich Wieland recht sehr wünscht, daß Schiller „den glatten Grafen Leopold für sein, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen ein wenig heimzuschikken", hat Schiller doch auf vieles Bitten der Schwestern von Lengefeld davon abgesehen, um dann später aber in den „Xenien" es ihm tüchtig heimzuzahlen. Charlotte lernt sogar einige Stellen aus den „Göttern Griechenlands" auswendig, zur herzlichen Freude Schillers, solche abgerissenen Stücke seines Wesens in das ihrige übergegangen zu wissen. Über die Freidenkerei der jungen Leute ist die strenggläubige Frau von Lengefeld, die „Chère mère" allerdings sehr entrüstet, es scheint ihr sehr gefährlich. Um sie wieder zu versöhnen, schenkt ihr Schiller eine englische Bibel mit der Widmung: „Volkstedt, 2. August 1788", und den Versen aus der „Elegie auf den Tod eines Jünglings":

„Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
auch nicht in des Pöbels Paradies,
nicht im Himmel, wie die Dichter reimen,
— aber wir begegnen uns gewiß!"

Dazu ein Billettchen für Charlotte: „Bitten Sie doch die Mama recht schön, daß sie mir erlaubt, durch diese ‚Holy Bible' mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Lust hat, sie englisch zu lesen; und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christentums im Lengefeldschen Hause wie eine Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen! Ich stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit und — der englischen Sprache!" Welch köstlicher Humor, wie spiegelt sich auch darin Schillers Glaubensfreiheit!

Ein schwerer Schlag trifft allerdings wenige Tage später die Familie v. Lengefeld und Schiller. Die Kunde vom Tode der Frau von Wolzogen in Bauerbach. Schillers mütterliche Freundin, die ihm vor sechs Jahren (1782) auf seiner Flucht in Bauerbach eine Zufluchtstätte bereitet hatte, ihm eine so gütige, liebevolle Mutter war. Ihrem Sohne, seinem Freunde Wilhelm, bringt er seine tiefe Dankbarkeit zum Ausdruck.

„Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören. Ach! sie war mir alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können."

Ende August siedelt Schiller ganz nach Rudolstadt über und ist in seiner Wohnung, Schloßaufgang II, dem Lengefeld-Beulwitzschen Hause ein Stück näher. Der 7. November bringt eine Aufregung, als Frau von Stein aus Kochberg den Besuch des Herrn Ministers v. Goethe ankündigt (der seit Juni aus Italien zurückgekehrt ist). In einem Kranz von Verehrerinnen erscheint er wirklich. Voller Erwartung sah man diesem Ereignis entgegen, die Schwestern Lengefeld mit viel Hoffnung für Schiller. Schiller selbst, der im Studium der griechischen Poesie vertieft, war ebenfalls aufs höchste gespannt — aber — es war eine gegenseitige, bittere Enttäuschung, besonders auf seiten der Lengefelds, die sich so viel von diesem Besuch für Schiller versprochen hatten! „Schiller war zu stolz, sich an den Minister zu drängen, er war auch zu rechtschaffen, sich — auch wo er es ohne aufzufallen gekonnt hätte — den unbedingten Bewunderern des Dichters anzuschließen. Er hatte lange genug in dem Weihrauchdunst geatmet, dem alle Welt in Weimar dem Genius Goethe spendete; er hatte die beklemmende Luft mit Geduld ertragen." (Palleske S. 136.) Schillers hochgespannte Erwartungen fanden sich schon durch Goethes äußere Erscheinung enttäuscht. Am 12. September schreibt er an Freund Körner: „... sein erster Anblick stimmt die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so! ... Auch ist sein ganzes Wesen schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Darstellungsarten scheinen wahrscheinlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren ..."

Goethe aber war der junge Schiller, der „Räuber"-Dichter verhaßt. In den Annalen erzählt Goethe selbst: „... Ich vermied Schiller, der sich in Weimar aufhaltend in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des „Don Carlos" war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen. Alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab —

und so lebten wir eine zeitlang nebeneinander her. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstand, blieb erfolglos."
. . Ja, — er vermied sogar jeden Gedanken an Schiller!

So ging in Wirklichkeit dies große literarische Ereignis spurlos vorüber und wurde eigentlich nur als Störung empfunden, in dem bisher so harmonischen Beisammensein. Das Ergebnis „Rudolstadt" liegt für Schiller und für Charlotte von Lengefeld nicht beim „7. September!"

Großes Aufsehen aber macht die Kritik Schillers über Goethes „Egmont", die in diesen Tagen erscheint. Auch das stört Schiller wenig, er geht unbeirrt seinen Weg weiter; nur betrübt, daß „Lolo'chen" für einige Tage nach Kochberg zu Frau v. Stein fährt; um so eifriger gehen nun erst recht die Briefe hin und her im Austausch der Gedanken und Entwürfe, die Schiller beschäftigen. So die Anlage der „Künstler", auch mag „das Lied von der Glocke" hier in Rudolstadt seinen Ursprung haben. Schiller besuchte oft die Glockengießerei und sah dem „Guß" mit lebhaftem Anteil zu. Eine Glocke über dem Eingang zu dieser Glockengießerei und die darunter angebrachte Tafel mit folgendem Vers, gibt davon Kunde:

„Steh' Wand'rer still, denn hier erstand,
daß keine Zweite möglich war —
Gebaut durch Schillers Meisterhand,
die größte Glockenform der Erde!"

Und das zarte Liebeswerben dieser Rudolstadt-Volkstedter Idylle mag Schiller vorgeschwebt haben, als er jene Gedanken in das Glockenlied legte:

„. . . oh, daß sie ewig grünen bliebe.
die schöne Zeit der jungen Liebe"

und auch Charlotten, wenn sie sich noch in späteren Jahren diesen glücklichen Erinnerungen hingibt: „Die Liebe muß bleiben". Die Liebe, die hier keimte und blühte, sie hat ihr ganzes Dasein fortan erfüllt. „Man schmiedet in diesen letzten Herbsttagen Pläne für ein Zusammenleben, was aber doch noch in weiter Ferne zu liegen scheint. So rückt der Tag der Trennung immer näher, für Schiller „der widerwärtigste Gedanke." Der Geburttag soll noch mit den geliebten Freunden verlebt werden. Am Vorabend überrascht Schiller die Schwestern Lengefeld durch Vorlesung seiner neuesten Dichtung „Die Künstler". Charlotte erfreut Schiller an diesem 10. November mit einer eigenhändigen Zeichnung und einem Blumenstock, und am nächsten Morgen schreibt Schiller: „Dank Ihnen beiden, daß Sie freundlichen Anteil an meinem Geburttag nehmen! Mir wird er immer vor vielen anderen merkwürdig sein, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahr doch alles geschehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, die Welt ohne Sie zu denken. Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das gestrige Gedicht werde Sie interessieren, freut mich ungemein, es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich ist, die aus dem Innersten meines Wesens gegriffen sind. Dies ist eine starke Gewährleistung unserer wechselseitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über diesen Punkt mache, ist mir heilig und wert."

Und an Charlotte insbesondere: „Wüßte ich etwas, womit ich Sie ebenso schön an mich erinnern könnte, als Ihre schöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig halten wird!"

Am 11. November nimmt Schiller brieflich Abschied, und Charlotte schreibt ihm noch in später Nacht: „So sind wir denn wirklich getrennt! Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment vorbei ist. Noch sehen wir einerlei Gegenstände, die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns; und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? . . ."

Und am 12. entführt der Reisewagen die Schwestern Lengefeld nach Erfurt und Schiller mit Lottes Bild, einem Blumenstock und manchen anderen lieben Andenken führt die Post nach Weimar zurück! „Ein jäher Wechsel schreckt die Glücklichen."

So ging diese herzliche Zeit zu Ende, die reich war an gegenseitiger Beglückung und seelischer Vervollkommnung! Wohl eine der schönsten Epochen im Leben Schillers und der Schwestern Lengefeld. Trotz des heldischen Freiheitsgeistes, der Schiller erfüllte, sehnt er sich nach allem Schönen, das das Leben schmückt und erfreut, und das gerade fand er in Rudolstadt. „Eine heilsame Veränderung ist mit mir vorgegangen — eine Ruhe des Herzens ist der Unrast gewichen."

Was unzählige Biographen künden und immer wieder berichten, das erleben wir an diesen Stätten, auf Schillers Spuren wandelnd. Vergangenheit und Gegenwart reichen sich die Hand.

Nach friedlicher Rast kehrt Schiller neugestärkt zur unermüdlichen Arbeit zurück — „die Professur in Jena" wirft ihre Schatten voraus, und . . . „durch immer neue, immer schönere Formen schreitet sein philosophischer Geist höchster Vollendung entgegen!"

# Dem Deutschen Dichter Heinrich von Kleist

## zum Gedenken seines Todestages am 20. 11. 1811

von Karl Brott

Die germanischen Sagen erzählen von einer Halle in Asgard, die sie Walhall nennen. Dort wohnen die in der Schlacht gefallenen Helden und greifen von dort aus jeweils zur Zeit einer Bedrängnis in das Kampfgeschehen auf Erden ein, um des eigenen Volkes Schicksal zum Guten zu wenden.

In schöner und sinnvoller Weise ist in dieser bildnisgleichen Darstellung der uralte Glaube an die Unsterblichkeit zum Ausdruck gekommen. Und zwar ein Glaube, der nicht im mindesten mit dem gleichlautenden Dogma der Fremdlehre etwas zu schaffen hat, aber gerade deswegen erfreulicherweise in unserem Volke lebendig gewesen ist.

Wir wissen nunmehr wieder um den Wert des Erinnerns an glanzvolle Taten des Geistes und des Schwertes vergangener Zeit. Wir empfinden heute mehr denn je die Kraft des Wissens um das bereits Jahrhunderte, ja Jahrtausende überdauernde Heldentum unserer Vorfahren. Eine tiefe Dankbarkeit erweisen wir deshalb den Großen unseres Volkes, die solche Taten des Edelmutes auslösten und unter Mißachtung des eigenen Wohlergehens wie auch unbekümmert um die Meinung ihrer dem Zweckdenken verfallenen Zeitgenossen den Weg gingen, den ihnen eine innere Notwendigkeit, gleichsam das **eigene Gottesbewußtsein**, zu gehen gebot.

Wir benutzen die jeweiligen Erinnerungtage, ihrer im Rahmen einer würdigen Feierstunde zu gedenken und lassen uns deren kämpferisches Wirken für die Freiheit unseres Volkes Ansporn zu eigenem Wollen in diesem Sinne sein.

Am 20. im Nebelung dieses Jahres jährt sich zum 127. Male der Tag, an welchem des Deutschen Volkes großer Sohn, Heinrich von Kleist, dem irdischen Leben entsagte. Eine bisherige und keineswegs vertrauenswürdige Literaturwissenschaft hat mit einer ihr eigenen Leichtfertigkeit behauptet, Kleist sei, des Lebens überdrüssig, „freiwillig“ aus diesem geschieden. Anzuerkennende Beweise sind aber für diese ungeheuerliche Behauptung nie erbracht worden. Dagegen sind alle dokumentarischen Zeugnisse, die das „merkwürdige“ Dunkel um Kleist er-



**Ein unbekanntes Kleist-Bildnis** Aufnahme: Atlantic

hellen könnten, vorsorglich rechtzeitig vernichtet oder nur noch sehr schwer aufzufinden. Sehr vieles andere, was bisher über Kleist in literaturgeschichtlichen Werken berichtet worden ist, konnte bereits als Fälschung entlarvt werden.

Mit dem Kampfe gegen die überstaatlichen Mächte hat auch die unerbittliche Fehde gegen eine „Wissenschaft", deren Vertreter nichts weiter als gehorsame Werkzeuge der ersteren waren, begonnen. Die Waffen zu diesem Kampfe gegen die geistigen Dunkelmänner gaben uns der Feldherr Ludendorff und seine Gattin. Ein großer Kreis Deutscher Menschen weiß sich bereits dieser Waffen zu bedienen und schreitet zur Wahrheit und Freiheit.

Lange Jahrhunderte währt nun schon das blutige Ringen um die Deutsche Freiheit. Große Helden traten zu allen Zeiten auf und suchten, vom eigenen Volke verkannt, verlacht und gemieden, unheilvolles Schicksal abzuwehren. Auch Heinrich von Kleist war einer derjenigen, die sich rücksichtlos für den Freiheitkampf einsetzten. Voll göttlicher Kraft sind die Worte, die er in seinen genialen Dichtungen zum Volke spricht, und es bedarf noch einer gewaltigen Arbeit, ehe das gesamte Deutsche Volk Kleists Schaffen und den Ideengehalt seiner Werke verstehen wird. Adelig ist sein Gemüt und sittlich sein Handeln in jeglicher Weise. Auch schwerste Not und tiefstes Leid, die wohl die treuesten Begleiter auf seinem kurzen, kampfreichen Lebenswege waren, können seiner Schaffenskraft keinen Abbruch tun. Kleist wächst mit der Erkenntnis seiner Aufgabe und wird zum Helden und Dichter des Deutschen Volkes, dessen Werke unvergänglich sind.

Wir sind weit entfernt, einer unsinnigen Überschwenglichkeit zu huldigen, aber dennoch möchten wir fast sagen, daß Kleist uns als der Herrlichste unter den Dichtern erscheint. Mochte auch ein Goethe seinerzeit meinen: Kleist ablehnen zu müssen. Die Entscheidung fällt erst in heutiger Zeit. Siegreich, so wollen wir es, ist unser Volk, und ein großer Wegbereiter hierzu war Heinrich von Kleist! Kleists Werk ist uns wieder entstanden und sein heldischer Geist geht um im Deutschen Volke. Heilig ist uns sein Werk und tief empfinden wir das ihm selber widerfahrene Leid. Was je die Deutsche Seele in ihrem tausendjährigen Ringen ersehnt und erduldet hat, sehen wir in Kleist und in seinem Schaffen verkörpert. Er mußte fallen, weil er ein Deutscher war und als einer der wenigen das verderbliche Wirken der geheimen Weltmächte durchschaut hatte. Aber die Lüge von dem „Selbstmord" war nicht die letzte und einzige Verleumdung, welche von einer verjudeten und verfreimauerten Literaturwissenschaft selbst noch an dem toten Dichter begangen worden ist. Hierüber liegen bereits grundlegende Ausführungen vor, die nach weiterer Forschungarbeit auch den an Kleist verübten Frevel restlos entschleiern werden! Der Weg ist nunmehr gewiesen. Erfolge dieser erst seit kurzem betriebenen Aufklärungarbeit können bereits verzeichnet werden. So ist z. B. bereits in der Kleist-Schrift darauf hingewiesen, daß wir kein einziges Bild von unserem Dichter besitzen, denn das bekannte Miniatur-Porträt ist unzweifelhaft ein absichtlich plumpes Machwerk und die anderen erwiesenermaßen vorhanden gewesenen Bilder sind „verschwunden", wie ebenfalls viele andere aus der Feder Kleists stammende Aufzeichnungen und Briefe. Es ist uns daher eine ganz besondere Freude, an dem heutigen Erinnerungtage melden zu können, daß es nun endlich gelungen ist, ein Kleist-Bildnis aufzufinden, das mit größter Wahrscheinlichkeit als echt anzusprechen ist. Es zeigt unseren Dichter im 33. Lebensjahr und stammt aus der Dresdener Zeit, wo er ja mit bedeutenden Malern wie Hartmann, Seidelmann und von Kügelgen einen innigen Verkehr pflegte. So weit bisher festzustellen ist, soll dieses Bildnis von Kügelgen stammen und erscheint uns als ein Werk, das uns bereits viel zu sagen vermag.

Eine neue Spur ist also erst einmal wieder gefunden und kann uns im Zusammenhange mit anderen gute Dienste leisten. Ja, auch scheinbare Nebensächlichkeiten sind für die Forschung wichtig, wenn man bei einem Kleistbildnis überhaupt von einer Unwichtigkeit sprechen kann.

Es sind nur wenige Deutsche Dichter, die die wahre Größe Kleists erkannt haben. So schildert uns beispielsweise Liliencron in einem Gedichte Leidensweg und Schicksal Heinrich von Kleists. Das ist auch beinahe alles, was von berufener Seite — sehen wir von Treitschke einmal ab — bisher Verständnisvolles über Kleist gesagt worden ist, obgleich immerhin auch über ihn so manches „geschrieben steht". Dank der Aufklärungarbeit des Hauses Ludendorff ist aber auch in dieser Hinsicht ein erfreulicher Wandel eingetreten. Dieses mögen die folgenden Verse beweisen, die der bekannte Hamburger Dichter Walter Rispeter-Burlach in klarer Erkenntnis des Kleistschen Wesens bereits vor Jahren

geschaffen hat und die mir zum Zwecke der Veröffentlichung von ihm freundlichst zu Verfügung gestellt worden sind. In intuitiver Schau wissen sie die Bedeutung Kleists zu würdigen, was in wunderbarer Art zur Sprache gebracht ist:

**Heroisches Bildnis eines Dichters**

Wer sich ihm naht, der lege alle Halbheit ab!
Ihr galt sein Haß! Er folgte einem höheren Willen,
Der himmelstürmend dort noch brannte, wo das Grab
Schon seine Tiefen öffnete: er sah hinab
Und lächelte. — Sein Tod war nur Beginn,
Um seine Sendung heldisch zu erfüllen.
Er war das Flammenschwert, hinzuckend durch die Nacht
Der feigen, dumpfen Mittelmäßigkeiten!
Der ferne Donner einer großen Schlacht!
Brausendes Feuer auf den Bergen: hell entfacht!
Was er geschaut und was sein Genius gedacht:
O Volk! Erkenne jenes Zeichen wohl:
Sein Tod half dir dein Leben groß bereiten. (1)

Wir müßten uns wirklich wundern, wenn der Haß der Überstaatlichen ihren derzeitigen gefährlichsten Gegner, der Kleist ohne Zweifel war, nicht getroffen hätte. Auch Heinrich von Kleist ist im Kampfe für sein Volk gefallen. Als ein Held zog er ein in Walhall. Sein Werk aber lebt und erfüllt die Deutsche Seele mit göttlicher Erhabenheit. Sein Kämpfen und Schaffen hat reiche Früchte getragen, denn was wäre das Deutsche Volk ohne seine Großen, zu denen wir ganz besonders unseren Dichter zählen müssen? Wir wollen es ihm danken!

(1) Als Kunstdruck, 21×29,7 cm, bei Berth. Behrens, Hamburg 24, erschienen.

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" fürs Volk?

Dr. M. Ludendorff:

## „Aus der Gotterkenntnis meiner Werke"

Seite 48.

„Laßt uns durch die Straßen einer chinesischen Stadt bei Nacht wandern, einer Stadt, in der noch altchinesische Sitten herrschen. Ihr könnt an manchen Häusern ein leises Wimmern von Kindern hören. Es sind kleine, chinesische Mädchen, deren Füße von den Müttern mit bestem Gewissen und ohne das geringste Mitleid oder Entsetzen in die qualvollen Fußverkrüppelungwerkzeuge Tag für Tag, Woche für Woche gepreßt werden. Die Ärmsten liegen im Bettchen und wimmern ganze Nächte hindurch, bis Übermüdung ihnen Schlaf gewährt, denn sie sollen, wie es die Sitte des Volkes ist, als erwachsene Frauen verkrüppelte, kleine Füßchen, eigentlich nur Stümpfe von Füßen, haben! Da es die herrschende Sitte so heischt, hat niemand im Volke dabei ein schlechtes Gewissen! Es soll sogar oft vorkommen, daß die armen Kinder noch von den Müttern und Vätern geschlagen werden, wenn sie zu laut wimmern, da dies nicht sein darf! Diese grauenvolle Sitte haben Staatsgesetze und Religion der Chinesen Jahrhunderte hindurch geduldet, und sie wurde mit bestem Gewissen geübt. Dieselbe Mutter aber, die hier so grausam, ja, unmenschlich vorgeht, weil ihr Gewissen ihr solche Wertung gab, wird bei einer Krankheit des gleichen Kindes mit mütterlicher



Sorge am Bettchen sitzen und mit aufopfernder Pflege das Töchterchen Tag und Nacht betreuen. Ein schlechtes Gewissen hätte sie, wenn sie auch nur das Geringste unterließe, um dem Kinde die Schmerzen der Krankheit zu lindern!

Derart „zuverlässig" ist also die „Stimme Gottes", das Gewissen!

Oder kommt mit mir nach Indien, dort war bis vor kurzem die lebendige Ver-



Zu Lebzeiten tot sind die von der Gemeinschaft ausgestoßenen jungen und alten Witwen

brennung der Witwen bei der Totenverbrennung des Mannes religiöse Sitte. Mit bestem Gewissen wurden die armen Frauen zum Brandstoße geführt und hatten die Qualen des Lebendig-Verbranntwerdens zu erleiden. Da in Indien aber auch die Kindertrauungen Sitte sind, so waren unter den Ärmsten, die man so grauenvoll verbrannte, oft Kinder vom dritten Lebensjahre an. Nun das lebendige Verbrennen von den Engländern verboten ist, sind die 20 Millionen Witwen des Landes zu noch weit qualvollerem Leben ohne jedwedes Recht, mit grausamen Fastenvorschriften und Quälereien ohne Ende verurteilt! Das alles aber geschieht mit denkbar bestem Gewissen, denn es entspricht den religiösen Wertungen von Gut und Böse, die dem Volke gelehrt werden! Ein hochgelehrter Inder, der von einem hochwertigen Gewissen in Wort und Tat genügend Zeugnis gab und für sein Land soziale Erleichterungen mit viel Herzenswärme erstrebte, sagte im gleichen Atem, er wünsche aber auch, daß die Sitte der Witwenverbrennung wieder eingeführt werde. Einen anderen Menschen lebendig zu verbrennen, würde einem Inder die größten Gewissensqualen verursachen, da sein Sittengesetz dies als Verbrechen bezeichnet. Ja, die gleichen Inder, die kalten Blickes und mit gutem Gewissen eine lebendige Verbrennung der Witwen ansahen, hielten es für ein Verbrechen, Tiere zu töten. In einigen indischen Konfessionen wird sogar das Wasser vor dem Trinken gesiebt, in dem Glauben, daß es hierdurch frei von Tieren und so das Trinken des Wassers kein Verbrechen wäre, da es kein Tier töte! So „zuverlässig" ist also die „Stimme Gottes", das Gewissen!

Oder seht das Schicksal eures eigenen Volkes an, das euch doch am meisten am Herzen liegt! Zu aber Tausenden wurden die Vorfahren auf das grausamste, mit denkbar bestem Gewissen, von den Christen gequält und gemordet. Die christlichen Könige und Apostel, die die Heiden am grausamsten „ausrotteten", wurden heilig gesprochen, denn das christliche Gewissen gebietet die gewaltsame Ausrottung Andersgläubiger, die das Christentum ablehnen. Ganz wie es die Christen der anderen christlichen Konfessionen als Ketzer verfolgen und lebendig verbrennen hieß und Millionen Frauen folterte, weil die Wahnlehre, sie seien vom Teufel besessen und hätten sich ihm hingegeben, die Gewissenswertungen hierzu lieferte! So „zuverlässig" ist also die „Stimme Gottes", das Gewissen!"



**Richtigstellung.**

In Folge 14 vom 20. 10. unserer Beilage war auf Seite 7 — in dem Aufsatz „Neuheidentum?" — von den „Deutschen Mahnworten" die Rede. Der Verfasser hatte im Zusammenhang damit von „Geboten" gesprochen, ja die Mahnworte selbst „Gebote" genannt. Das ist natürlich ein schwerer Fehler, der bei der Bearbeitung des Manuskriptes für den Druck leider übersehen wurde und zu Irrtümern Veranlassung geben könnte. Die von Frau Dr. Ludendorff aufgestellten „Deutschen Mahnworte" stellen weder Gebote dar, noch dürfen sie als solche verstanden werden. Die Schriftleitung.

„Scheinwerfer - leuchten“

Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407. — Fernruf: 66 2 64 und 63 3 41. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Löhde; für Anzeigen und Bilder: Hanno v. Kemnitz, dortselbst; Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. DA. 2. Vj. 38 74 280. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — **Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.**

Folge 18 20. 12. 1938

# Ein echtes Weihnachtgeschenk für uns und unsere Kinder

Von Dr. Fritz Michael

Wenn wir heutigen Erwachsenen in der Edda lesen, dann empfinden wir erst einmal schmerzlich, wie wir durch unsere Erziehung, mag sie nun streng christlich, „freier“ oder „naturnah“ gewesen sein, vom germanischen Geistesgut ältester Prägung systematisch ferngehalten worden sind. Was noch zur Zeit des christlichen Einbruchs Deutschen Jungmenschen von Kind an vertraute Geisteskost war, woran sich ihre Seele entfalten konnte — dem stehen viele heutige Erwachsene in ratloser Scheu gegenüber. Dennoch greifen sie wieder zur Edda, von ihrer starken, ehrlich-deutschen, gemütstiefen Sprache angezogen. Und so geht's auch den meisten derer, die durch die Werke des Hauses Ludendorff zu letzter Klarheit schreiten. Wir müssen beim Lesen der Edda immer dessen eingedenk sein, daß sie nur einen bescheidenen schriftlichen Niederschlag, eine bruchstückweise Wiedergabe des in breitem Strome mündlicher Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht dahinfließenden Geistesgutes der Germanenwelt darstellt! Und dazu die Tatsache, daß dieser Niederschlag erst in einer Zeit zustande kam, wo christliche Priester längst an der Arbeit waren, diesen herrlichen, freien Strom der germanischen Volksseele zu zerteilen, zu verschütten oder in unfreie, christliche Bahnen zu lenken. Es bedarf also einer gewissen Einsicht in diese Vorgänge von seiten des Lesers der Edda, und auch des festen Willens, Hemmnisse zu überwinden. Es ist eine Folge Deutscher Gotterkenntnis und entspricht ihrem Sinn und Segen, daß dieses alte völkische Erbe der Edda, das man uns über tausend Jahre vorenthielt, in unserm Volke wieder lebendig wird, und zwar ohne jegliche Über- oder Unterbewertung! So hat auch Frau Dr. Mathilde Ludendorff in der Einleitung zum Werk „Des Menschen Seele“ und in den beiden letzten Abschnitten des Büchleins „Deutscher Gottglaube“ (Bl.-Reihe) eine Sinndeutung der in der Edda enthaltenen Welteschensage gegeben, in der aufs herrlichste die Übereinstimmung des Gottahnens unsrer Vorfahren mit der heute erkannten Wirklichkeit Deutscher Gotterkenntnis zutage tritt. In folgendem soll zur Weihnachtzeit auf die Sinndeutung hingewiesen und zugleich angedeutet werden, wie wundervoll sich die alte Welteschensage eignet, unsere Kinder ein Stück Weges zu geleiten zu echter und dabei in Deutscher Wesens- und Denkart erwachsender Erkenntnis.

Zuvor: Wohl jedem Kinde Deutsch gesinnter Eltern — auch in der Großstadt — ist der heimatliche Wald mit all seinem Getier ein Stück vertrauter Alltag. Mag's auch noch keinen Hirsch draußen geschaut haben — aus Bilder- und Märchenbüchern kennt es sie alle: Hirsch, Eichhörnchen, Adler, Habicht, Schwan; auch hat das Kind begründete Scheu vor giftigen Drachen und Schlangen wie den lichtscheuen, diebischen Ratten. Es lernt auch bald einsehen, daß keines dieser Lebewesen, ob freundlich oder gefährlich, aus

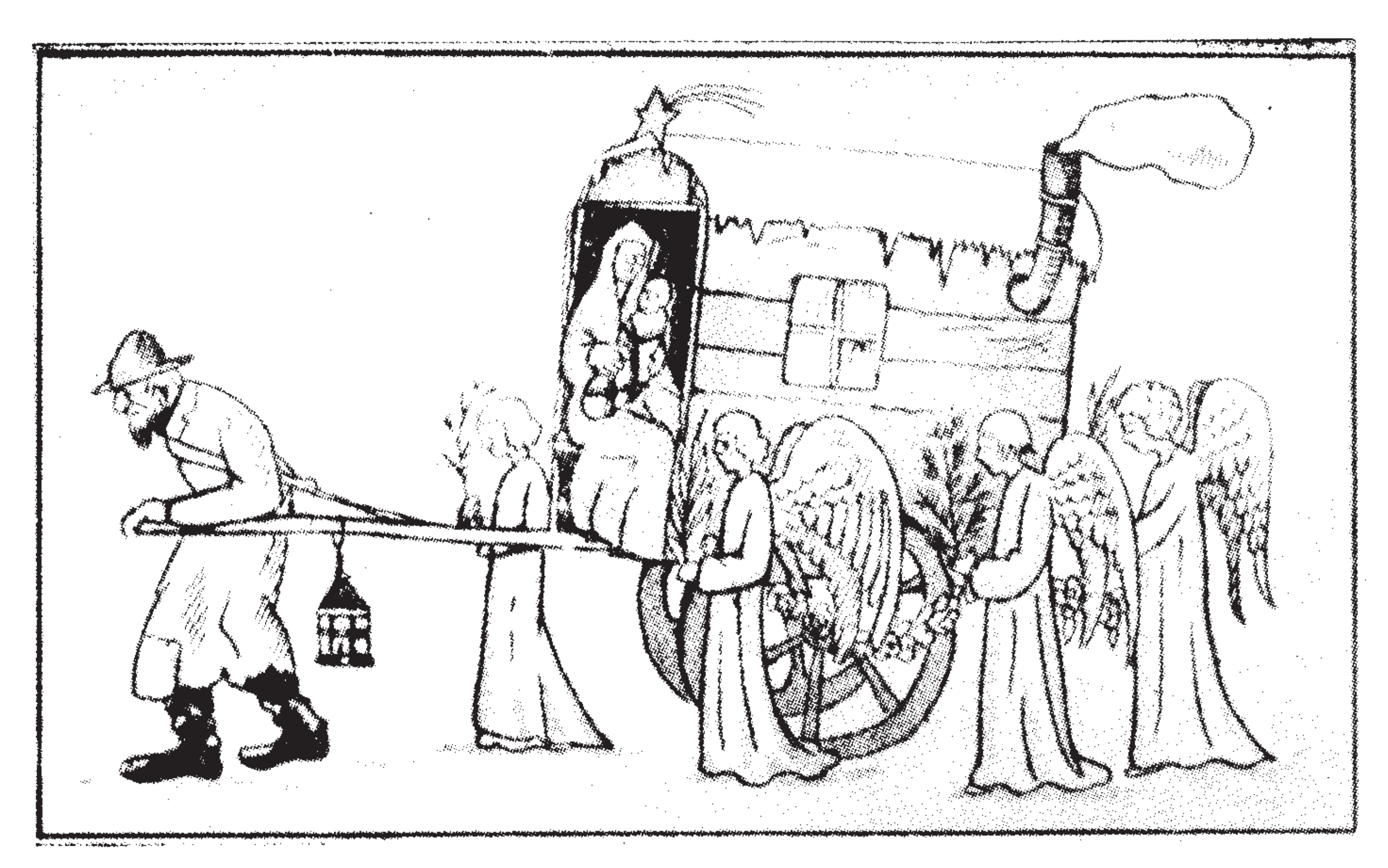
der bestehenden Natur unserer Tage wegzudenken ist, mit Ausnahme des sagenhaften Drachens. Nun, so bringt euren Kindern mit dem Tannenbaum jene dazugehörige Umwelt in die Weihnachtstube, laßt ihn aus Steinen und Moosgrund hervorwachsen, laßt an seinem Fuß die Quellen rieseln und laßt unter und in seinen Zweigen die Tiere ihr Wesen treiben! Die Kinder werden dies als das Natürlichste, was es geben kann, empfinden! Bestimmt nicht weniger natürlich als eine orientalische oder „arisierte" „Krippe" mit Palmwedeln und anbetenden Turbanmännern — darunter einen Neger —, wo merkwürdigerweise in einem Viehstall unter einem Tannenbaum ein Kind geboren sein soll, dessen „Art aus Jesse kam" und das uns „von allen Sünden rein" machen soll! Gewiß, auch diese als „Tatsache" gelehrte Geburtgeschichte des Neuen Testaments ist weiter nichts als eine maßlos verzerrte Entlehnung des nordischen Mythen- und Sagenkreises (siehe E. und M. Ludendorff: „Weihnachten im Lichte der Rasseerkenntnis"), aber ebenso entstellt und mit dem Judentum verwoben, daß wir nichts von germanischer Wesensart dran verspüren. Nein, laßt die Deutsche Waldheimat zur Weihenacht lebendig werden! Dann bedarf es nur noch sinnreicher Gestaltung, und ihr habt zugleich die uralte, erkenntnisreiche Welteschensage unserer Vorfahren zu neuem Leben erweckt! Dazu freilich müßt ihr von der Welteschensage einiges wissen:

Die Weltesche, deren wesensgleiche Nachfolgerin die Weihnachtstanne der Deutschen — nicht der Christen außerhalb unseres Kulturkreises! — ist, stellt ein Gleichnis menschlichen Erlebens dar. Sie ist „aller Bäume größter und bester; ihre Äste breiten sich über die ganze Welt und ragen über den Himmel hinaus*". Ja, des Menschen Seele ist die „größte und beste", die höchstentfaltete von allen Lebewesen. In unserer bewußten Seele spiegelt sich alles Sein und Geschehen des Weltalls; nur menschliches Denken drang in die Tiefen der Erde und in die fernen Wunder der Sternenwelt. Des gewaltigen Reichtums der göttlichen Schöpfung wird sich nur des Menschen Seele bewußt, „ihre Äste breiten sich über die ganze Welt und ragen über den Himmel hinaus"! Ja, über die Grenzen der Vernunft, ins Jenseits von Raum, Zeit und Ursächlichkeit, in jenen Bereich, wo kein Wort und Begriff mehr Begleiter ist, erhebt sich bewußtes Erleben, das Gotterleben der Menschenseele.

„Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht und erstrecken sich überaus in die Breite". In diesen drei Wurzeln werden die ursprünglichen Beweggründe alles menschlichen Erlebens dargestellt, sie halten — nach Frau Dr. Ludendorffs Worten — „das Gotterleben in der Menschenseele aufrecht, sie führen nach Nebelheim, Riesenheim und Asenheim, also zu den dämonischen Naturgewalten, zu den Urgeschlechtern der Vergangenheit und zu dem Geschlechte ‚göttlicher Artung'. So schöpft die Gotterkenntnis aus drei artungleichen Quellen, die unter diesen Wurzeln liegen, und in tiefer Weisheit werten sie die Ahnen sehr verschieden." Es liegt also am Wege jeder Wurzel ein nahrungspendender Quell.

Nebelheim, dort hausen die Alben, von dort stammen die über das Leben unberechenbar hereinbrechenden Naturgewalten, vor denen sich der Mensch fürchtete, als er ihr Wesen noch nicht erkannte. Dort liegt der Ursprung der Dämonen- und Geisterfurcht aus heilloser Angst vor jenen Gewalten. Diese sinnverwirrende Angst vor dem Leid hat als Begleiterin die ebenso heillose Gier nach Errringung leidfreien Glückes. Aus Leidangst und Glücksgier, die nur zu rasch auch im Gemeinschaftsleben der ersten Menschensippen sich ausbreiteten, entspringen Neid, Zank, Rachsucht und Bosheit. Sie verwirren das aus jener Wurzel nach Nebelheim stammende Erleben der Seele und finden nun ihre Versinnbildlichung im Brunnen Springkessel, worin die Regungen entarteter menschlicher Unvollkommenheit ihr Unwesen treiben in Gestalt durcheinanderwimmelnder Giftwürmer. Anführer darin ist — denken wir nur an streitende Kinder —, der alles, alles „auch haben will", der Neidwurm, der riesige Drache Nidhogg — Niedertracht, der wütend an dieser Lebenswurzel der Esche nagt. Unheilig nannten die Ahnen darum diese Quelle. — An der Wurzel nach Riesenheim, dem Ursprung des Erdengeschehens, liegt ein heiliger Brunnen, „darin Weisheit und Vernunft verborgen sind, und der heißt Mime, das heißt Ichselbst oder auch Erinnerung, der diesen Brunnen besitzt". Über das „Nichts, die gähnende Gaffung", hinweg zum Urbeginn der Welt führt die Wurzel. Tief im innersten Wesen der Menschenseele lebt, von Ahn zu Ahn seit jenem Beginn weitervererbt, ein fernes Erinnern. Alles, was wir an Möglichkeiten der Entfaltung in der Seele tragen, haben wir durch

* Ohne Angabe in „" zitierte Stellen sind der Edda-Übersetzung von J. Gorsleben entnommen.

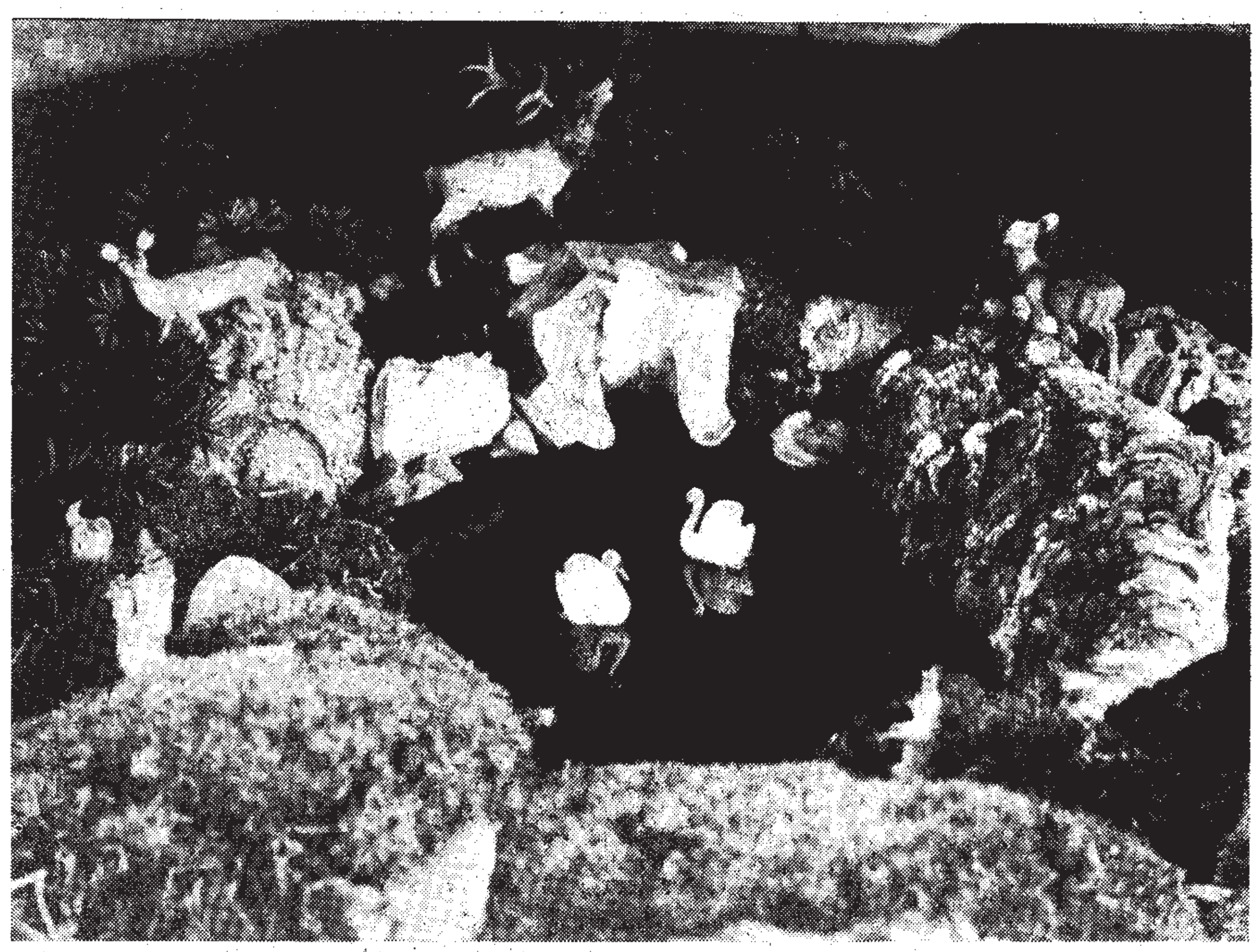


**„Die Flucht nach Ägypten." Diese orientalische, nicht „arisierte" Darstellung, die jedoch dem Alten Testament entspricht, wird auch unsere Kinder zumindest unnatürlich anmuten**

Das Bild wurde mit freundlicher Genehmigung des Rembrandt-Verlages dem Buch „Felix Timmermann, Dichter und Zeichner seines Volkes" entnommen

Vererbung empfangen. Alle vergangenen Entwicklungstufen der Schöpfung ruhen und wirken nach in der Menschenseele. Die Rückschau auf alle einstigen Offenbarungen göttlichen Schöpfungwillens führt durch unsere eigene Seele. Erkenne dich selbst! Höre in dir selbst den wunderzarten Nachklang alles Werdens! Gott in dir! so raunt uns der Quell Mime, das Erberinnern, unser Rasseerbgut zu, wenn sich unsere Seele jener zweiten Wurzel ihres Erlebens widmet. Innig vertraut erschien unseren Ahnen der Brunnen Mime. Wodan, den ersten ihrer Asen, jener göttlichen Wesenssinnbilder ihrer Rasseeigenart, ließen sie aus dem Brunnen Mime Weisheit trinken, wofür er freudig sein eines Auge hingab, indem er es von der Außenwelt hinweg in das eigne Innere richtete. — Die dritte Wurzel nach Asenheim, zum „Geschlecht göttlicher Artung", erstreckt sich „über den Himmel, und unter ihr ist jener Brunnen gelegen, der der heiligste ist und Brunnen der Urda, das ist des Werdens oder des Anfangs oder der Wurt, heißt". In heiliger Scheu blickten die Ahnen auf den unaussprechlich tiefen, klaren Brunnen unter der dritten Wurzel ihres Erlebens, worin aller Anfang und das Ende, Geburt- und Todgeheimnis geborgen liegt. Zwar weissagt die Edda mit leuchtender Zuversicht den fernen Sieg völliger Erkenntnis und des Guten in der Welt („Der Seherin Gesicht"), aber unsere Ahnen sahen wohl ein, daß sie damals den Schlüssel zur letzten Erkenntnis noch nicht in Händen hielten, daß sie also den Trunk aus jenem letzten, heiligsten Brunnen noch nicht begehren konnten. Aber in innigster Zuneigung zum heiligsten Brunnen des Lebens schmückten sie ihn, indem sie zwei reine, kraftvolle, edelbeschwingte Sinnbilder der Schönheit, nordischen Empfindens und des Verschwiegenseins, zwei Schwäne, als Hüter des Werde- und des Todgeheimnisses ihre Kreise auf der kristallklaren Flut ziehen lassen. Aus dem Wasser des Urdbrunnens und mit feuchter Erde besprengen drei weise Jungfrauen die Esche, „damit niemals ihre Äste dorren oder faulen sollen". „Draus fallet der Tau, der die Tiefen befruchtet, immergrün steht sie am Brunnen der Wurt."

Mit Tiergestalten werden nun die wechselnden Lebensvorgänge der Menschenseele, des Weltbaumes mit seinen drei Wurzeln und Quellen, versinnbildlicht. „Der Hirsche vier beißen, die Hälse aufbiegend, und knappern die Knospen der Esche: Wahn und Schlaf und Wetter und Schlag, so heißen die Namen der Hirsche." Es sind die das Menschenerleben einschränkenden und bedrohenden Umwelteinflüsse. Dem Wahn, dem Irrtum kann es erliegen. Angeborene Trägheit, das



Ein Urdborn unter dem Weihnachtbaum, mit den zwei Schwänen, den kraftvoll edelbeschwingten Sinnbildern der Schönheit nordischen Empfindens und des Verschwiegenseins

Gestellt und aufgenommen von E. Dauer, Chemnitz

Erbe tierischer Vorfahren, verführt dazu, mehr als nötig wertvolle Stunden und somit einen Teil der Lebenszeit zu verschlafen, zu verdösen; wozu auch der „Zeitvertreib" mit nichtigem Tun gehört. Daneben drohen Wetter und Schlag, Naturereignisse und feindliche Mitlebewesen dem Menschen. „Ein Adler sitzt hoch in den Zweigen der Esche, mit Weisheit ist er wohl verwahrt. Ein Habicht sitzt spähend hoch zwischen den Augen, von Wetter und Wachsamkeit bleich." Zwei als besonders scharfäugig und tatfreudig bekannte Vögel. Der edle Adler, „dem großes Wissen verliehen ist (nach ‚Deutscher Gottglaube'), ist die Vernunft des Menschen. Sie kann erkennen, wie oft und wodurch ein anderer Lust erlebt, und da der Wille der Seele auf dieses Erleben gerichtet ist, so flammt der Haß auf und paart sich der Vernunft". Deshalb sitzt der Haß, der Habicht Wetterfahl, zwischen den Augen des Adlers, bestrebt, dessen Wahrnehmung und Denken zu beeinflussen. „Die Ratte Nager aber läuft auf und ab an der Esche und hinterläßt scheelsüchtige Worte zwischen dem Adler und dem Neidwurm, der die Niedertracht ist." Dazu gesellt sich noch das muntere Eichhörnchen „Nagezahn, die Worte des Adlers, die's oben gehört, trägt's tiefer zum nagenden Neidwurm". Diese beiden Boten, Ratte und Eichhörnchen, erscheinen fast wie Andeutungen der Nervenverbindungen zwischen den körperlich festliegenden Funktionstellen der verschiedenen Erlebensbereiche. Während der Ratte die Übertragung „scheelsüchtiger Worte" zusteht, ist es die erfreulichere Aufgabe des Eichhörnchens, durch die Einsicht der Vernunft den tobenden Neidwurm in seine Schranken zu weisen.

Dies ist in kurzen Worten einiges vom Sinn der Welteschensage. Ein rechtes Wesensbild unserer Vorfahren aus der vorchristlichen Zeit: Innig mit Allmutter Natur verwoben, tief sinnreich und kindhaft einfach. Heute von Deutschen Forschern wieder zutage gefördert und von einer Deutschen Frau in genialer Schau bis in die letzten Tiefen nachempfunden, ein rechtes Weihnachtgeschenk für uns und

unsere Kinder! Wir haben es ihnen gestaltet in einfachster Form. Wir haben ihnen natürlich nichts von all der Deutung gesagt. Den stolzen, ihnen so vertrauten Adler lassen wir fliegen. Er fliegt traurig davon, wenn der Habicht ihm Böses erzählen will, das er durch die Ratte — sie läuft am Stamm hoch — vom Neidwurm hörte. Dies ist aber auch alles, was wir den Kindern vor Jahren auf ihr Fragen mitgeteilt haben. Wer Kinder kennt oder selber hat, der weiß, wie ihre Seelchen sich nun dieser ganzen Weihnachtpracht, die ganz aus vertrauter Umwelt stammt, erschließen. Das ist ein Leben und Weben um den Baum! Dazu klingen zur Abendstunde die „Lieder der Deutschen", deren manches zur Welteschensage hinweist. Wenn dann aus Deutschen Märchen der Sage verwandte Klänge auftauchen, so kommt dann hier und da einmal ein Nachdenken, ein neues Fragen aus dem Kind zu den Eltern, und wir weisen ihnen wieder ein kleines Stück des weiteren Weges, aber nur, soweit es eben selbst blicken wollte! Und die Kinder nehmen die heimische, gestaltgewordene Sage vom Baum mit seinen Tieren mit ins Jahr hinein. Da ist nichts, aber gar nichts, was ihnen merkwürdig fremd und unbehaglich erscheint. Alle Bilder und Klänge der Welteschensage finden ja lebensvollen Widerhall im Deutschen Erbgut der Kinderseele. Und wo das Bauerntum den Kindern lebendig und im Spiel vertraut ist, da mag später hinter dem Brunnen Mime, dem Quell des Rasseerbgutes, wohl auch ein Bauernhof zu stehen kommen, wo das Morgenpferd Lichtmähne und das Abendpferd Naßmähne auf der Wiese weiden und wo der Bauer für seine Sippe und seine Pferde das ewig klare Wasser schöpft. So können wir auf mannigfache Weise dem Kinde zur Weihnacht Kraft zu Deutschem Wachstum schenken. Es nimmt solche Geschenke, als hätte es nie auf andere gewartet; das junge Seelchen gestaltet eifrig mit. So wächst Erkenntnis. Und besonders der Neidwurm ist's, dem strenge Beobachtung und Abneigung zuteil wird; vor ihm sind all die lieben Wesen des Baumes zu schützen! So bereitet sich in junger Seele die Erfüllung des Wunschtraumes der Edda fürs Leben vor: „Und kommt auch noch drohend der Drache gekrochen — Natter und Neid fielen weit aus der Welt!" In solchem Erleben wendet sich die Seele in freiem Streben zur Reinheit in Erkenntnis und Tun.

## Sie können's nicht lassen

Die Erkenntnis, daß die kirchlichen Feste samt und sonders listreich umgemodelte Deutsche Jahrbegehungen sind und daß alles, was bei diesen Festen unser Gemüt anspricht, mit der Kirche gar nichts zu tun hat, ist weit in unser Volk hineingedrungen. Langsam gewinnt auch der Gedanke an Boden, daß solche Erkenntnis verpflichtet, genau wie das Wissen um die Deutsche Vorgeschichte. Theologen freilich können's nicht lassen, diese Selbstbesinnung zu stören. Sie suchen heute mit Vorliebe auf dem Gebiet des völkischen Brauch- und Feiertums Mission zu treiben, mit dem Ziel, den kirchlichen Lebensraum zu erweitern.

In einer oberfränkischen Dorfschule hat der Lehrer den Julkranz aufgehängt, mit roten Bändern und Kerzen. Er ist der Meinung, daß diese Sitte in jede Deutsche Schulstube gehört und daß es dazu keiner behördlichen Anordnung bedarf, sondern einzig der völkischen Geisteshaltung des Lehrers. Als er an dem Tag, da der Geistliche den Religionunterricht erteilt hat, das Klassenzimmer betritt, will er seinen Augen nicht trauen. Mitten durch den grünen Kranz ist ein Faden gespannt, daran hängen, aus Pappe geschnitten, allerhand farbige Zeichen. Er steigt auf eine Bank, um sich den sonderbaren Schmuck näher zu betrachten. Was sieht er? An dem einen Ende des Fadens ein graues Kirchenkreuz, an dem andern ein dunkles Jahveauge im Dreieck. Dazwischen der Stern von Bethlehem, der Weihnachtbaum mit der Krippe, der Julkranz, ein Palmwedel, das geöffnete Grab „des Herrn", die Ostersonne; dann eine pausbäckige Wolke, die offenbar auf die Himmelfahrt hinweisen soll, die Pfingsttaube, eine Korngarbe und Sichel — also das Kirchenjahr, mit einigen Zugeständnissen an den heimatlichen Jahrkreis!

Der Lehrer denkt: Fälschungmethode wie vor tausend Jahren! Er denkt auch an den katholischen Bischof, der von der kirchlichen Beeinflussung der Jugend als von einer Fenrisfessel gesprochen hat; und damit sich der Faden mit dem geistlichen Allerlei nicht ähnlich auswirken kann, schneidet er ihn ab, um dann schweigend die Kerzen anzuzünden.

„Widukind reitet durchs Land."

E. H.

# Die Freundin Rathenaus erzählt

Wir bringen diese bereits im Tannenbergjahrbuch 1938 erschienenen Erinnerungen, die ein bezeichnendes Licht auf den Juden Rathenau und sein Treiben werfen. Aus begreiflichen Gründen ist eine Namensnennung der Verfasserin dabei nicht möglich.

Mit Walter Rathenau stand ich auf Duzfuß. Ich war sein häufiger Umgang viele Jahre lang und sah anfangs sehr zu ihm auf; mir imponierten sein Auftreten und seine Geistesgaben, ich erkannte den großen Falschspieler zunächst nicht. Es gefiel ihm wohl, daß er mich dummes, junges Ding zum Schemel seiner Herrlichkeit machen konnte und einem so urteilslosen Wesen aus „kleinem Stall“ ohne die sonst bei ihm stets meisterhafte Maske sich ungefährlich frei und offen geben durfte. Nur dadurch ist es mir gelungen, Einblick in sein Wesen zu gewinnen und Dinge von großer politischer Bedeutung zu erfahren.

Es war im Jahre 1905. Mißtrauisch geworden, hielt ich die Augen auf. Ich fand die Liste der damals führenden Sozialdemokraten hinter den Büchern versteckt. Man sagte im damaligen Kaiserreich, daß Rathenau ein großer Patriot sei. Ich bemerkte, daß er dies nur heuchelte und daß er die Sozialdemokraten nur ebenso täuschte wie die Deutsche Regierung. Besonders wertvolle oder gefährliche Gedanken pflegte er in lateinischer Sprache schnell auf einen Zettel zu notieren und diesen sorgfältig in ein gewisses Buch zu schieben. Es gelang mir, einen solchen Zettel unbemerkt Herrn Oberstabsarzt Dr. Heyse zur Entzifferung zu bringen. Die Übersetzung lautete: „Wir Juden müssen den letzten Pfennig hergeben, um den Klassenkampf zu fördern bei den Deutschen — dann kamen Abkürzungen, die bedeuten konnten — und bei anderen Völkern!“ — Das war also in der Zeit **vor** der Revolution. Herr Dr. Heyse hat mir dann nach Jahren erklärt, er habe bitter bereut, diesen Zettel nicht wenigstens photographiert zu haben, da ich darauf bestand, den Zettel sofort wieder an seinen Platz zu legen. Dies war alles noch im Jahre 1906. Dr. Heyse bat dann die Leibärzte des Kaisers und der Kaiserin (von Ihlberg und Zunker), diese Nachricht an die höchste Stelle weiterzugeben. Beide Herren lehnten aber rundweg ab, da ihnen das den Verlust ihrer Stellung, zum mindesten aber eine scharfe Zurechtweisung eintragen könnte. Beide Herren waren nämlich Studiengenossen und Duzfreunde von Dr. Heyse, für Herrn Walter Rathenau eine unschätzbare Eigenschaft. Ich sollte ihn durchaus mit D. H. bekannt machen,



„Was für ein interessanter, gut aussehender Mann!“ Solche und ähnliche Urteile können wir auch heute noch von vielen ahnungslosen Volksgenossen hören, die in dem „gut aussehenden Mann“ niemals einen Juden, in diesem Falle Walter Rathenau vermuten würden. So konnte es kommen, daß Deutsche, die den typischen Ostjuden instinktiv ablehnten, sich mit dem verfeinerten, intelligenten, dem weitaus gefährlicheren Welt-Juden einließen. Der Jude tritt uns eben nicht immer in der allgemein bekannten Fratze entgegen. Aufnahme: Scherl-Verlag

er würde ihn dann vielleicht zum Hausarzt nehmen. Ich gab Rathenau den Rat, Dr. Heyse als Patient aufzusuchen. R. aber meinte: „Nein, das muß ganz un-

(Fortsetzung auf Seite 8)



# Mars-Panik!

## war nur ohne klare Weltanschauung möglich!

So sahen die Menschen und die Szenerie aus, durch die ein ganzer Erdteil in sinnlosen Schrecken versetzt wurde Im Hintergrund (des Bildes links) der jüdische Verfasser

Hier sieht man die Rundfunksprecherin Carolie Cantlon, die in ihrer Freizeit die Sendung abhörte und trotz ihrer persönlichen Kenntnis der Stimmen der Sprecher gleichfalls in eine derartige Panik versetzt wurde, daß sie bei der Flucht vor den „Fliegerangriffen der Marsbewohner" einen Arm brach und an den Knien verletzt wurde. Aufnahme: Scherl-Verlag

Am 30. Oktober dieses Jahres standen die amerikanischen Oststaaten unter einer einzigen Kriegs- und Weltuntergangspsychose. Wir wiesen bereits in der letzten Folge 17 unter „Mars und andere ‚Wunder'" auf die Entstehunggründe solcher Panik hin. Auch hier war es ein jüdischer Asphaltliterat Orson Welles, der sich die maßlose Kriegshetze der damaligen Wochen zunutze machen konnte. Mehrere hundert Verletzte und einige Todesfälle infolge Aufregung waren die folgenschwere Bilanz dieser Sendung. Die amerikanische Marspanik zeigt eindeutig, wo die Gefahr zu suchen ist. Sie zeigt aber auch, wie man ihr begegnen kann. — Wie man Luftschutzübungen macht, sollte man also vielleicht auch Lügenschutzübungen machen, indem man in einer dafür bestimmten Stunde dem ganzen Volk Kriegslügen auftischt und dann anschließend die Wahrheit als Wall dagegen aufrichtet. Viele unserer Gegner in aller Welt werden diese Wahrheit mithören. Das wird ihr Vertrauen zu der Wirksamkeit ihrer Lügen erschüttern. Nicht Flugzeugbomben und Giftgase haben uns ja die Waffen entwunden, sondern Lügen und unklare Weltanschauung. Wer die Deutsche Gotterkenntnis Frau Dr. Ludendorffs erfaßt hat, dem können amerikanische Marsiaden ebensowenig etwas anhaben wie etwaige jüdische Versuche, die Welt mit einem Gebräu aus allerlei Religionen zu benebeln.

(Vergl. auch die Ausführungen in Folge 17/38.)

auffällig geschehen.“ Ich wußte, daß R. durchaus in die Nähe des Kaisers kommen wollte; viel später kam mir freilich auch der Gedanke, er mochte es auf die Militärimpfungen abgesehen haben. Einzelne Soldaten sollen ja im Weltkrieg gegen sieben und mehr Seuchen geimpft worden sein; viele wurden dadurch auch hingerafft, viele lebenslänglich krank, z. B. durch Nephritis. Es ist dies nur ein momentaner Einfall von mir, da ich den tiefen Haß Rathenaus gegen das Militär kannte, und weil ich auch wußte, daß er dessen Untergang wünschte. Ich sprach mit Dr. Heyse von Rathenau. Dr. Heyse lehnte aber diesen Patienten ab. R. war ihm unsympathisch, er habe schon genug von der unangenehmen Behandlung der Gräfin Kalkreuth (einer Jüdin Babette Meyer). Dr. Heyse, ein guter Patriot, flehte mich dagegen an, Dr. W. R. weiter scharf zu beobachten und trotz seiner Brutalitäten und Knechtungen bei Rathenau auszuharren. Ich solle es Deutschland zuliebe tun. — Rathenau war zweifellos eine suggestive Persönlichkeit. Mir gegenüber wollte er restlos herrschen und mich mit Füßen treten. Eine perverse Ader spielte auch mit. Einmal schlug er mich und stieß mich mit dem Kopf an den Kamin. Ein andermal fand ich mich bewußtlos auf seinem Lager mit einer blutenden Wunde auf der Brust, mit Rosen bestreut. Das Blut küßte Rathenau ab, die Wunde wusch er angeblich mit Eau de Cologne aus. Zuvor hatte er mich zum Essen geladen mit Cassirer, seiner Frau und Tilla Durieux; die Gedecke dieser beiden nicht Erscheinenden wurden aber wieder weggenommen. Es gab viel starken Wein — ich schlief ein und erwachte mit heftigem Schmerz auf seinem Lager. Die Wunde war schlimm. Dr. Heyse hat sie viele Monate lang behandelt, sie sollte nach Rathenau von den Dornen der Rosen stammen. Hier möchte ich einen möglichen Irrtum aufklären. R. war unnatürlich veranlagt, er haßte die Frauen eigentlich im Grunde, gab ihnen viehische Namen. Es handelte sich wohl hier um einen gelegentlichen Auswuchs seiner perverskranken Phantasie. Mich wollte er aus anderen Gründen nicht entbehren.

Professor Leixner bat Rathenau, ihn im Kampf gegen die Homosexualität zu unterstützen, was dieser aber unter Hinweis auf seine eigene dieser Richtung geneigte Einstellung ablehnte. Diese zwei Briefe R.s an Leixner sind später von der Mutter R.s im Tageblatt (vielleicht zur Nacheiferung für die deutsche Jugend!) abgedruckt worden.

Der Wächter der Viktoriastraße will beobachtet haben, daß sich R. oft nach Gesellschaften in einem Mietwagen zu Kroll begab, von wo er sich öfter gleich zwei Jünglinge mit nach Hause brachte unter vorsichtiger Irreführung seines Personals. Rathenau sagte befriedigt: „Wenn die Homosexualität steigt, nähert sich das Volk dem Absterben.“

Die jüdische Schauspielerin Jenny Groß hat mich oft vor R. gewarnt, „dem Knabenverführer, der der schmutzigste ihrer Rasse sei“.

Ich diente ihm jedoch nur als Deckmantel nach außen für seine anormale Veranlagung. Er zeigte sich gern mit mir, ich mußte ihn möglichst auffällig im Wagen von Gesellschaften abholen; er nannte mich urwüchsig. Ich war Reiterin, blond, blauäugig und von zartem, frischem Teint. Es lag ihm wohl viel daran, von der großen Welt in seinem heimlichen Treiben nicht erkannt zu werden. Daß es hier R. offenbar nicht gut meinte mit der Deutschen Jugend, mußte ich mir sagen — daß sein besonderer Haß dem Deutschen Militär galt, wußte ich ebenfalls. Über meinen Stolz auf unser Militär geriet er in Wut. „Es kommt die Zeit“, sagte er, „in der es keinen Offizier und keinen Soldaten in Deutschland mehr gibt, und wenn der Mantel fällt, muß der Herzog mit.“ Ob er mit dem „Mantel“ das „Bollwerk um den Kaiser“ meinte, „das er um jeden Preis zertrümmern werde, und wenn er über Leichen müsse“? — Den Kaiser selbst, den wickle er um den Finger. Dabei suchte er geradezu katzenfreundlich den Verkehr mit dem Militär und hohen Offizieren, die er aber nachher verächtlich verspottete. So unverschämt überheblich und kindisch eitel war er stets: „Der Kaiser braucht uns Juden wie das Brot das Salz — unser Geld — Juwelen — und braucht er Köppken, dann muß eben der König der Industrie (das ist sein Vater) zu dem Kaiser gehn.“

Wenn man aber weiß, wie R. gekrochen ist, daß er kein Mittel gescheut hat, in die Nähe des Kaisers zu gelangen, wie er sein Pferd zusammenritt, um den Kaiser am Hippodrom zu erreichen. Wie er den Kauf von Schloß Freienwalde von der Krone tätigte, wie Familie Rathenau wochenlang nicht schlief, weil man zum Kaiser befohlen war, so ist der Doppelspieler erkannt.

Eine rechte natürlich nur geheime Herzensfreude hat mir der Kaiser bereitet,

als R. bei einer solchen Gelegenheit nicht den erwarteten Adel, sondern nur einen Orden erhielt. Enttäuscht sagte Rathenau: „Wenn man den Adel bekommt, so läßt sich viel damit machen!“

Übrigens lag ihm auch sehr daran, an Bethmann Hollweg, die „Doppelfirma“, wie er schmunzelnd sagte, heranzukommen, dessen Nachbar er durch den Schloßkauf Freienwalde frohlockend wurde (Schloß Hohenfinow). Ich hatte Angst davor; was würde er diesem alles einflüstern? Als ich dann bei der Kriegserklärung B.s Wort von der Nibelungentreue gegen Österreich hörte, stieg mir plötzlich geistig das Bild eines Teufels dahinter auf — das Bild von Walter Rathenau. — Wie hatte er doch gesagt, indem er auf seine Tasche klopfte und über (ich glaube den 26.) Aufsichtsratsposten triumphierte: „Das sind meine Offiziere, die müssen marschieren und nach meiner Pfeife tanzen, wie ich befehle.“

Das Tageblatt hat uns weismachen wollen, daß R. Deutschland liebe. Er haßte es ebenso wie seine Frauen und sein Militär. Er wünschte diesen Krieg, weil er an Deutschlands Niederlage glaubte und an Englands Eintritt in den Weltkrieg gegen uns. Spricht nicht auch aus Bethmanns Wort von der Nibelungentreue eine geheime Angst, der Krieg könne womöglich unterbleiben? Zu mir sagte Rathenau zynisch offen: „Die Deutschen müssen ordentlich Keile kriegen, ihr Schädel wird sonst zu dick und zu breit.“ „Ich, als Jude, möchte auch gern erleben, daß die Deutschen eins über den Schädel kriegen!“ Spricht so ein Patriot?

Hierbei fielen mir die Worte des Rabbinersohnes Marx ein: „Die Deutschen müssen erst von außen Keile kriegen“, und ich dachte, sie haben entweder eine gemeinsame Quelle oder gemeinsame Ziele oder beides gemeinsam. Und ich erfuhr hier, ohnmächtig verzweifelnd, wie dieselben Juden, die den Pazifismus schufen, den Krieg betrieben mit Wollust. Und ich dachte auch an die Worte der R.schen „Impressionen“: „So fühlen sich die Juden als fremder Organismus im Leibe Deutschlands.“

Rathenau wußte immer, was in der Welt vorging. Wenn ich fragte: „Woher hast du solche Informationen?“ Dann sagte er lächelnd: „Aus Schleswig-Holstein!“ Etwas verwirrt sagte ich: „Die Kaiserin . . .!“ Ich wußte damals noch nichts von der „grauen Eminenz“.

Das Ausland wurde von ihm belobhudelt und Deutschland vor dem Ausland besudelt. So zum Beispiel in England, wo er mit Hochfinanz, Politikern, Lords (meist Juden) sehr erheiternde Stunden verbrachte. Ich merkte, daß sie gemeinsam einen Teig anrührten. Er erzählte, daß man drüben den Kaiser mit der Friedenspalme im Arm abbildete. „Wieso?“ fragte ich. „Ja“, sagte R., „mein Vater hat dem Kaiser öfter Vorschläge gemacht, Kanonen und anderes für den Krieg zu motorisieren. Aber da hat der Kaiser allemal abgewinkt.“ „Solange ich lebe, führe ich meine Soldaten nicht in den Krieg, lieber Rathenau.“ — Und W. R. hat seinen sehr lustigen englischen Seelenfreunden zugeflüstert: „Nein, nein, der Kaiser traut sich nicht, der hat Angst vor euch und macht keinen Krieg!“ Diese aber haben gelacht und erwidert: „Nun, da müssen wir ihn eben ein bißchen kitzeln!“

R.s Kunst bestand darin, vor den Augen zu dienen und gleichzeitig heimlich zu schädigen. So saß er nächtelang zusammen mit Harden und bezahlte ihm große Summen, damit er den Skandal mit Moltke-Eulenburg aufrühre. Ich war empört: „Und du selbst bist nicht anders. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen schmeißen!“ „Das verstehst du nicht, dazu bist du zu dumm.“ Er rieb sich die Hände: „Das gibt Sensation fürs Volk, und den Kaiser setzt es herab sowie seine Umgebung.“ — Ich war so entrüstet, wollte zum Tageblatt. Da höhnte R.: „Sieh mal an, so schlau ist sie doch — geh ruhig hin, mein Kind, dir glaubt keiner — was bist du? — Die Proletin I . . K . . . . . . — Aber ich bin Rathenau!“

Seine Eitelkeit war wie seine Überheblichkeit nicht zu übertreffen. Es war ihm ein Bedürfnis, mich herabzusetzen und zu knechten. „Setz dich dort auf den Fußboden, ich werde dir meine ‚Impressionen‘ vorlesen! So — du willst nicht? — Die ganze Welt wird noch vor mir knien!“ Ich mußte mich also auf das Parkett setzen. Daß sein Ehrgeiz weder mit Vaterlandsliebe noch mit Volksliebe etwas zu tun hatte, kann ich beweisen. Deutschland war ja gar nicht sein Vaterland, das Ausland stand seinem Herzen näher. Das arbeitende Volk, „das Proletenpack“, wie er es nur nannte, verachtete er. Alles, was in dieser Beziehung Gegenteiliges von den jüdischen Zeitungen zurechtphantasiert wurde, waren Bestechungsversuche an der Volksseele. Davon später noch einige Proben. Sein wahres Ziel sprach er aus: „Ich will größer werden als der Jude d'Israëli.“

Da ahnte ich, daß es ihm nur auf Befriedigung seiner Ruhmgier, und zwar zum Besten nur seiner jüdischen Volksgenossen, ankam. Er trank viel Kognak, ½ Liter hintereinander, wurde aber nie betrunken. Er blieb völlig klar, seine Redseligkeit war aber noch gesteigert. Nur die sonst so streng gehütete, oft falsche Zunge war dann etwas ungehemmter. Seine durch Tarnung geknechtete Seele durchbrach dann zuweilen gewaltsam die überlasteten Schleusen. Auch seine Selbstvergötterung trat dann unverblümt hervor. „Bin ich nicht der Weltbezwinger, ein schöner Mann" und ähnliche Äußerungen seiner an Wahnsinn grenzenden Eigenliebe. Alle trat er mit Füßen, nur vor einem zitterte er, das war sein Diener Merkel, sein lieber Hermann.

Plötzlich durfte Merkel nichts von meinen Besuchen mehr wissen. Gebrauchte Teller, Obstreste und so weiter wurden höchsteigenhändig beseitigt, meine Spuren verwischt.

Noch einen Fall möchte ich hier einflechten, den die Angestellte des Hauses miterlebte. Zum Beispiel der Fall Stein-Böhmer, obgleich er dunkel blieb. Die Mamsell, Fräulein Sauermann, paßte auf. „Während des Weltkrieges", sagte Mamsell Sauermann, „sei Rathenau viel mit Major Stein-Böhmer zusammen gewesen." Diese Bekanntschaft mußte R. sehr wichtig sein, da der bequeme R. nicht davor zurückschreckte, bis in den 4. Stock zu ihm heraufzusteigen und fast die ganze Nacht bei ihm zuzubringen, was bei seiner sonstigen Verachtung der Offiziere sicher bemerkenswert war. Umgekehrt blieb auch der Major ebenfalls bis in die tiefe Nacht. Die Mamsell Sauermann konnte danach morgens kein Geld von R. zu Einkäufen erhalten, obschon sie wußte, daß er am Abend zuvor sehr viel Geld in der Tasche hatte. Major St.-B. war ein älterer Herr, und Mamsell S. meinte, daß R. eigentlich nur für junges Blut individuelles Interesse gezeigt hätte. Über den Fall St.-B. aber schwieg der sonst so Gesprächige, der doch so gleichgültig gegen Deutschland war, daß er wichtige geheime Amtsakten achtlos offen herumliegen ließ.

Zum Schluß noch einiges über das „Proletarierpack". Wie die Zeitungen R. zum Halbgott für das Volk stempeln wollten, hatte ich mit ohnmächtiger Entrüstung festgestellt. Es stand fest, daß er weder Herz für die Arbeiter noch für das Deutsche Volk besaß. Mamsell S. erzählt, wie er die Arbeiter knechtete und kurz hielt. Zwei Arbeiter führten ihre Rache wirklich aus.

R. hatte ihnen in der Inflation einen kleinen Vorschuß für den nächsten Tag verweigert, um den sie ihn baten, weil sie Brot kaufen wollten, und das Geld abends oft schon im Wert so gesunken sei, daß sie die notwendigsten Lebensmittel für ihre Familie nicht beschaffen konnten. — Ihr Tag kam, als R. von Schloß Freienwalde aus eine große Lebensmittelsendung nach dem Stettiner Bahnhof beorderte. Dort wartete Mamsell S. in der eleganten Kutsche. Da erschienen die zwei Arbeiter aus Freienwalde, rissen Schinken, Wurst, Eier und viel Butter heraus und warfen alles auf die Straße. Unter den Augen einer erstaunten Menschenmenge trampelten sie auf Schinken und Butter und Eiern herum. R. hat es der Mamsell nie verzeihen können, daß sie ihm die groben Flüche dieser empörten Notleidenden wortgetreu wiedergab. Von da an wurde Mamsell S. schikaniert und bald entlassen. Mamsell S.s Vorschlag, die Lebensmittelkarten einer armen Zeitungsfrau zu geben, wurde abgelehnt; dagegen forderte der Selbstversorger, daß Frl. S. die Beamten mit zwei Würsten bestechen sollte, daß R. die Lebensmittelkarten nicht entzogen würden. Die Mamsell mußte sich nach diesen Hungerportionen auf Karten anstellen, obschon die Speisekammern mit allem, auch sogar mit viel Kaffee, übermäßig gefüllt waren. So sah es mit dem Patriotismus und dem Herz fürs Volk in Wahrheit aus. In der Zeitung aber stand (ich glaube im Tageblatt): „Wenn R. durch die Linden fährt, so falle ihm das abgezehrte Aussehen seiner lieben Berliner schwer auf die Seele . . .!"

In der Inflationzeit war ich nicht mehr im Verkehr mit R., und die Zeit meiner tiefsten Erniedrigung war vorüber. Ich war daher hier auf die Nachrichten angewiesen, die mir Frl. S. zum Teil schriftlich gab. — Schwer habe ich gelitten, ich mußte mit gebundenen Händen zusehen, wie Deutschlands Untergang systematisch vorbereitet wurde und wie das Volk vor einem falschen Götzen — vor seinem Vernichter und Entarter — kniete. Bittere Reue ergriff mich, daß ich mir doch anfangs von dieser Persönlichkeit hatte imponieren und mich knechten lassen. Die Helfer, an die ich mich wandte (Heyse, v. Ihlberg und Junker), versagten. Auf den Redaktionen hätten sie mich verlacht, ich griff ins Leere. Der seelische Verzweiflungsdruck wurde so unerträglich, daß er mich schließlich schwer herzkrank machte.



# „Weihnachten im Lichte der Rasseerkenntnis"

Von M. E. Ludendorff

Ludendorffs Verlag, München 19.

„Ihr Mythos, der den Sinn der Feier nach Weise eines Märchens dichterisch einkleidete und so dem Volke lieb und lebendig machte, wußte nun von diesen zwölf heiligen Nächten gar manches zu sagen. Die weltumspannende Gottesmutter feierte in diesen Nächten in ihrem Wirken. Damit dem Volke die göttliche Idee nicht menschlich verkleinert würde, gaben sie im Bilde dieser Gottesmutter den Kreis der Fixsternbilder am Himmel als „Halsbandschmuck", und die Weltenachse war ihr Spinnrocken, an dem sie die Geschichte des Weltalls spinnt. In den zwölf „wihen nahten" aber, da ruhte die Gottesmutter aus vom Weben, hielt inne. Sie feierte und sann nach. Da war es Zeit für die Menschenkinder, auch über ihr Geschick nachzusinnen und gute Wünsche für sich und die Seinen in die feierliche Weltenruhe hinein zu entsenden. Keine Menschenfrau entweihte diese zwölf Nächte der Weltenruhe durch Spinnen, noch vor Beginn des Festes war jeder Spinnrocken leergesponnen und blieb es während der ganzen Feier. So wuchsen die Frauen der Gottesmutter zur Vertrauten, weil sie teilnahmen an ihrer Ruhe und ihrem Sinnen, wie sie teilnahmen an dem Fleiß des übrigen Jahres, und die Männer stählten im Feiern die Kraft zu neuen Mannestaten.

Doch der liebste Ausdruck der guten Wünsche waren ihnen die Weihenachtgaben. In ältesten Zeiten wurden sie schon bei dem Totenfest, später Julfest genannt, gleichsam als ob die Toten selbst sie brächten, zur Halle hineingeworfen, und das Klappern der Roßhufe, das das Weiterjagen des Totenheeres kündete, wurde dabei vernommen. Der Name und die Sitte des Julklapp hängt damit zusammen. Als dann später die Totenfeier stiller wurde, da dichtete der Mythos die Sage, Wotan selbst reite vorüber und lege die Gaben auf die Schwelle. In der Gestalt des heiligen Nikolaus hat man den Kindern die alte Sitte erhalten. In dem Mythos von der göttlichen Mutter, die im Wirken der Menschengeschicke innehält, um auf die Menschenwünsche hinzulauschen, und dem mit Gaben der Liebe die Menschen aufsuchenden Gottvater, drückten unsere Ahnen das innere Erleben des Dankes und der Freude über das Schwinden der langen Winternächte und die Wiederkehr der hellichten Tage und über das Aufhören der Wintersnot aus.

Nicht nur lichtfern und kalt waren die langen Wintermonde, es hieß auch andere Entbehrungen zu überstehen, denn selten nur konnte der Jagdwille des Wetters Unbill besiegen. Da war denn schon Wochen zuvor ein Jubel der Vorfreude, daß 12 Tage und Nächte hindurch alles Winterdarben unterbrochen, und der Festeber mit anderen Kostbarkeiten die magere Kost ablöste und wieder auf Wochen zu Entbehrungen widerstandsfroh machte. . . . . Der Haß Andersgläubiger hat aus diesen Feiern unserer Voreltern das Zerrbild hemmungsloser Gelage gemacht."

Sie sich denn noch niemals die Frage vor, was die Nichttrinker mit ihrem Gelde machen? So wie Sie die Sache darstellen, müßte doch das Volkseinkommen, das heute für Alkohol ausgegeben wird, verlorengehen mit der Einstellung des Alkoholgenusses. Nehmen Sie doch einmal zwei mittlere Beamte an, von denen jeder im Monat 300 Mark verdient Der eine gibt — ‚zur Hebung der Volkswirtschaft' — monatlich 25 Mark für alkoholische Getränke aus. Das sind im Jahre 300 Mark (ich kenne manchen, der erheblich mehr ausgibt!). Der andere ist Nichttrinker. Nach Ihrer seltsamen Logik müßte dieser allwöchentlich nun 6 Mark in den Ofen stecken und dazu seufzen: Schade, daß ich nicht mehr trinken mag, als ich natürlicherweise Durst habe. Nun bleibt mir nichts anderes übrig, als das schöne Geld (jährlich 300 Mark!), auf das bereits die Wirte, Ärzte und Irrenhausangestellten warten, zu vernichten Sie sehen wohl selbst, auf welch komischen Voraussetzungen Ihre volkswirtschaftlichen ‚Erkenntnisse', beruhen. Der Nichttrinker vernichtet keineswegs sein ‚Ausgehgeld'. Er kauft sich vielmehr ein schöneres Möbelstück, einen besseren Radioapparat, Kleidungstücke, Bücher usw. Das heißt:

Der volkswirtschaftliche Verbrauch wird vom Alkohol verlegt auf andere, wertvollere Gebiete.

Mit dem Verbrauch wird auch die Erzeugung verlegt: Der Verkehrspolizist — der die ‚angeheiterten' Kraftfahrer feststellen muß — wird Turnlehrer, der Irrenwärter wird Bauarbeiter, der Arzt wird Erzieher. Für jeden, der seine Arbeit verliert, wenn die Menschen nur noch ihren Durst stillen, findet sich eine neue Arbeit, weil an anderer Stelle der Warenabsatz um genau den Betrag steigen muß, um den er auf alkoholischem Gebiete zurückgeht.

‚Sie sehen also, daß es mit Ihrer volkswirtschaftlichen Verteidigung der — Alkoholinteressenten nichts ist. 4 Milliarden lassen sich eben besser und zweckmäßiger — volkswirtschaftlich zweckmäßiger — verwenden."

# Was eine Briefmarke erzählen kann

Die auf Seite 4 abgebildete, neue spanische Briefmarke trägt das Bildnis Ferdinand des Katholischen von Aragonien, der sich mit der Königin Isabella von Kastilien verheiratete, nachdem die Mauren aus Spanien vertrieben waren. Zwar gelang ihm und Isabella die Einigung Spaniens, aber es verbindet sich mit ihm gleichzeitig das Andenken jener furchtbaren Inquisition, die Spanien Jahrhunderte hindurch bedrückte und verheerte. Die Inquisition richtete sich zunächst allein gegen die Juden und die Mauren, aber dabei blieb man nicht stehen. Bald begann sich die Verfolgung auch auf alle die Spanier auszudehnen, welche sich nicht völlig den vorgeschriebenen Glaubenssätzen der Kirche fügten, bis sie schließlich neben den getarnten kirchlichen noch auch offenen politischen Zwecken diente. Die Inquisition ist mit ihrem infamen Denunziationsystem, ihrem furchtbaren Gerichtsverfahren und ihren schauerlichen Foltern und Hinrichtungen sprichwörtlich geworden. Johannes Scherr hat einmal eine Studie über den Inquisitor Torquemada geschrieben, die wir nachstehend auszugsweise wiedergeben. Scherr schreibt:

„Die ‚Religion süßer Liebe' hat aus den Sammetpfoten süßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgestreckt, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuchsen ihr aber wunderbar schnell Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die ‚Braut Jesu', heute schon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidenthum als ein kläglicher Pfuscher und Stümper, als ein wahrer Bönhase im Verfolgunggeschäft erschien. Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinseligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite gewesen, verzehren, fressen mögen, vor lauter ‚Liebe' natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter! Wenn sie ihre Kinder dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Knochengerüst?

Das heilige Amt (‚sanctum officium') oder die heilige Inquisition (‚sancta inquisitio') könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten ‚wunderlichen' gehören. Dem ‚erweckten' Sinne dagegen ist es klar, daß die Inquisition eine regelrechte, sozusagen ordonanzmäßige Heilige, vom ‚Statthalter Christi' mit besagter ‚Braut Christi' in aller Ordnung gezeugt. in Rom geboren. von ihrem Vater, Papst Innocenz dem Dritten, zuerst in ein südfranzösisches

Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schliff erhielt, sodann aber auf spanischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gedeihen verdankte sie vor allem der preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verköstigung, welche ihr der hochwürdigste Großinquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie bekanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche lechzt nicht nach Blut (‚ecclesia non sitit sanguinem')? — Freilich! — Allein was steht nicht alles geschrieben! Alles mögliche und unmögliche: z. B. ‚Liebet eure Feinde!' und anderer liebseliger Wind, aus dem ungeheuren Blasebalg menschlicher Selbsttäuschung hervorgepreßt. Doch muß gesagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim Beten blutige Hände zu haben, beim Beten zum ‚Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit'. Die Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Wasserströme; sie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und ‚einzuäschern'. Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen, und der hieß Staat. Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältnis zwischen Kirche und Staat, diese ‚göttliche Ordnung' vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der ‚Umkehr' (1849) hat die besagte ‚göttliche Ordnung' mehr und mehr sich wiederhergestellt . . ."




„Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen, die Geschichte beweist es, solche Aderlasser großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und mutwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiöseren Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der frommen Wut völlig besessen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixiert, wie sie in diesem Fanatiker sich fixierte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldecke brannte die Fackel des Eifers ‚für das Reich Gottes', in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen dazutun, daß Leben leiden und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammertal sei.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur die Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich — ehrlich wie die abgeschossene Kanonenkugel. Nichts rührt, nichts erschreckt den bis zur ekstatischen Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nichts links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung die Augen starr auf sein Ziel, das ‚Himmelreich' gerichtet, schreitet er dahin,

alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutlachen und Tränenströme, welche er hinter sich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumenduftgewürzter Maitau. Was er tut, er tut es ‚zur Ehre Gottes‘. Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der ‚Herr‘ will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschatzes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurteilt, kerkert ein, verbannt, konfiscirt, verbrennt mit jener eisernen Konsequenz und unstörbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.[1])

Der religiöse Wahnwitz ist aber nicht nur erbarmungslos, sondern auch — ebenfalls ‚zur Ehre Gottes‘ — sehr schlau. Er ist eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu rasen scheint, spekuliert er sehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wut, seine Grausamkeit arbeitet systematisch: Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blicke, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das ‚Reich Gottes‘, welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermutet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge aufgestempelt haben müsse. Dickbäuchig, rundbäckig und rotnasig können wir uns diesen heiligen Wüterich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die ‚Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemöncheln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen‘. Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem Unkraut der Ketzerei reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, sich mit den ‚Eitelkeiten dieser Welt‘ zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn spitzt sich zu wie eine Fuchsschnauze und verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnase bringt es den Eindruck der List hervor. Die Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weit herabfallende Lider, unter welchen hervor ein Blick schießt, der Scheiterhaufen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und festgeschlossen; er drückt unbeugsame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: ‚Lasciate ogni speranza.‘ (D. h. ‚laßt alle Hoffnung fahren.‘)

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerklosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtete so über die Maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus der Vierte im Einverständnis mit den ‚katholischen Majestäten‘ (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktober von 1483 auf den Thronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitors von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Thronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, ‚über die sämmtlichen anderweitigen Tribunale ebenso erhaben war wie der Thronstuhl Gottes über die Throne der Könige‘, unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt . . .“

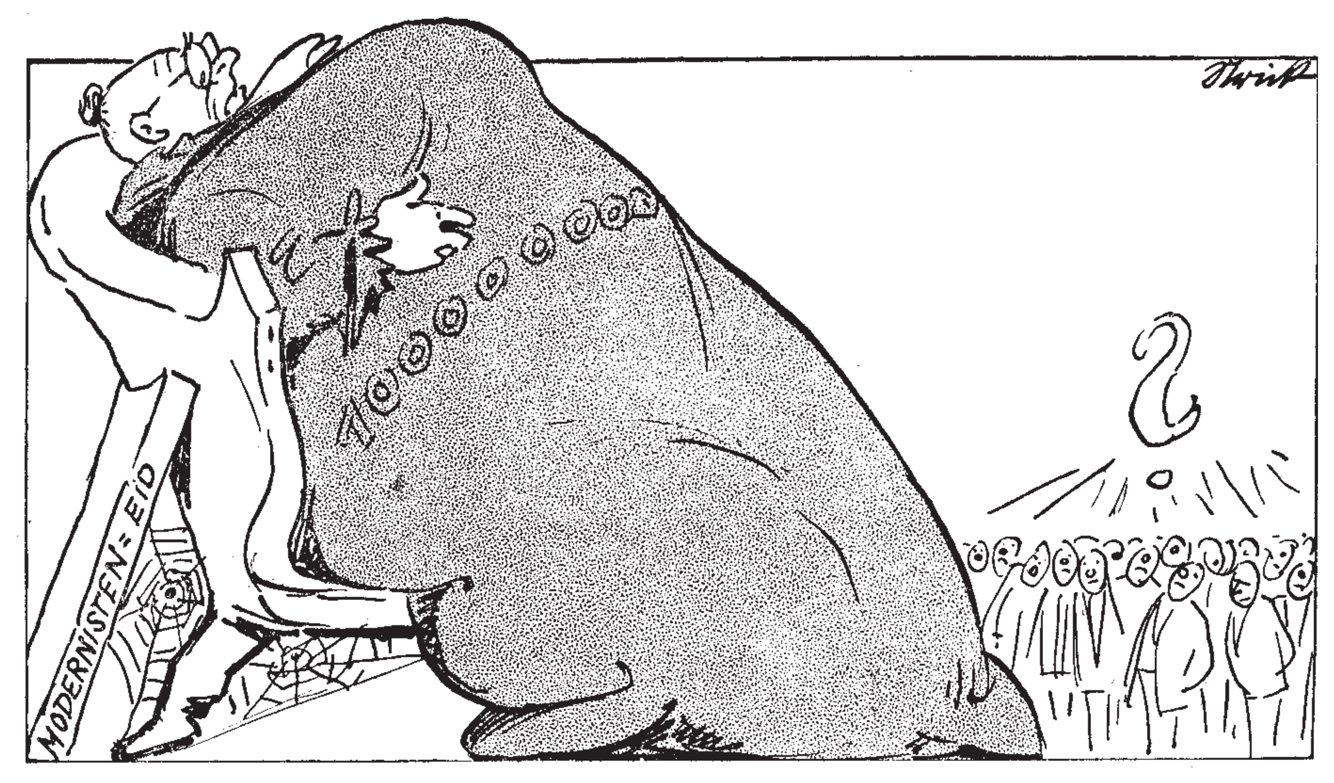
„Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Kastilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergestellt, so auch der Untergang Moriskos besiegelt. Die ‚katholischen Majestäten‘ führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen ‚Krieg um Granada, welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphierend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el

[1]) Daher haben die Menschen bei ihren Mordtaten auch stets ein gutes Gewissen. Daß dieses Gewissen aber keineswegs Gottes Stimme ist, hat Frau Dr. Ludendorff in der Abhandlung „Drei Irrtümer und ihre Folgen“ in dem Büchlein „Wahn und seine Wirkung“ nachgewiesen.

Chico, der letzte spanische Mohrenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abschiedsseufzer zu — (el ultimo sospiro del Moro' heißt noch jetzt die Stelle).

Die spezifisch ‚spanische' Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen ‚alten' Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in Südfrankreich die Albigenser vor Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulicher Tätigkeit gelangt war. Sie hatte in der Tat so gründlich gearbeitet, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden, und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe allseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen mußte, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können ..."

„Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unsinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergreift und ergreifen wird, mit Lügenwind gehörig aufgeblasen war, stieß zunächst der Dominikanerprior Alonso de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bockshorn des heiligen Zeters und schlug Monsignore Franco, päpstlicher Nuntius am spanischen Hofe, nachdrucksam die heilige Pauke der Religiongefahr. Das ‚Reich Gottes' müßte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die einzige zuverlässige Retterin wäre die heilige Inquisition. König Ferdinand, dessen Staatskunst durch das unbequeme Ding, welches man Gewissen nennt, niemals behelligt wurde, spitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lockend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Prozeduren des Glaubensgerichts in seine ewig leere Kasse leiten mußten, und er stand daher keinen Augenblick an, seine königliche Zustimmung zu geben, daß das heilige Offizi seine Tätigkeit beginne. Was die bessere Hälfte der ‚katholischen Majestäten', die Königin Isabella, anging, so regten sich in ihr Gefühle der Menschlichkeit gegen die Einführung der Inquisition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendste ihres Jahrhunderts; aber sie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin ihrer Zeit; das will nach heutiger Anschauung sagen: eine vollendete Pfaffensklavin, welche leicht zu überreden war, das, was ihr skrupelloser Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeschäft ansah, ihrerseits aufrichtig für ein hochverdienstliches frommes Werk anzusehen, welches zugelassen werden müßte ‚zur größeren Ehre Gottes'. König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der ‚welschen Praktik', Königin Isabella war eine tadellos fromme Christin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Kruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater gewesen und hatte die Saiten der Seele Isabellas auf die Tonart seines Glaubenseifers ge-




**Der Kirche gütiges Angesicht, man säh es so gern, man findet es nicht!**

stimmt. Der tüchtigste Geschichteforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen ‚Annalen' (VI, 323), Torquemada habe damals von der jungen Infantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Thron von Kastilien gelangte — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — ‚zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wollte und würde'.

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüte und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen. Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offizi in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wohl wußte, daß dabei auch für ihn ein ganz hübscher Geldgewinn mitabfallen müßte, beeilte sich, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansinnen des spanischen Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, maßen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Überzeugung zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergessen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Christentums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen.[2]) Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabellas wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der obengenannte Prior Ojeda vorsaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und standhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen. So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten. Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklagesetzung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt, Moral und Politik hätten nichts miteinander zu tun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich zu sagen für völlig überflüssig erachten konnte und mußte. Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugtuung, einen ersten ‚Glaubensakt' (auto da fé) aufführen lassen zu können, sechs ‚überführte' Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedierte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 ‚zur Ehre Gottes' abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig sich vergrößernde Tätigkeit des Tribunals. Es mußte daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift ‚Sanctum inquisitionis officium' erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im übrigen beschränkte sich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Überall im Lande waren Filialtribunale tätig, so tätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig verbrannt, 17 000 dagegen ‚versöhnt' worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, zu bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurteilt . . ."

„Nachdem, wie oben gemeldet, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmählich nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wußte alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die spanischen Städte und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisierte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 (der jüdisch-freimaurerischen Revolution) haben ihm lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch

[2]) Dies ist allerdings ein Irrtum Scherrs. Vgl. z. B. Lukas 12, 49/52; 19, 27; Matth. 10, 34/36.

sie die 28 Artikel der ‚Instruktionen' des heiligen Amtes dekretieren. Und er tat noch mehr: er wußte seine Landsleute so ganz mit torquemadaschem Christentum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als ‚Familiar' demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten Verdienst an und betrachteten die stolzesten Granden als eine hohe Ehre. Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen atmeten, den ‚Glaubenshandlungen' anwohnend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles inbetreff des religiösen und staatlichen wie des privatlichen, intellektuellen und sozialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst . . ."

„Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September von 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, ‚sanft und selig im Herrn entschlafen'. Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe gestampft, daß der rote Saft stromweise niederfloß.

Torquemada war ein Prinzipmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er raste und kalkulierte mitten im ärgsten Rasen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Tun, er war der inkarnirte Inquisitiongedanke. Und wie wußte er mit dem dämonischen Glutodem seines Eifers die sämtlichen von ihm organisierten und geleiteten 13 Inquisitiontribunale Spaniens zu durchdringen. So, fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müßte sich verdreizehnfacht haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, mußte er einige Genugtuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Llorentes Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10 220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurteilt 97 321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebnis frommer Tätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verkerkerung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten, fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, daß sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die sittliche Kraft und die politische Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Tatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Tatsache der heiligen Geschichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das ‚Reich Gottes' gerettet worden ist durch das heilige Offiz."



**Ach Gott, wie hoch bin ich gestiegen!**
**Wie seh' ich nun die sünd'ge Welt so recht verächtlich mir zu Füßen liegen.**

# Der „Ketzerkönig"

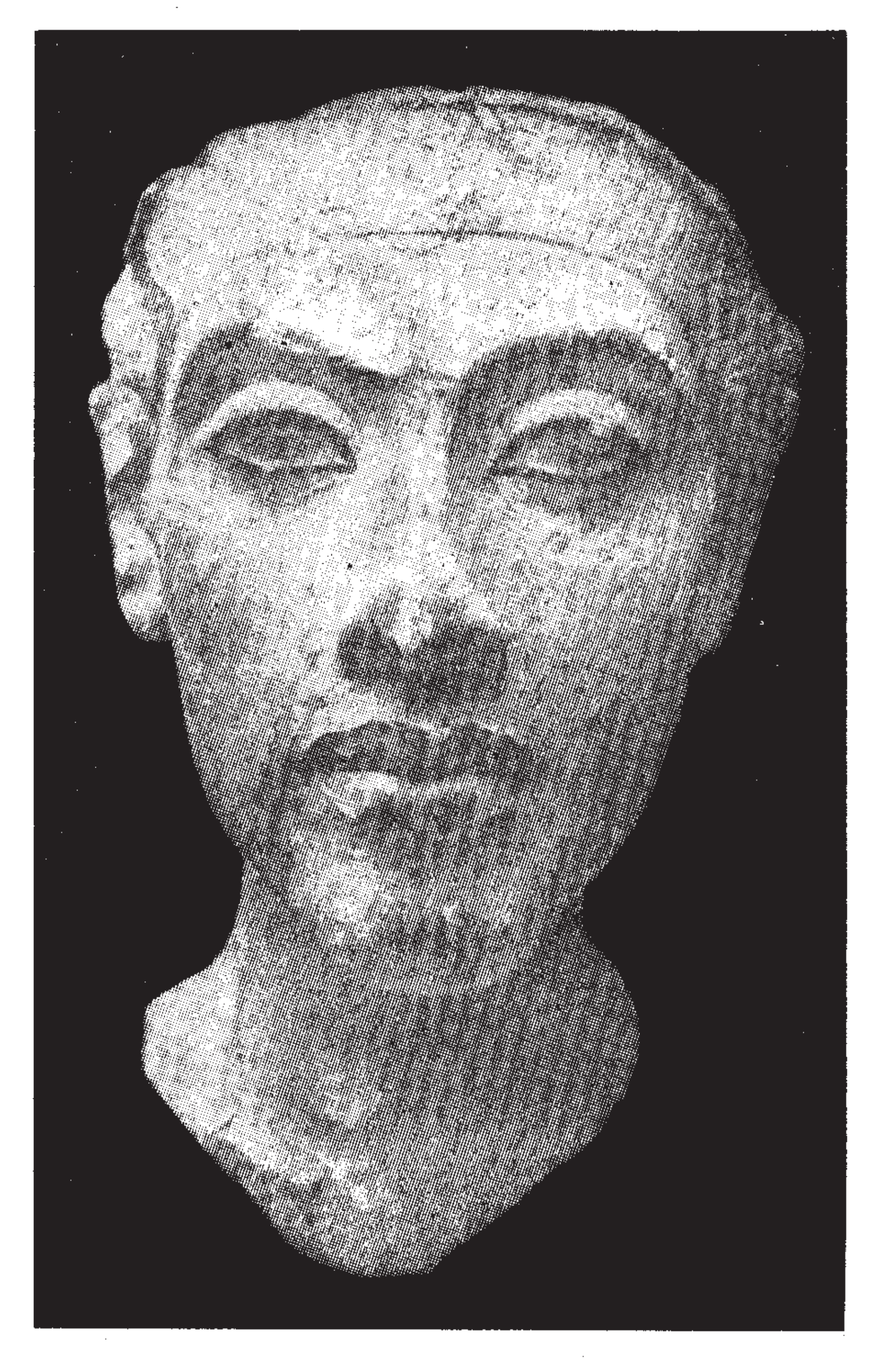
Von Dr. Mathilde Ludendorff.

„Thron und Altar", so hieß seit dem Beginn der Priesterherrschaft das Lockwort für die Könige, dem sie wieder und wieder verfielen. „Wir machen euch das Volk gehorsam, wir machen es euch willig", so verhießen es die Priester. Und wahrlich, ihre Verängstigung der Völker vor den Strafen ihrer Götter vor und nach dem Tode machten die Menschen gefügig, gefügig dem Priesterbefehle. Aber, und das war die Priesterlist bei diesem Bündnis, sie machten auch die Herrscher gefügig mit den gleichen Mitteln. Mit aller Macht im Staat bekleidet, ist es schwerer sich frei von Fehl zu halten, Fehl und Schuld aber machte die Könige zu willfährigen Opfern der Priesterbefehle. So vergaßen sie, daß es ihre „weltliche Macht", der „weltliche Arm" letzten Endes war, der den Priestern die Macht sicherte.

Doch immer wieder sehen wir auch Herrscher auf den Thronen in den Völkern, die es erkannten, daß sie nur Scheinherrscher geworden waren, weil die Priester ja das politische Geschehen lenkten, die sich aufbäumten, das Joch abschüttelten im heißen Ringen. Da Priesterkasten auch die Geschichte schrieben, ganz nach ihrem Belieben*), so fälschten sie die Siege dieser Könige in Niederlagen um. Aus dem Canossa-Sieg ward der bußfertige Canossa-Gang**). In ewiger Eintönigkeit wiederholt sich solches Geschehen.

Weit seltener gab es Könige, die selbst ihre Seele frei hielten oder frei machten von dem Priesterwahn. Julian Apostata und Friedrich der Große sind uns wohl vertraute Gestalten als „Ketzerkönige". Weit weniger aber ragt in das Jetzt das Wissen um einen Ketzerkönig, der fast anderthalb Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung das Ägyptervolk zu retten trachtete, aus jener seelischen Erstarrung, die noch bei allen Völkern der Geschichte zum Tode der Kultur und zum Untergang hoher Kulturvölker geführt hat, der Erstarrung in den Wahnlehren der Priester und ihrer Kultforderungen, die Gotterleben und somit auch Kultur allmählich ersticken.

Der „Ketzerkönig" Amenophis der Vierte, der von 1375 bis 1358 vor unserer Zeitrechnung lebte, fand sein Volk unter dem Joch der Priesterherrschaft im Götzendienst erstarrt, in allem freien Kunstschaffen erstorben, am Ersticken in den Formen und Befehlen des Kultes. Er fand die Priesterkasten allmächtig, sich an den Opfern bereichernd und selbst die Könige unter ihre eiserne Herrschaft zwingend. Da ward er,



*) Kammeier:
**) Canossaschrift.

der junge König, zum Freiheitkämpfer für sein Volk, er gab ihm statt der Vielgötterei Verehrung der Sonne „Aton" als des Stifters des Lichts, der Wärme und der Quelle allen Lebens. Welch ein Geschehen war diese Tat eines jungen Pharao, der als einziger in einer langen Reihe streng kultgläubiger Könige seinem Volk die Freiheit von all den Priestergeboten und die Verehrung der göttlichen Lebenskraft schlechthin schenkte! Er legte den Namen Amon nach dem Götzen mit dem Widderkopfe ab und nannte sich Echnaton, d. h. Aton ergeben, und fügte diesem Namen stets die Worte hinzu: „Er, der in Wahrheit lebt."

Ganz wie bei Julian Apostata und Friedrich dem Großen führte seine innerseelische Befreiung von dem gekünstelten Kultleben, sein stark erwachtes freies Gotterleben ihn auch zum tiefen Erfassen des Wesens der Kultur, zu inniger Beziehung zur gottwachen Kunst. Breastad gibt in seiner „History of Egypt" Kunde davon, wie er in dem gänzlich erstarrten Lande eine wahre lebendige Kunst aufblühen ließ, und wie bis zur Stunde die Werkstätten der Bildhauer, so die Werkstatt des Hofbildhauers Thotmes Zeugnis durch die mit einem Male erstandenen lebenswahren Bildwerke (so auch die von Echnaton selbst) die segensreich erweckende Wirkung dieses jungen Königs beweisen. Er sagte, daß das Natürliche als das wirklich Wahre dem Göttlichen am nächsten führe und suchte dies für alle Lebensgebiete seinem Volke zu erringen. Er zerbrach die gottfernen Dogmen und spornte die Bildhauer und Maler immer wieder an, rücksichtslos allen Vorschriften gegenüber, nur das zu geben, was sie für wahr erkannten.

Welch ein Schrecken für die menschenaussaugenden tyrannischen Priester Ägyptens! — Sie brauchten nicht lange zu sorgen. Der König starb als 33jähriger! Sein schwächerer Nachfolger kehrte zurück zur Verehrung von Amon. Das war für's erste alles. Doch die Priester sorgten, daß nach einigen weiteren Geschlechterfolgen Echnaton, der Retter aus der Erstarrung, von allem Volke als Verbrecher betrachtet, als „Ketzerkönig" verachtet wurde. Sein Name und seine Bilder wurden aus den Denkmälern entfernt, seine Paläste und Tempel zertrümmert. — Das Schicksal seines Volkes, die Erstarrung unter Priesterherrschaft, der Untergang einer hohen Kultur, waren besiegelt! —

Nicht Könige können, selbst wenn sie selbst frei sind, die Völker retten, das Volk selbst muß frei werden von Okkultwahn und hingeführt werden zum echten Gotterleben und klaren Erkennen der Wahrheit! Dann allein bleibt es nicht bei einer flüchtigen Rettung einer einzigen Geschlechterfolge.

„Es ist der einzige Weg, einen anderen gibt es nicht", sagte der Feldherr in seinem Vermächtnis.

# Dichter im Vlamengau

**Von Otto Düpow.**

**Hin und wieder lenkt die** Tagespresse durch Mitteilungen über innerbelgische Auseinandersetzungen den Blick auf die Stellung der Vlamen im belgischen Staate und auf das vlämische Ringen um die völkische Selbständigkeit. Besser als sachlich-politische Erörterungen es vermögen, ist in einer Darstellung des Schaffens vlämischer Dichter die Möglichkeit gegeben, das Jahrhunderte währende Ringen des westlichen Niederdeutschtums zu beleuchten. Die Betrachtung seines geschichtlichen Werdegangs zeigt Vlandern im Lichte eines von überwältigender Größe überstrahlten heldischen Geschehens. In seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande" hat Schiller den heldenhaften Freiheitkampf der Niederländer gegen das weltbeherrschende katholische Spanien eingehend beschrieben. Nach Trennung der katholischen Süd-Niederlande vom Norden und der Vereinigung der germanischen Vlamen mit den romanischen Wallonen zum Staate Belgien (1830) wurde die vlämische Bewegung notwendig, um den Bestand des vlämischen Volkstums und seinen ausreichenden Schutz vor französisch-romanischer Überfremdung zu gewährleisten. Denn die Führung in dem neuen Staate hatte das Franzosentum inne. Wie im Osten Niederdeutschlands wurde auch in Vlandern echte, starke Dichtung Bewegung. Der Dichter Guido Gezelle verlieh tiefempfundener Liebe Ausdruck.

„Het vlaamsche heer staat immer pal,
daar't winnen of daar't sterven zal.
Alhier, aldaar aan lange lansen
de Leeuwen dansen!"

Unermüdliche Rufer erwuchsen dem vlämischen Volke.

Hendrik Conscience schrieb den großen

# Deutsche Gotterkenntnis



„Die größte Gefahr, die dem Menschengeiste überall droht, ist das stumpfe Hinnehmen der unerhörten Wunder der Erscheinungswelt als gegebene Selbstverständlichkeit. Will sich die Menschenseele nicht des herrlichen Reichtumes, den das Leben ihr bietet, berauben, so muß sie es lernen, diese Stumpfheit den göttlichen Gesetzen des Seins gegenüber zu fürchten. So allein wird sie allmählich fähig, Gott überhaupt wahrzunehmen. Eines der geheimnisreichsten Wunder der Weltenschöpfung ist der harmonische Einklang zweier anscheinend widersprechender Willensoffenbarungen Gottes. Diese Rasseart **und die** persönliche Eigenart, die im Erb-





gute übertragen werden, wollen in ehernen Gesetzen das Bestehen der Unterschiedlichkeit der Rassen und Einzelseelen sichern. Die unzähligen verschiedenen Zusammenstellungen solcher eigenartigen Veranlagungen sollen es wiederum ermöglichen, trotz des feststehenden Erbgutes jeden Menschen, solange die Erde steht, zu einem einmaligen und einzigartigen Wesen zu machen, denn nur so kann er ein Atemzug Gottes werden (s. Schöpfungsgeschichte), aber trotzdem muß auch all diese eingeborene Eigenart sich zu jedweder Wandlung und Selbstschöpfung umgestalten lassen: der Mensch ist die wunderbare Verkörperung dieser beiden Willen, ein durch Erbgut bestimmtes Gepräge, das dennoch je nach dem Willensentscheid des Ich sich im Leben in unterschiedlicher Selbstschöpfung umprägen kann."

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" fürs Volk?

## „Des Kindes Seele und der Eltern Amt"

„Unverantwortliche Märlein erzählt man dem Kinde, wenn es das heilige Geheimnis des Werdens erlebt!

Seht, dort steht staunend und freudig ein Kind am Urdborne, dem Geheimnis des Werdens gegenüber. Ein Schwesterchen oder Brüderchen ist ihm geboren. Warum begnügt sich sein Vater oder seine Mutter nicht damit, daß das Kind nicht fragt, woher es denn gekommen? Oder



warum vertröstet man das Kind nicht, wenn es selbst fragt, daß man es ihm später erzählen wird, wenn es größer ist, falls man es noch für zu jung hält, um ihm die Wahrheit zu sagen? Und warum endlich erzählt man ihm nicht vom Werden der Pflanzen und Tiere, um es so zu dem Geheimnis hinzuleiten, das über seinem eigenen Werden und dem des Neugeborenen steht? Warum in aller Welt gönnt man dem Kinde nicht das Schweigen am Urdborn oder das Wissen, daß es selbst und daß auch das Neugeborene unter dem Herzen der Mutter, gehütet vor aller Fährnis des Lebens, heranwuchs, bis es eines Tages stark und kräftig genug war, um diesen Mutterschutz entbehren zu können und zur Welt zu kommen? Ach nein, das tut man nicht, man entweiht die Stunde, in der man das Kind dem Geheimnis des Werdens zuführen könnte, die Stunde, in der man es tief im Gemüt verweben könnte mit vergangenen und kommenden Geschlechtern, und schwatzt ihm Lügen vor, an die man gar nicht glaubt. Man gibt ihm das Zerrbild, ganz jämmerliche Restbestände des alten Mythos vom Urdborne, auf dem die stillen Schwäne kreisen. Aus diesem Urdborne, in dem die Geheimnisse des Werdens und Vergehens verborgen sind, hat man einen „Kinderbrunnen" gemacht, und aus den stummen Schwänen, die Vergangenheit und Zukunft, Werden und Vergehen sind, hat man den Storch gemacht. Nun schwatzt man dem Kinde den Unsinn vor, dieser Storch hätte das Brüderchen mit seinem Schnabel aus dem Brunnen geholt und durch den Schornstein in das Haus gebracht, und er hätte auch noch ganz überflüssigerweise die Mutter ins Bein gebissen, weshalb sie denn krank zu Bette liege. Dann überläßt man es ruhig dem Kinde, sich mit all dem Widersinn dieses jämmerlichen Zerrbildes eines Mythos abzufinden und da und dort seine Vernunft zu lähmen, um das Märchen glauben zu können. Und was hat man versäumt?

Welch tiefinnerlichen und selbstverständlichen Zusammenhang mit den Geschwistern hat man hier künstlich durch Lügengeschichten verhindert! Welch tiefinnerlichen Zusammenhang mit den Eltern, mit der Sippe und so mit allen vergangenen Geschlechtern hätte man in dem Kinde wecken können! Und welch ernste Ehrfurcht vor der Mutterschaft hätte in ihm Wurzel fassen können! Darüber hinaus hat man eine dicke Wand der Lüge zwischen das Kind und das heilige Geheimnis des Werdens aller Lebewesen auf Erden geschoben, hat es vom Wege zur Erkenntnis abgetrennt. Statt dem Zusammengehörigkeitsgefühl mit Sippe und Volk tiefe Gemütsverwebung zu schenken, die wir nur hier am Urdborn geben können, weil wir uns ja als Wegweiser zum Wissen nur an die Vernunft wenden, ist hier in verbrecherischer Weise das Band zur Sippe zerrissen worden. Statt dessen sieht das Kind die Familie als eine ganz willkürliche, von der Laune des Storches zusammengewürfelte Gesellschaft an. Hat der Storch es selbst und auch das Brüderchen aus jenem Kinderbrunnen herausgelesen und nach Gutdünken in irgendein Haus gebracht, so sind also seine Eltern von dieser Stunde ab für es selbst nichts anderes mehr als eine Art ihm ganz zufällig von einem Storch ausgewählte Gastwirte. Was Wunder, wenn



ein solches Kind von nun an gar seine Eltern und diejenigen anderer Kinder und deren Lebensweise prüfend betrachtet und Erwägungen bei sich anstellt, ob nicht dieser oder jener andere Vater ein viel angenehmerer Gastwirt gewesen wäre, und ob es nicht dem Storche wegen der Auswahl des Schornsteines einige leise Vorwürfe machen muß."

---

## „Ob du's glaubst oder nicht"

Die „Bayerische Radiozeitung" bringt in ihrer Folge vom 15. 1. 1939 unter der Überschrift „Ob du's glaubst oder nicht . . ." (wahr ist es doch) folgenden Bericht:

„Durch einen Versuch ist festgestellt worden, daß Grashüpferweibchen nicht durch den Anblick, sondern vielmehr durch den zirpenden Gesang ‚Liebe fühlen'. Man setzte nämlich eine Anzahl Grashüpferweibchen zwischen einen Lautsprecher, aus dem ein unsichtbares Männchen zirpte und geigte, und eine Glasglocke, unter der unhörbar Männchen zu sehen waren. Und was geschah? Die Weibchen drängten sich alle zum Lautsprecher, aus dem die Stimme des Grashüpfers am Mikrophon hervorkam."

So mancher Leser wird sich dabei gewundert, den Kopf geschüttelt und es bald wieder vergessen haben. Wenn es sich hier auch nur um unscheinbare Naturvorgänge handelt, so werden wir doch an die bedeutungvolle Entdeckung der potentiellen Unsterblichkeit des Einzellers erinnert, die der Forscher Prof. Weißmann seinen Studenten der Universität Freiburg übermittelte und die auf eine einzelne Hörerin unter ihnen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Forschen und Schicksal ließen jene Hörerin später Erkenntnisse gewinnen, die wir heute in dem Werk „Triumph des Unsterblichkeitwillens" in Händen halten. In dem Abschnitt dieses Werkes, „Unsterblichkeitwillen und Genialität", finden wir auch die Erklärung und Verwertung dieses Rätsels der Tierwelt, wie es uns der Versuch mit den Grashüpfern veranschaulicht:

„Aber nicht nur in der unbewußten Schöngestaltung aller Erscheinung offenbart sich dieser Wunsch zum Schönen in den Lebewesen, sondern wir können erste Ansätze seines Bewußtwerdens in der Tierwelt nachweisen. Es sei hier nur an die durch Darwins Theorie der Sexualzüchtung so bekannt gewordene Erzählung des italienischen Reisenden Beccari erinnert. Unter den durch ihre wunderbare Farbenpracht ausgezeichneten Paradiesvögeln (die Männchen dieser Tiere tragen buntes Gefieder, die Weibchen können sich soviel Schönheit, weil sie unersetzlicher für die Gattung sind, nicht leisten) gibt es eine unscheinbare schwarzbraungefärbte Vogelart, Amblyornis inornata. Das Männchen dieser Art baut zur Paarungzeit ein Liebesgärtchen, einen großen, mit weißem Sand bestreuten Platz, den es eifrig mit glänzenden

# König Friedrich I. von Preußen und die Jesuiten

Eigenartig war zweifellos der Weg, auf welchem der letzte Kurfürst von Brandenburg die Würde des ersten Königs von Preußen erlangte. Vehse redivivus erzählt darüber in seiner illustr. Geschichte des Preuß. Hofes, Stuttgart, Franckescher Verlag, Band I, S. 92 u. flg. (in freier Wiedergabe) wie folgt:

Der Ehrgeiz ließ Friedrich III., Kurfürsten von Brandenburg, mit allen Mitteln, geraden und krummen, nach der Königswürde streben.

1691 war Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande, König von England geworden. 1697 wurde der südliche Nachbar, August der Starke, König von Polen.

Seit Jahren trug sich daher der Kurfürst von Brandenburg mit dem Wunsche, die Verleihung des Königstitels auf sein souveränes Herzogtum Preußen, zu welchem die Mark Brandenburg nicht gehörte, zu gründen.

Vergeblich hatte sich indessen in den Jahren 1699 und 1700 der zu diesem Zwecke an den kaiserlichen Hof nach Wien entsandte General Graf Christoph von Dona bemüht, die Einwilligung des Kaisers Leopold zu erhalten. Pöllnitz berichtet, wie sich dann die Sache doch noch durch einen Zufall erreichen ließ.

Graf Dona, an seiner Aufgabe verzweifelt, weil der kaiserliche Minister, Graf Kinski, die gebotenen Bestechunggelder ausgeschlagen hatte, bat um seine Abberufung. Sie wurde ihm gewährt, und er reiste ab. Darum gab aber Berlin das Rennen doch noch keineswegs auf!

Der Kurfürst wollte und mußte König werden. Er hatte sich bei dem 1691 eben König gewordenen Wilhelm von Oranien im Haag zu sehr darüber ärgern müssen, daß das Hofzeremoniell ihm, dem Kurfürsten, einen Armsessel versagte.

So erhielt also unmittelbar nach Donas Abreise der Brandenburgische Gesandte, Resident beim Kaiserhofe in Wien, der Geheimrat Christian-Friedrich Bartholdi, eine Depesche aus Berlin, in welcher ihm aufgegeben wurde, mit den durch die Ablehnung Kinskis freigewordenen Bestechunggeldern einen weiteren Versuch an einem tauglicheren Objekt, nämlich bei einem anderen Minister, zu machen. Der Name dieses Objektes (oder setzt man sinngemäßer Subjektes? D. Schriftlg.) war genannt, aber in Chiffern!

Bartholdi entzifferte den Namen als den des Paters S.J. Wolff und wandte sich ohne jeden Zeitverlust an diesen.

Der Pater Wolff, ein geborener Baron von Lüdingshausen, war ehemals Geistlicher im Gefolge des Bischofs von Passau, eines Grafen Lamberg, der seinerseits als kaiserlicher Gesandter am kurfürstlichen Hofe in Berlin fungiert hatte. Aus dieser Zeit her stand Wolff in hoher Gunst beim Kaiser Leopold, der, ebenso wie seine hohen Würdenträger und Hausangehörigen, von jesuitischen Beichtvätern umsorgt und betreut war — wie das von je üblich gewesen und bis zum bitteren Ende geblieben ist beim Hause Habsburg.

Bartholdis Ansinnen fand außerordentlich williges Gehör. Ganz abgesehen von seinen vollgewichtigen Beweismitteln schmeichelte es dem Ehrgeiz der Jesuiten erheblich, daß ein so mächtiger protestantischer deutscher Reichsfürst, wie der Kurfürst von Brandenburg, ausgerechnet bei ihrem Orden um Beistand und Unterstützung nachsuchte.

Alle Hebel wurden ungesäumt in Bewegung gesetzt, alle Schrauben angezogen. Man weiß ja, wie es die S.J. versteht, eine Intrige zu spinnen! Ihre Verwendung beim Kaiser und seinen Gewaltigen hatte, vielleicht aus Sorge vor Unannehmlichkeiten im Jenseits, jedenfalls verblüffend rasch einen vollen Erfolg. Das Gesuch des Kurfürsten wurde genehmigt, er wurde König Friedrich I. von Preußen und ließ sich, da er ja seine Würde auf das Herzogtum Preußen stützte, in Königsberg zum König und Gesalbten des Herrn vor allem Volke zur Schau stellen — krönte sich selber!

Nach einer anderen Quelle soll sich der Vorgang in Wien noch etwas neckischer abgespielt haben. Nach dieser Quelle habe die Depesche aus Berlin an Bartholdi in ihrem chiffrierten Teile richtig übersetzt gelautet: Der Pater S.J Wolff ist zu vermeiden!

Bartholdi entzifferte: Der Pater S.J. Wolff ist zu verwenden!

Wie dem nun auch sei, der Mißgriff Bartholdis erwies sich als ein Volltreffer. Damit erwarb er sich als bürgerlicher Diplomat das Verdienst, die Zustimmung des Deutschen Kaisers zur preußischen Königskrone erreicht zu haben.

Nebenbei kostete die Sache dem neugebackenen König von Preußen an vollgewichtigen Beweismitteln an den Kaiserhof die Kleinigkeit von 6 Millionen Talern = 18 Millionen Mark. Die Jesuiten erhielten außerdem als Almosen nur

200 000 Taler = 600 000 Mark. Immerhin ein nettes Sümmchen! Wenig einverstanden mit diesem Geschäft war hingegen Prinz Eugen, der edle Ritter und — bedeutende Finanzsachverständige. Er erklärte ebenso grob wie richtig: Die Minister, die dem Kaiser geraten haben, den König in Preußen anzuerkennen, verdienen gehängt zu werden!

Am verschnupftesten war jedoch der „Heilige Vater" in Rom!!! Obwohl die „getreuesten seiner Söhne" die Sache geschoben hatten. Bis 1786 stand im römischen Staatskalender Sr. Heiligkeit noch immer der König von Preußen als simpler „Marchese di Brandenburgo". Erst 1787 wurde dieser heiteren Angelegenheit ein Ende bereitet.

Es ist nicht ohne eigenen Reiz, daß gerade die „getreuesten Söhne des Heiligen Vaters" dem lutheranischen Ketzerfürsten zur Königswürde verhalfen, ohne daß der „Heilige Vater" von dem Vorgange etwas ahnte, vermutlich also auch wohl von den „vollgewichtigen Beweismitteln" diesmal nichts abbekam! Krüger.

# Wo es nur kein Mucker ist!

Der ehemalige Magdeburger Konsistorialrat und Generalsuperintendent Hähn war Abt von Klosterbergen bei Magdeburg, einer evangelischen Anstalt mit einer berühmten Schule. Als sich im Jahre 1770 der Alte Fritz eingehender mit Erziehungsfragen beschäftigte und sich auch um diese Schule kümmerte, fiel ihm — es mag dahingestellt bleiben, ob durch eigene Erfahrung oder den Hinweis eines anderen — auch dieser „Schulmann" auf. Sein Urteil über ihn und seine Wünsche für die Schule faßte er in einem Kabinettsbefehl am 5. Februar 1770 zusammen, den er seinem Minister Münchhausen zugehen ließ. Darin schreibt er, daß er „bereits vor geraumer Zeit zu erkennen gegeben, wie wenig Ich den dermaligen Abt zu Klosterbergen bey Magdeburg geschickt halte, diesen dem Lande so ersprießlichen Anstalten vorzustehen und denenselben ihr ehemaliges Lustre (ihre frühere Blüte; d. V.) wieder zu geben, und wie nöthig es demnach sey, die Direction dererselben einem anderen dazu besser aufgelegtem, und in Schulsachen berühmten Mann, anzuvertrauen usw. usw.". Münchhausen wollte daraufhin den Abt Hähn an Stelle eines Achtzigjährigen zum Generalsuperintendenten von Ostfriesland machen, und sich um einen geeigneten Nachfolger bemühen, welchen Plan der König durch die Randbemerkung „bene" auszeichnete. Aber die Verwirklichung zog sich doch länger hinaus als Friedrich lieb war, und so läßt er am 10. Juni 1770 einen neuen Befehl an seinen Minister ergehen, in welchem er u. a. schreibt: „Ich habe bey meiner letzten Anwesenheit in Magdeburg nicht ohne Mißfallen vernehmen müssen, daß es bei diesen Anstalten von Tage zu Tage schlechter wird, und wenn nicht bald ein neuer vernünftiger Mann denselben vorgesetzt wird, solche nothwendig durch die wunderlichen Grillen und Aufführungen dieses Directors ganz zu Grunde gehen müssen. Mein für dergleichen sonst so blühende Schule tragende landesväterliche Vorsorge erlaubt Mir demnach keine längere Nachsicht, und Ich will vielmehr, daß ihr diesen Mann ohne weiteren Anstand, allenfalls mit einer Inspection auf dem Lande, versorgen, und an seine Stelle einen andern guten Schulmann, welcher dem Pietismo nicht ergeben, sonst aber die Jugend zur Tugend und zu nützlichen Gliedern des Staats, ohne Kopfhängerey, zu bilden fähig ist, zum Director zu Klosterbergen aussuchen und annehmen sollet." Bereits am 11. Juni antwortet der Minister Münchhausen, der ein Menschenfreund war, dem Könige hinhaltend, indem er verspricht, „so bald als möglich" Änderung zu schaffen. Aber der König schrieb ärgerlich an den Rand: „Der Abt Taugei nichts. Man Mus Einen Andern in der Stelle haben. Kein Mensch will jetzo seine Kinder dahin Schicken weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist". Nach einem Vierteljahr weiteren Wartens erkundigt sich Friedrich am 13. September über die Angelegenheit. Münchhausen berichtet ihm, daß schon mancherlei zur Verbesserung der Schule geschehen sei, und „daß der Abt Jerusalem aus Braunschweig, welchem das dortige Karolinum seinen Flor zu verdanken hat, die Stelle zu Klosterbergen vielleicht annehmen mögte..." Nun war der König wohl wieder auf einige Monate befriedigt, aber er ließ nicht locker, und nach drei Monaten, am 5. Januar 1771, geht ein ganz energisches Schreiben an den Minister, worin steht: „Ich habe euch schon vor geraumer Zeit aufgegeben, daß ihr den zeitigen Abt Hähn in Kloster-

bergen, der die dasigen Schulanstalten völlig in Verfall gebracht hat, und welchen Ich dahero daselbsten nicht dulden kann, sofort wegschaffen sollet. Solches ist, wie ich leider höre, bis jetzo noch nicht geschehen. Ihr werdet also sothane Meine Ordre gehörig zu befolgen nunmehro um so weniger säumen, da ihr leicht urtheilen könnet, daß euch in ein und eben der Sache Meinen Willen so öfters bekannt zu machen, Mir nicht anders als höchst unangenehm sein muß." Das half endlich. Münchhausen verfügt, daß das geistliche Departement einer Kabinettsordre des Königs „zufolge den Hähn aus dem Kloster zu weisen" — (es wird ihm eine ausreichende Unterhaltsbeihilfe gewährt) — und „auch von Vollziehung dieser Ordre sofort und längstens binnen 8 Tagen berichten". Auf Münchhausen, der als Vorsitzender des geistlichen Departements diese Angelegenheit so lange hinausgezögert hatte, war der König so ärgerlich, daß er ihn in ein anderes Ressort versetzte. Er hielt es für eine schädliche Eigenschaft eines Vorstehers einer Schule, wenn er sich dem Pietismus ergeben hatte. Dieser Konflikt wird schließlich am 22. März 1771 dadurch gelöst, daß der Direktor des Coburgischen Gymnasiums den betreffenden Posten erhält. Und der König bestätigt diese Wahl alsbald mit den Worten „guht, wo er nuhr kein Muker ist". Damit aber der König nicht noch mißtrauisch werde, hatte man den Namen jenes Schulmannes, der Fromman hieß, in dem Bericht an den König in Frohman gewandelt. Die Affäre, die beweist, wie wenig Friedrich von den „Pfafen" als Leiter weltlicher Schulanstalten hielt, war damit aus der Welt geschafft.

Walther Hochberg.

---

# „fromme" Umschau

### Den Mann aus Aberglauben vergiftet

Ein Verbrechen, das unter dem verderblichen Einfluß der inzwischen verbotenen Weißenbergsekte geschehen ist, hat die Berliner Kriminalpolizei aufklären können. Am 3. Dezember war in Schönerlinde bei Berlin der 67 Jahre alte Rentner Köhler in seiner Wohnung tot aufgefunden worden. Der Befund ergab Vergiftung durch Leuchtgas. Man nahm zunächst einen Unglücksfall oder Selbstmord an und beerdigte die Leiche. Bald jedoch wurde der Verdacht laut, daß ein Verbrechen vorliegt.

Die Vernehmungen ergaben nun, daß die Frau des Toten aus einem abgrundtiefen Haßgefühl heraus ihren Mann ermordet hatte. Die gesamte Familie Köhler hatte früher der Weißenbergsekte angehört. Frau Köhler glaubte noch immer an die Irrlehre, während sich die übrigen Familienmitglieder von dem Wahnsinn freigemacht hatten. Die Frau bildete sich ein, daß sie von ihrem Mann verhext worden sei. Sie sah in ihm die Ursache aller Krankheitsfälle, die sich in der Familie ereignet hatten. Weißenberg, der „Prophet", der mit weißem Käse heilte, hatte ihr einmal erzählt, ihre damals erkrankte Tochter sei von einem Manne in Bann geschlagen worden. Das unsinnige Geschwätz des „Propheten" war bei der Frau auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie glaubte in ihrem Ehemann den „Teufel" zu sehen, der alles Schlimme anrichtete.

Von ihrer fixen Idee getrieben, schritt die moralisch verkommene Frau planmäßig zur Ausführung des Mordes. Sie mischte zunächst ihrem Mann ein schweres Schlafmittel in eine Arznei. Als das Gift den erhofften Zweck nicht erfüllte, beschloß sie, ihn mit Leuchtgas zu vergiften. Als sich der Mann am 2. Dezember abends zu Bett gelegt hatte und eingeschlafen war, ging die Frau ins Schlafzimmer, öffnete den Gashahn der Lampe und schloß die Tür. Dieser Mordversuch war erfolgreich.

„Münchner Neueste Nachrichten"
vom 14. 12. 1938.

### Sie haben sich immer noch nicht gebessert
### Sittenprediger als Verführer
### Pfarrherr nicht besser als sein Kooperator

rd **Wien**, 23. Dezember.

Nachdem vor kurzem der Kooperator der Pfarre Groß-Raming bei Steyr, Karl Huber, wegen Mißbrauchs von 100 Volksschulkindern verhaftet worden ist, hat jetzt auch seinen Pfarrherrn Pautzenberger das Schicksal ereilt. Dieser Geistliche, der im ganzen Ennstal wegen strenger Sittenpredigten gefürchtet war, wußte von den Verfehlungen des Kaplans und verging sich selbst aufs schändlichste an Knechten und Stallburschen. „Fränk. Tageszeitung" (Nürnberg) Nr. 301 (24.—26. 12. 1938).

**Rassenkreuzungen aller Länder folgt der ärgeren Hand!**

Getarnt heißt dies: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Das klingt annehmbar und ist auch nicht gelogen, es ist die reine Wahrheit, vom Juden gerufen, von niemand verstanden, und kann nur aus der Geschichte und der Religion erklärt werden.

„Proletarier“ hießen die Römer diejenigen ihres Volkes, welche als Mischlinge aus Ehen von Römerinnen und Sklaven aus den nordafrikanischen Bezirken hervorgingen. Auch die Juden kamen auf diesem Wege mit auf die Halbinsel, aber als Kreuzbringer, denn, wie bekannt, bestanden die ersten Christengemeinden nur aus Juden. Die Christenverfolgung war in Wirklichkeit eine Judenverfolgung, zum Teil eine Verfolgung künstlicher Juden. Im Verhältnis zur Heidenverfolgung war sie eine winzige Begebenheit, die man nur dazu braucht, damit bewiesen werden kann, daß nicht nur Heiden allein verfolgt worden sind.

So brachten die Juden das Kreuz, das Zeichen der wahllosen Nächstenliebe, zum Zwecke der Rassenverkreuzung und eröffneten damit einen Feldzug mit den Waffen: Glaube, Liebe, Hoffnung; und nur, wo diese Waffen versagten, mit Feuer und Schwert. In Demut erstarb dabei das weibliche Geschlecht, so daß der Jude heute behaupten kann, jeder von ihnen habe 276 Knechte (2+7+6 = 15 = Judengott Jahwe des alten Testaments).

Der Unwissende lacht darüber ungläubig, weil es ihm nicht vorstellbar ist, daß es so etwas gibt. „Und ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode!“ Da es aber keinem Volke liegt, Methoden zur Erreichung der Weltherrschaft aufzustellen, so ist diesem Wahnsinn der Erfolg möglich gemacht. Es ist eine alte Wissenschaft der germanischen Völker, daß Rassengekreuzte der ärgeren Hand folgen, und darin liegt der Sinn von den 276 Knechten, welche die Juden behaupten zu haben. Bei 16 000 000 Juden, will er damit sagen, 16×276 = rund 4400 Millionen bzw. die ganze Menschheit steht durch meine Religionssysteme mit ihrer Zustimmung unter meinem Willen, ohne daß sie es wahrnimmt.

Die Rassenkreuzung war der Träger, die ärgere Hand des ärgsten Kopfes. Erkenntnis ist Erlösung (Dr. Mathilde Ludendorff).

Folgerichtig hat der Jude erkannt, daß, wenn sein Wollen entdeckt wird, ihn sein Gott verläßt. Auch er wird erlöst von seinem Wahn. Er muß aber die Waffen abliefern, die er sich zu diesem Wahne schmieden ließ.

Rassenkreuzungen aller Länder vereinigt euch gegen euren Urheber. 1941 (1+9+4+1 = 15 = Jahwe) darf ihn sein Gott nicht mehr decken. Es ist das letzte Jahr in diesem Jahrtausend, mit dem er rechnet und für das er rüstet — es muß durch Aufklärung umsonst sein!

---

**Berichtigung!**

Das in Folge 19 vom 5. 1. 1939 erschienene Bild „Rauhreif“ stammt nicht, wie irrtümlich angegeben, aus dem „Kampfkalender 1939“. Zwar war dieses Bild für den Kalender vorgesehen, mußte jedoch wegen einer Umstellung herausgenommen werden.




**Die „Geschichte von dem Pfarrer“.**

In einem Briefe an Voltaire, in welchem der junge König Friedrich II. über seine notwendigen Verhandlungen mit „einem Dutzend gravitätischer Narren, die man Staatsmänner nennt“, spricht, weist er in Beziehung auf diese, die man so hoch über dem Volke erhaben ansieht, hin auf „die Geschichte von dem Pfarrer“. Er schreibt: „Dabei fällt mir die Geschichte von dem (katholischen d. V.) Pfarrer ein, zu dem ein Bauer mit bornierter Verehrung vom Herrgott sprach. „Gehen Sie, gehen Sie“, sagte der gute Mann. „Sie machen sich eine zu große Vorstellung von ihm. Ich, der ich ihn dutzendweise mache und verkaufe, weiß, was wirklich an ihm ist.“ Wltr. Hchbg.

**Ihr sollt nicht plappern ...**

An einer Stelle der Bergpredigt sagt Jesus seinen Anhängern: „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht plappern wie die Heiden ...“ Es ist gewiß für die Heiden kein schmeichelhafter Vergleich, aber — der Nachdruck lag doch auf dem Worte plappern. Und diese Mahnung, nicht zu plappern, muß wohl sehr nötig gewesen sein.

Ist es etwa eine Befolgung dieses Gebotes aus Matth. 6, 7, wenn man andere für sich plappern läßt? Wilhelm von Kügelgen schrieb aus Rom, wo man ja wohl diese Gebote Christi ganz genau kennen muß, im Jahre 1825 von einem Erlebnis, das unwillkürlich an jenes Wort vom

# Eine Deutsche Frau stellt sich einer Welt von Feinden

von Dr. pil. A. H. Wolf

„Wer teilen will, will töten, Mathilde Ludendorff will teilen und darum will sie töten." (S. „Am Heilig. Quell Deutscher Kraft", Folge 20 vom 20. 1. 39.) Das ist also die neueste Erfindung, mit der man die Philosophin Frau Dr. Mathilde Ludendorff erledigen will.

Kann man denn Frau Dr. Mathilde Ludendorff tatsächlich treffen, so treffen, wie es sich die Gegner vorstellen. Niemals wird man das können. Wer hieran auch nur einen Augenblick zweifelte, den mögen im innersten die Worte der Philosophin aufhorchen lassen:

„So stelle ich mich denn, ohne mich auf eine Macht zu berufen, ohne mich an eine Macht zu wenden, ohne selbst Macht zu besitzen, ohne den Schutz des Feldherrn an meiner Seite und endlich ohne Berufung auf sein völkerrettendes Urteil über mein Schaffen ihnen allen allein entgegen, mit meinen Werken zu meinen Füßen."

Eine Deutsche Frau, die Deutsche Gotterkenntnis so vorlebt, eine Deutsche Frau, die so Einheit zwischen Werk und Leben schuf, eine solche Frau trifft man nicht. Hier sieht man kein Hin- und Herschwanken unter Schicksalschlägen, die menschliche Niedertracht ersonnen, sondern stets eine kristallklare Antwort.

Die Philosophin „teilt" also, weil sie uns zeigt, warum wir immer und immer wieder schwanken, weil sie uns zeigt, wie wir die Einheit in uns, im ganzen Volk schaffen können. Man wirft dem Gegner das vor, was man selbst tut. Hat nicht artfremder Gottglaube seit Jahrtausenden die Menschen nicht nur geteilt, sondern Millionen und aber Millionen seelisch (und körperlich) gemordet. Hat nicht die Philosophin diesem seelischen „Massenmorden" Einhalt geboten, als sie die Deutsche Gotterkenntnis schuf, die dem Deutschen Volk wie allen Völkern Rettung vor der völkervernichtenden Teilung durch artfremden Gottglauben bringen kann?

„Frau Dr. Mathilde Ludendorff will teilen und darum will sie töten." Solche Worte als „Spaltpilz" in völkisch erwachtes Leben hineingetragen, können ihre Wirkung in Menschen ausüben, die nicht weiter nachdenken und nachprüfen, solche Worte können eine vergiftete Atmosphäre um die Philosophin herum schaffen, die, so hofft man vielleicht, Handlungen brutalster Art auslösen.

Aber mag kommen, was will, eine solche Frau trifft man nicht. Aber uns trifft man, das Deutsche Volk trifft man, das Großdeutschland Adolf Hitlers trifft man.

Trifft es nicht auch uns Männer, wenn wir Frau Dr. Mathilde Ludendorff als so angegriffen sehen, die Frau, welche die gewaltigste Einheit schuf, die die Weltgeschichte kennt. Jahrtausende haben sich die Menschen vergeblich bemüht, zwischen dem Menschen inmitten der Erscheinungwelt und von dieser zu Gott eine Brücke zu schlagen, die nicht das Bewußtsein schändet. Man erfand Scheinlösungen, man hat „geteilt und immer wieder geteilt, man schuf eine Unzahl von zusammenhanglosen Gebilden; im Stoff, in der Erscheinungwelt, im Materialismus verstrickte Menschen fanden die Einung nicht. Frau Dr. Mathilde Ludendorff hat in der „Schöpfunggeschichte" zum erstenmal seit Menschengedenken eine Einung geschaffen, die in Übereinstimmung mit Grundgesetzen der Naturwissenschaft steht, eine Einung geschaffen, die das Bewußtsein nicht zerteilt, nicht vergewaltigt, wie es heute noch Religionsysteme, okkulte Gesellschaften millionenfach tun. Den Mördern des Bewußtseins stellt Frau Dr. Mathilde Ludendorff den Urquell aller Erscheinungwelt entgegen:

„Im Anfang war der Wille Gottes zur Bewußtheit." Lückenlos fügt sich diesen Worten das Werden der Welt vom Uräther bis zum Träger der Bewußtheit dem Menschen ein. Niemals wird man eine Einheit erschüttern, die so mit der Tatsächlichkeit übereinstimmt. Darum bedeutet sie Vernichtung aller derer, die seit Jahrtausenden das Bewußtsein geteilt und gemordet haben und immer noch teilen und morden wollen.

Und von einer Philosophin, die solche Einheit schuf, sagt man, sie will teilen, und darum will sie töten. Man rechnet also damit, daß es im Deutschen Volk noch genug Menschen mit geteiltem Bewußtsein gibt, die die seelische Einheit des Volkes nicht oder nur äußerlich erfassen und sich gern noch weiter teilen lassen. Man rechnet damit, daß daraus die letzte Rettung vor dem siegreichen Vordringen der Wahrheit entstehen könne. „Zu spät", das hat Frau Dr. Mathilde Ludendorff allen Gegnern bereits entgegengerufen.

(Schluß Seite 14)

# Paradiespforte – Hochzeittor?

Wie Frau Dr. Ludendorff im „Heiligen Quell“ (Folge 17) berichtete, gibt es in Niedersachsen alte Bauernhäuser, mit zwei Toren, von denen eines dem täglichen Verkehr dient, während das andere nur am Hochzeittage von dem Brautpaar durchschritten wurde und nur dann wieder geöffnet wurde an dem Tage, an dem einer der Gatten zu Grabe getragen wurde.

Dieser alte heidnische, heilige und tiefbedeutsame Brauch, der dem Hochzeittage durch den Gedanken an den Tod als den ernsten Mahner und die Vergänglichkeit des Lebens die ernste Weihe gab, ist — wie so viele andere Bräuche — vermutlich von der christlichen Kirche übernommen worden und besteht noch heute in der Anlage der sogenannten Paradiespforten mancher christlicher Kirchen. Diese Paradiespforten sind bzw. waren dem Brautpaar am Hochzeittage zum Betreten der Kirche vorbehalten, ja, in Schlesien gibt es heute noch solche Pforten, die frei neben der Kirche stehen und von dem jungen Brautpaar durchschritten werden müssen.

Es ist wohl anzunehmen, daß sich die Kirche zur Nachahmung des heidnischen Brauches ebenso wie z. B. zur Nachahmung des Festes der Wintersonnenwende gezwungen sah, und man kann hiernach annehmen, daß dieser Brauch ziemlich allgemein verbreitet und tief mit dem Volksleben verwurzelt war.

Aber wie der Weihnachtbaum für das „Christ“fest sinnlos wird, so wird auch der Sinn des heidnischen Hochzeitbrauches durch die Paradiespforte zur Sinnlosigkeit. Denn wenn diese Pforte schon dadurch etwas ganz anderes bedeutet, daß sie von den anderen Brautpaaren auch benutzt wird, und daß sie eben nicht in das eigene Heim, sondern in die allgemeine Kirche führt, so fehlt bei dem Durchschreiten der Paradiespforte natürlich jeder Hinweis auf den Gedanken an den Tod als den ernsten Mahner. Kann man die Ausschmückung der Paradiespforte mit den klugen und törichten Jungfrauen, die den himmlischen Bräutigam erwarten, noch als einen gewissen

---

**Eine Deutsche Frau stellt sich einer Welt von Feinden**

(Schluß von Seite 11)

Das rasseerwachte Volk, das seit Jahrtausenden vom Rasseerbgut abgedrängt wurde, will wieder heim zu seinen Ahnen, nicht mit leeren Händen, es will das erfüllen, was ihnen noch verborgen blieb. Man weiß heute, daß sie nicht Barbaren waren, sondern eine hohe Kultur hatten. Frau Dr. Mathilde Ludendorff zeigt darüber hinaus, daß auch die Weltanschauung unserer Ahnen all die heutigen Religionsysteme weit in Schatten stellt, und trotzdem sagte der Ahne, daß seine Weltanschauung noch unvollkommen sei und so lange unvollkommen bleiben werde, als wir nicht aus dem Brunnen des „Werdens“ trinken. Und dann kam eine artfremde Weltanschauung, die angab, die Unvollkommenheit der Weltanschauung zu beseitigen und fing an, die Weltanschauung des Ahnen zu teilen und nochmals zu teilen, bis sie fast gemordet war. Frau Dr. Mathilde Ludendorff war es wiederum, die der Weissagung des Ahnen Erfüllung schenkte, indem sie in der Deutschen Gotterkenntnis den Brunnen des „Werdens“ weit öffnete.

Frau Dr. Mathilde Ludendorff schuf durch die Deutsche Gotterkenntnis den Weg zur Befreiung von allen Seelenzerteilern, von allen Seelenmördern, zeigte den Weg zur seelischen Einheit im einzelnen Menschen wie im ganzen Volk. Weil diese Einheit die berufsmäßigen Zerteiler fürchten, stellen sie dummdreist die Wahrheit auf den Kopf und schreien, „Mathilde Ludendorff will teilen, und darum will sie töten“.

Diese Verdrehungkunststücke kennt man aber doch schon lange auf politischem Gebiet und wehrt sie erfolgreich ab. Es ist ein dringendes Gebot der Stunde, klar zu erkennen, daß auf seelischem Gebiet in unheimlicher Vielheit Verdrehungrezepte zur Anwendung kommen, die weit gefährlicher sind, weil sie, von wenigen erkannt, die Einheit Großdeutschlands zu zerteilen drohen. Darum mahnte doch der Feldherr Erich Ludendorff in seinem Vermächtnis:

„Wir führten die größte Revolution, die die Welt seit Jahrtausenden sah: die Befreiung der Völker und der Menschen aus Priesterhand und auch aus Judenhand und aus sie zerstörenden Weltanschauungen hin zu einer Volksschöpfung, hin zu einer Geschlossenheit der Menschen, beruhend auf der Einheit von Rasseerbgut und Glauben. Sie allein kann Spaltungen im einzelnen Menschen und in den Völkern verhindern, wenn weise und unantastbare Sittengesetze sie leiten.“

Hinweis darauf betrachten, das Leben zu nützen, solange noch Zeit ist, so ist die häufigere Ausgestaltung mit Darstellungen des Sündenfalles eine noch viel stärkere Verzerrung des heidnischen Brauches. Wird doch durch die Darstellung Adams und Evas als des ersten Brautpaares von dem die „Erbsünde" herrührt, die Gedankenverbindung hergestellt zu dem Standpunkt des Paulus: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser".

Daß aber der ursprüngliche Sinn zu einer Sinnlosigkeit geworden ist, davon kann man sich leicht überzeugen; denn wohl kaum ein Brautpaar weiß heute noch, warum es am Hochzeittage die Kirche durch die Paradiespforte betritt.

Gleichnishafte Handlungen aus tiefem Erleben heraus geschaffen verlieren ihren Sinn, wenn fremde Weltanschauung sie zu Zweckhandlungen mißbraucht.

# Die Deutsche Totenfeier

Von Werner Preisinger.

Deutsche Gotterkenntnis muß man leben. Und das ist nicht immer leicht. Kam da vor kurzem ein Mann zu mir und bat mich, zu einer Totenfeier zu sprechen. Sein Kind war gestorben.

„Ja, ich kenne Sie gar nicht, ich habe Sie nie gesehen und habe auch Ihr Kind nicht kennengelernt, wie also könnte ich das Erleben Ihrer Seele in Worte fassen. Zwar könnte ich Ihnen eine schöne Rede halten am Grabe mit vielleicht gedankenreichen Worten, aber da ich Ihnen fremd bin, da ich Sie und Ihre Sippe und Ihr Leben nicht kenne, kann ich nicht wirklich seelisch Anteil haben an Ihrem Verlust. Sie sagen, Sie stehen in Deutscher Gotterkenntnis. Dann müssen Sie eben auch zu der Haltung zurückfinden, die Deutsche Gotterkenntnis von Deutschen Menschen fordert. Sie müssen wissen, daß diese Weltanschauung den Priester ablehnt aber auch jeden Weihewart, weil diese als Außenstehende nicht Anteil haben können am Erleben der Sippe. Auch ich würde nur ein solcher Weihewart oder Priester sein, wenn ich zu Ihrer Sippe Totenfeier sprechen würde. Und das will ich Ihnen an einem Beispiel klarzumachen versuchen. Wenn Sie sich mit einem Ihnen ganz vertrauten Menschen unterhalten, dann wird ein Außenstehender, wenn er hinzutritt, Ihr Gespräch und Ihre trauliche Gemeinsamkeit stören. Bei der Totenfeier Ihres Kindes handelt es sich aber doch um ein ungleich seelentieferes Erleben als nur um ein Gespräch. Wieviel mehr müßte da ein Fremder stören, auch wenn er noch so gut redete. Und ist es denn notwendig, daß da viele Worte geredet werden?

Lesen Sie, was Frau Dr. M. Ludendorff in ihrem kleinen Werke „Sippenfeiern, Sippenleben" über eine Totenfeier bei unseren Ahnen schreibt:

„Wenn endlich Verwandte und Freunde die Totenbahre umstanden und der Sippenälteste vortretend die Worte durch die Halle rief:

„Helge, der Tapfere, ist tot."

So war kein Wunsch nach weiteren

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch" fürs Volk?

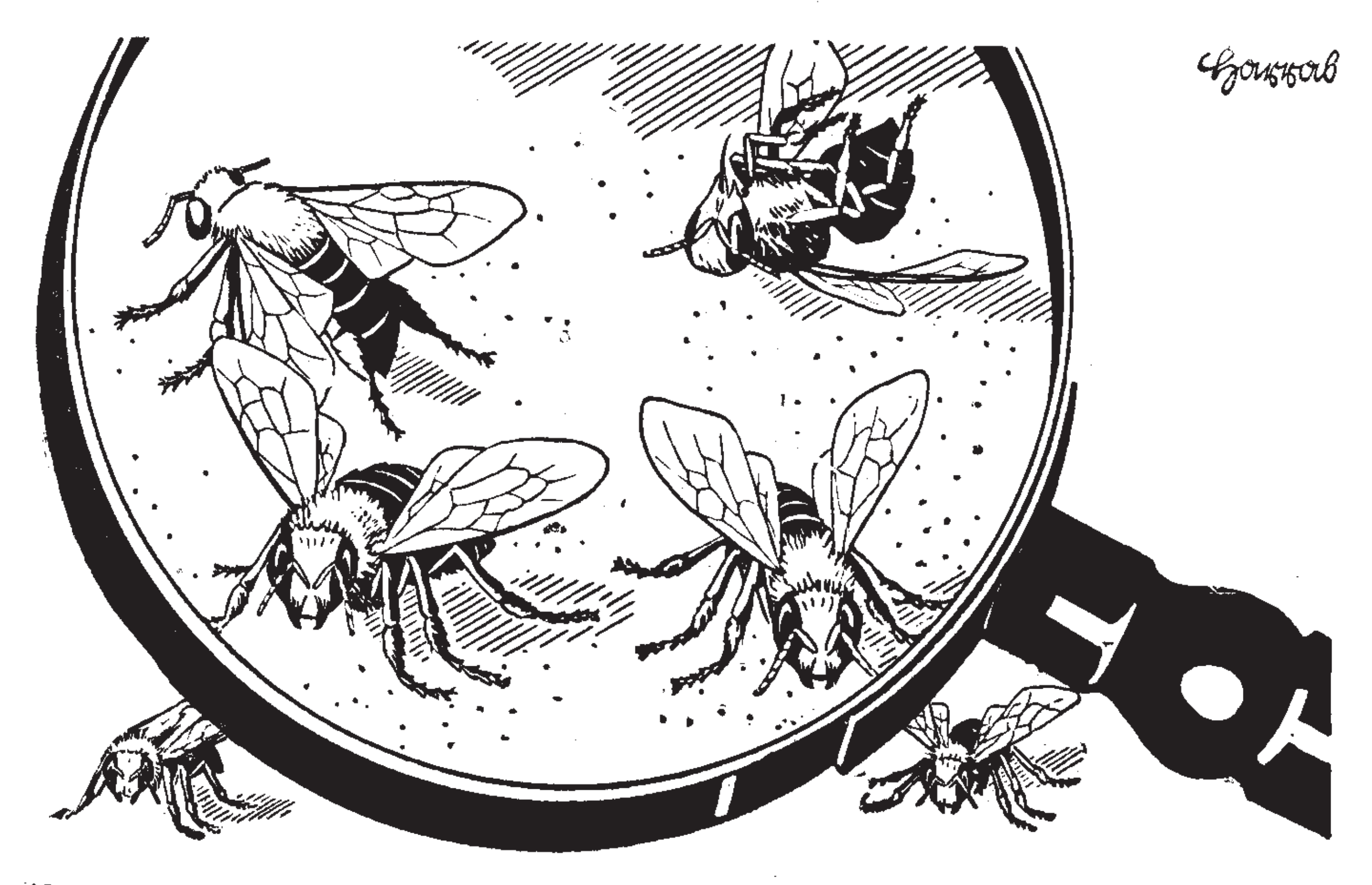
Dr. M. Ludendorff:

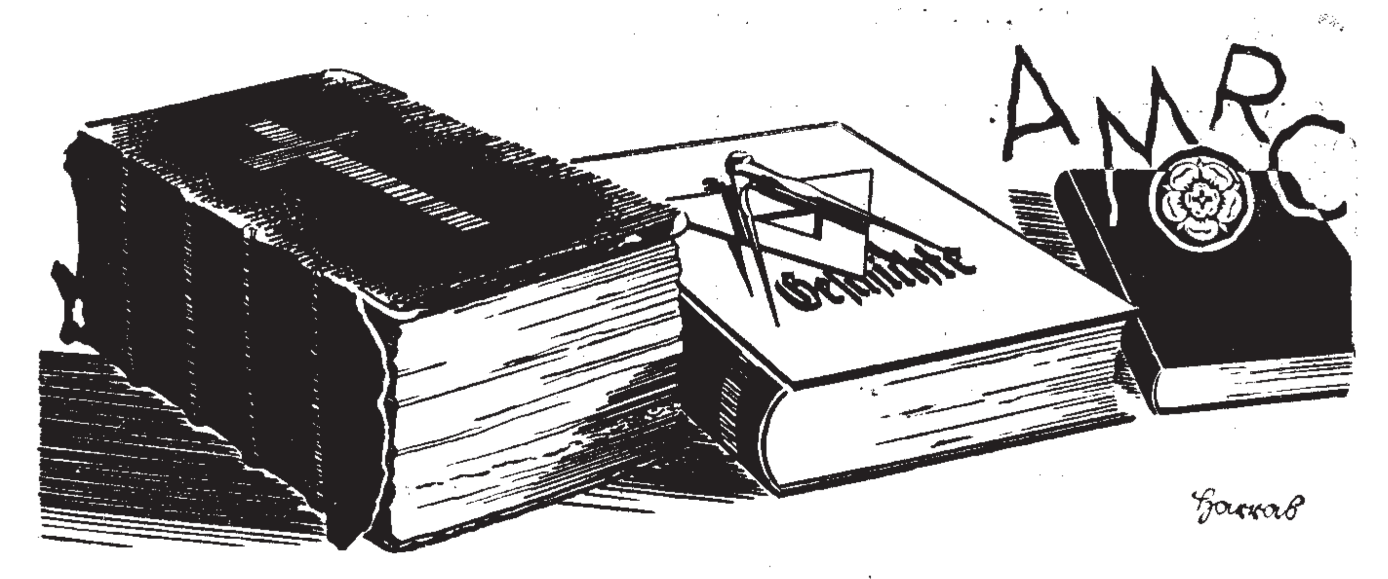
## „Die Volksseele und ihre Machtgestalter"

Seite 76

„Die Vernunft wäre in der Lage, eine tiefschürfende Kampferfahrung den Mitmenschen und dem kommenden Geschlecht zu übermitteln und sie in jeder Geschlechterfolge zu bereichern und zu vertiefen. Die Wesensart der Feinde, ihre Art und Weise anzugreifen, ihre Stärken und ihre Schwächen im Kampfe müßten in solcher Überlieferung enthalten sein, ebenso aber auch müßten die Art und Weise der Abwehr, die Kenntnis der tauglichen und untauglichen Waffen, die Anweisung, wie das Volk sich in den verschiedenen Lebensgefahren zu verhalten habe, in solchen Überlieferungen bis ins einzelne gegeben werden. Über dies hinaus könnten sie noch mit den Fähigkeiten des Bewußtseins der Menschen rechnen, das Gemüt tief bewegen, die Gefühlswelt durch die lebensvolle Wiedergabe der Schicksalsschläge der Vorfahren bei ihren Kämpfen gegen die Feinde erwecken. Zugleich wäre die Vernunft in der Lage, aus allen Fortschritten der Wissenschaft und ihrer praktischen Anwendung in den Erfindungen, diese Kampferfahrung zu bereichern, stetig Fortschritte in der Abwehr sichernd. Bitter notwendig wäre gerade auf diesem Gebiete der Ersatz der Erbinstinkte. Wie getrost kann die Bienenkönigin die Erhaltung ihres Volkes erwarten, da die Erbinstinkte nicht nur das weiseste Verhalten in der Abwehr der Feinde bei allen ihren Volkskindern sichert, sondern weil alle diese unterbewußten Lebewesen niemals auf die Wahnidee verfallen könnten, ihre Waffen niederzuwerfen, in „pazifistischer" Selbstpreisgabe auf Abwehr zu verzichten und so das Volk der Todesgefahr auszusetzen. Nein, Wehrhaftigkeit und Waffe sind bei den unterbewußten Lebewesen unausrottbar ererbter und angeborener Schutz und werden beibehalten, solange die Tierart lebt. Eine Abrüstungskonferenz, die über das freiwillige Ablegen des Stachels der Bienen Beratungen pflegt, gibt es nicht.

In ungleich größerer Gefahr als alle






Tiere steht also das Menschengeschlecht. Verkennung des Wesens der Erhaltung eines Volkes lockt in ein Irrsal selbstbereiteter Todesgefahren, und dies, obwohl an sich die Gefahren von seiten anderer Völker sich ins Unermeßliche türmen können und nicht so durch Kampfnotwendigkeit begrenzt sind wie bei den Tiervölkern. Diese unterbewußten Tiere kämpfen nur um die Erhaltung ihres Volkes. Ist sie gesichert, so lassen sie ab vom Kampf; nicht so die Menschenvölker. Aus ganz anderen Beweggründen können sie miteinander kämpfen und sich gegenseitig mit Vernichtung drohen. Wie sollte da ein Volk Aussicht haben, sich zu erhalten, wenn ihm nicht ein vorzüglicher Ersatz der Erbinstinkte als Kampferfahrung schriftlich oder mündlich aus der Vergangenheit übermittelt wird? Geschichtekenntnis ist somit nicht ein Zeitvertreib einzelner Gelehrter im Volke, sondern gründliches Wissen über die Schicksale des eigenen Volkes und der anderen Völker in den vergangenen Jahrhunderten ist Lebensnotwendigkeit für ein ganzes Volk und eine der Grundvoraussetzungen für seine Erhaltung.

Sehen wir die stattliche Zahl großer Geschichtewerke, die in den Bibliotheken der sogenannten Kulturvölker zur Belehrung des kommenden Geschlechtes aufgestellt sind, so können wir Hoffnung hegen, daß die Geschichte, die darin niedergelegt ist und nun von der Vernunft unter Berücksichtigung der jeweils veränderten Kampflage des Volkes abgewandelt verwertet werden kann, ein dem Erbinstinkt unendlich überlegener Schutz zur Selbsterhaltung wäre. Aber wir wiesen ja schon darauf hin, wie unzuverlässig der Geschichteschreiber im Vergleich zur Erinnerung des Erbinstinktes ist, wie sehr sein Glaube, sein Haß und seine Liebe die Ereignisse färben, Unwillkommenes verheimlichen und untaugliche Vergleiche verlockend hinstellen kann. So wird aus dieser Geschichte statt einer zuverlässigen Volkserfahrung eine unendliche Volksgefahr. Wenn nun gar geheime Volksfeinde sich voll List daran begeben, unter dem Scheine einer objektiven „Wissenschaft“ ihre Ziele zu verfolgen, statt Volksgeschichte Volksirreführung niederzuschreiben, so ist ohne weiteres klar, daß es, wie man so sagt, „mit dem Teufel zugehen müßte“, wenn es ihnen nicht leicht gelänge, ein so schlimm beratenes Volk zu vernichten. Geheime Feinde, die die Völker der Erde versklaven wollen, taten also ungeheuer klug daran, sie alle vor allen Dingen ihrer Geschichte der Vorzeit zu berauben, ihnen ein Lügenbild über ihre Ahnen, deren Sitten, deren Kämpfe zu entwerfen. Ein so beraubtes Volk kann nicht Geschichte, d. h. Machtgestaltung für sich schaffen. Es wird sich noch nicht einmal auf die Dauer am Leben erhalten können. Es taumelt hilflos und unsicher durch die Welt, wie etwa eine Taube, der das Großhirn genommen wurde. Unsere Geschichtebücher zum Beispiel, die blind für das Treiben der geheimen Volksfeinde sind und fast überall gar nicht die wahren Ursachen der Kriege und Umstürze bekanntgeben, sind, mögen sie von noch so ehrlichen, aber betrogenen Forschern geschrieben sein, eine Todesgefahr statt wertvolle, lebensrettende und erhaltende Erfahrung.“

„Scheinwerfer - leuchten"

Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407 — Fernruf: 66 2 64 und 93 3 41. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Lohde; für Anzeigen und Bilder: Hanno v. Kemnitz, dortselbst; Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. DA. 4. Vj. 38 70 000. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — **Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.**

**Folge 23** **5. 3. 1939**

# Aus der Geschichte der Währung

Von Hans Schumann.

## 1. John Laws Experimente.

Mit dem Namen dieses Mannes verbindet sich die Erinnerung an ein Währungexperiment, welches nahe daran war, Weltgeschichte zu machen. Law wurde 1671 in Edinburg geboren. Sein Vater war Goldschmied und Bankier. Der junge Law studierte Mathematik und Finanzwesen und unternahm Reisen auf dem Kontinent, wo er das Geldwesen der einzelnen Staaten kennenlernte. Überall herrschte damals der Wertwahn, der in den sogenannten Edelmetallen Gold und Silber den unersetzbaren Stoff für „ehrliches Geld" zu besitzen glaubte. Reichten die Metallmengen nicht aus, dann mußte sich eben die Wirtschaft nach der Decke strecken.

Auf Grund seiner Kenntnisse schlug Law vor: ein Geld einzuführen, das keinen sogenannten inneren Wert habe, dessen Angebot also niemals hinter der Nachfrage zurückzubleiben brauche, so könne die Volkswirtschaft zu Reichtum und Ansehen kommen. Seine Vorschläge wurden jedoch sowohl in Edinburg als auch in London und Turin zurückgewiesen. Manchem wird es heute unerklärlich sein, daß die maßgebenden Kreise sich damals so hartnäckig einem Vorschlag verschlossen, der ohne allen Zweifel zweckmäßig war. Er mag nicht vergessen, daß noch vor wenigen Jahren alle Vorschläge zur Überwindung der ebenfalls auf dem Wertaberglauben beruhenden Deflationpolitik von „Fachkreisen" abgelehnt wurden.

Law ließ sich nicht entmutigen und ging nach Frankreich. Hier hatte „der Sonnenkönig" im Jahre 1715 sein Land arm hinterlassen. Die Staatseinnahmen hatte man auf vier Jahre hinaus bereits verausgabt, das heißt, der Staat hatte sich die entsprechenden Summen von Finanzleuten geborgt und diesen gegen entsprechenden Zinszuschlag die künftigen Steuern verpfändet. Als im Jahre 1716 der Herzog von Orléans Regent für den unmündigen Ludwig XV. wurde, mußte man von einem Geldverleiher 3 Millionen borgen, um die Krönungfeierlichkeiten durchführen zu können. Der Finanzminister Demarets setzte den Zins für die Staatsanleihen willkürlich herab und verminderte außerdem die Geldmenge. Der sinkende Preisstand lähmte die französische Wirtschaft vollends. Frankreich stand am Abgrund.

In diesem kritischen Augenblicke erschien John Law und unterbreitete seine Vorschläge. Er schlug vor, durch Ausgabe von Banknoten die allgemeine wirtschaftliche Erstarrung zu lösen. Da die Regierung keinen anderen Ausweg mehr sah, erlaubte man ihm schließlich mit 6 Millionen eine private Bank zu gründen. Diese Bank gab Banknoten aus mit dem Versprechen, sie jederzeit gegen Metallgeld einzutauschen. Wie ein belebender Strom drang das neue Geld in die französische Wirtschaft. Waren konnten verkauft, Löhne bezahlt, Schulden abgetragen, Ersparnisse angelegt werden. „Frankreich erschien wie ein Körper, in dem das Blut rascher umzulaufen beginnt." (Barral).

Da die Noten denselben Dienst verrichteten wie das Metallgeld, wurde dieses eingeschmolzen und schließlich überhaupt

nicht mehr als staatliches Tauschmittel anerkannt — ohne daß sich daraus irgendwelche Schwierigkeiten ergaben. Die Produktionkräfte eines reichen Landes und einer leistungfähigen Bevölkerung waren nun vollends entfesselt. Reichtum und Kapitalangebot stiegen unaufhörlich — der Zins sank bis auf 1¼%. Um diesen Druck auf den Zins abzuleiten, wurde die Compagnie d'Occident gegründet, die die Mississippi-Länder kolonisieren sollte. Sie wurde später Compagnie des Indes genannt. Aus ganz Frankreich flossen die Ersparnisse dieser Gesellschaft zu, die bald 500 Schiffe auf dem Meere schwimmen hatte. In Scharen strömten die Auswanderer nach dem neuen Frankreich — damals wurde New-Orleans gegründet. Auch aus Deutschland zogen damals mehrere tausend Bauern und Handwerker nach dem aufblühenden Lande. Die Indische Kompagnie übernahm die gesamten Staatsschulden in Höhe von 1500 Millionen Livres. Die Regierung hatte Geld im Überfluß. Law wurde — nachdem er zum Katholizismus übergetreten war — am 5. Januar 1720 zum Generalkontrolleur oder Finanzminister ernannt. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied.

Der tiefe Stand des Zinses veranlaßte jedoch weite Kreise, Banknoten zu horten. Einer Rückwirkung auf den Preisstand suchte man durch Neuausgabe von Banknoten zu begegnen. Law wollte nur etwas über 2 Milliarden Noten ausgeben. Der Herzog von Orléans jedoch ließ 3,710 Milliarden Noten ausgeben. Das geringste Mißtrauen ließ die gehorteten Geldmengen auf den Markt strömen, die Preise stiegen, die Banknoten wurden entwertet, die Compagnie des Indes brach zusammen, und am 10. Oktober 1721 wurden die Banknoten außer Kurs gesetzt.

Law mußte Frankreich verlassen und starb 1729 in Venedig in großer Armut. „Von der Richtigkeit seiner Ideen war er bis zum letzten Augenblick überzeugt.“ Sie waren richtig bis auf eine Kleinigkeit: allgemeiner Wohlstand und Zins sind Gegensätze, die einander ausschließen. Solange das Geld gehortet werden kann, siegt auf die Dauer stets der Zins über den Wohlstand.

Staat und „Wissenschaft“ kehrten reumütig zum Metallgeld zurück. Die Preise sanken, die Wirtschaft stockte, „die Armen starben vor Hunger und die reichsten Leute verarmten“. Unaufhaltsam trieb Frankreich dem Schrecken der Französischen Revolution entgegen.

## 2. Bauernschicksal.

In dem Kriege, der 30 Jahre lang die Deutschen Lande durchtobte, hielt sich die Schweizerische Eidgenossenschaft neutral. Während die fremdrassigen Horden Seiner „apostolischen Majestät“ des Kaisers mit dem Schlachtruf „Jesus Maria!“ in Deutsche Städte und Dörfer eindrangen, Greise und Kinder mordeten, die Frauen schändeten und raubten, was sie wegschleppen konnten, während in manchen Gegenden Deutschlands von 100 Einwohnern während dieses schrecklichen Krieges 90 zugrunde gingen — war für viele die Schweiz die rettende Insel. Wer einen Käufer fand, verkaufte seine Besitztümer gegen Gold und Silber und eilte auf verborgenen Wegen in die friedliche Schweiz.

Der Zustrom der Edelmetalle bewirkte in der Schweiz eine Geldfülle — während in Deutschland die letzten Geldstücke in der Erde vergraben wurden und oft erst nach Jahrhunderten wieder ans Tageslicht kamen. Der Zustrom von Tauschmitteln regte Handel und Gewerbe in der Schweiz mächtig an. Die allgemeine Wirtschaftblüte kam auch den schweizerischen Bauern zugute. Denn das reichlich zufließende Geld drückte den Zins und ließ die Erzeugnisse der Bauern teurer werden. Die Luzerner Patrizier hatten vordem den französischen Königen zu 17% geliehen. Jetzt gaben sie den Bauern Hypotheken schon zu 8%. Bei langsam steigenden Preisen bedeutete das für die Bauern eine leichte Last und damit eine gewaltige Besserstellung. In Chroniken aus jenen Zeiten lesen wir, daß z. B. der Ammann von Wynigen im Kanton Bern sich „ein Scheuren, Stuben mit Mauren“, also nicht nur aus Holz, errichten ließ. „Zwo schön neu Gloggen werden gegossen“, „das Dorf Wynichen gezieret und formieret mit Stag, Weg und Bruggen“, ein Badhaus, ein Pfrundhaus, ein Schulhaus werden gebaut. Ein anderer Chronist erzählt von den Aargauer Bauern, deren „Behelff in silbernen und güldenen Pfennigen und silbernen Bechern besteht“. Zur Jagd verwandten sie (die Bauern!) „Windspiele, Bracken und andere köstliche Hunde“, was ihnen aber von einer treusorgenden Obrigkeit untersagt wurde. Bauern, „die gar zu viel Tuch an den Hosen hatten“, wurden bestraft. Bei Gastmählern durften „nur“ vier Tische mit je 12 Personen besetzt werden. Die Chronisten jammern über „die großen unnöthigen kostbaren Hochzyten und überflüssigen Kösten, Gasterenen, Kindstaufen, Neujahrsgeschenke und Lebkuchenbacken“. Bei den Kilben (Kirchweihen) ging es manchmal hoch her.

In Lenzburg entstand eine Prügelei zwischen Gästen aus 30 Orten. Die Streithähne mußten schließlich durch die Miliz zum Städtchen hinausgetrieben werden.

Als aber endlich — zum Leidwesen des Papstes — der von ihm und seinen Nachfolgern nie anerkannte Westfälische Friede geschlossen wurde — zogen viele Deutsche ins Reich zurück. Sie verkauften die in der Schweiz erworbenen Liegenschaften und nahmen das Geld mit. Gleichzeitig setzte die Berner Regierung am 2. Dezember 1652 den Nennwert des Batzens (der als Scheidemünze umlief, während die Schulden allgemein in Silbertaler festgelegt waren) auf die Hälfte herab. Wer seine Schulden tilgen wollte, mußte nunmehr die doppelten Mengen an Batzen auftreiben. Aber innerhalb von 5 Jahren war z. B. der Preis für das Viertel Kernen von 44 Batzen auf 13 Batzen, die Maß Wein von 7 Batzen auf 2 Batzen gesunken. „Es sind erarmte und geldklemme Zeiten", „es ist kein Kauf um alle Sachen mehr, die der gemeine Mann zu verkaufen hat" — kein Wunder, wenn „Geldmangel" herrscht und eine „geldöde" Zeit ist.

Natürlich nahm man damals diesen Geldmangel als unabänderliches Schicksal hin. „Die Währung stand außerhalb jeder Diskussion", würden die Chronisten geschrieben haben, wenn sie Nationalökonomie studiert gehabt hätten. Die Luzerner Gewerbetreibenden stellten 1653 folgende ganz modern wirkende Forderungen auf, die ja auch uns aus der Deflationzeit noch bekannt sind: sie verlangten Ausschließung der Hintersassen (= Ausländer), „die uns vor dem Lichte stehen und das wenige Brot vor dem Munde wegessen... Die Bauern aber sollen sich mit dem Pflug und anderen Bauernwerken, dazu sie geboren sind, behelfen und sich damit begnügen."

Die Bauern aber wollten sich nicht gutwillig nach der zu kurz gewordenen Gelddecke strecken und zu Zinssklaven städtischer Bankhäuser erniedrigen lassen, die Schulden und Zinsen mit unerbittlicher Strenge eintrieben. Sie erhoben sich im Jahre 1653. Durch Verrat und Hinterlist bemächtigten sich jedoch die Grundrentner und Zinsnehmer der Bauernführer und ließen sie hinrichten. Der Bauer büßte, was das Geld verschuldete.

# Juden und Heilige

Bekanntlich haben der englische Premierminister Chamberlain und sein Außenminister Lord Halifax anläßlich ihres Aufenthalts in Rom auch dem nunmehr verstorbenen Papst Pius XI. im Vatikan einen Besuch abgestattet. „Tempora mutantur" — als einst Papst Innocenz IV. (1241 bis 1254) vor dem Kaiser Friedrich II. flüchtete und um eine Zufluchtstätte in England nachsuchte, schlugen ihm die Pairs diese Bitte mit den Worten ab: „Der päpstliche Hof stinke dermaßen, daß er nicht würdig sei, in England Aufnahme zu finden." Anscheinend hat sich diese Ansicht nunmehr geändert und der Vatikan ist wieder gesellschaftfähig geworden.

Eine kleine Episode, die sich bei diesem englischen Besuch abspielte, verdient jedoch besonders festgehalten zu werden, gerade weil sie mit viel Aufmachung durch den gesamten Blätterwald der Weltpresse gegangen ist, obwohl (oder vielmehr gerade) weil es sich um eine „heilige" Angelegenheit gehandelt hat, vornehmlich auch durch die Judenpresse. Mit sichtlicher Rührung und Ergriffenheit wird da berichtet: Der Papst habe den beiden englischen Besuchern zwei Bilder von englischen Heiligen gezeigt, die auf seinem Tisch gestanden hätten, und dazu habe er bemerkt: Die Romkirche habe noch mehr englische Heilige. Eines der Bilder habe den „Heiligen" Thomas Moore dargestellt.

Eine an sich vatikanisch-englische Angelegenheit, die in ihrer scheinbaren Bedeutunglosigkeit doch vieldeutig genug und damit der Betrachtung wert ist. Wir hätten zwar keine Veranlassung, uns damit zu beschäftigen, wenn nicht im gleichen Bericht im selben Atemzuge davon erzählt wird, daß dann auch „die Judenfrage angeschnitten" worden sei. Nicht berichtet wird, was die beiden englischen Politiker bei dieser Vorstellung „heiliger" Landsleute gesagt haben. Rücksichtnahme auf den Papst und sein hohes Alter werden vermutlich die beiden englischen Politiker veranlaßt haben, mit ihrer Kenntnis der englischen Geschichte zurückzuhalten und darauf nicht hinzuweisen, daß der eine der Heiligen schließlich als — englischer Verräter hingerichtet worden sei!

Nebenbei: es gab, nicht weit zurück, einen ähnlichen Beweis diplomatischer Unbekümmertheit, oder auch geschichtlicher Unkenntnis: Als vor einigen Jahren die ersten Generalstabsbesprechungen zwischen den französischen und eng-

lischen Stäben in England stattfanden, um der Wiedererstarkung Deutschlands (vergeblich) einen Riegel vorzuschieben, da fanden diese Besprechungen in England in einem Raum statt, der mit einem lebensgroßen Ölbildnis des großen englischen Seehelden Lord Nelson geschmückt war. Und ausgerechnet dieser Nelson war (man lese seine Lebensgeschichtchen!) der erbittertste Gegner nicht nur Napoleons, sondern Frankreichs überhaupt. Es war ein Hintertreppenwitz der Weltgeschichte, wenn von den vergeßlichen Pressejuden über diese Generalstabsbesprechungen berichtet wurde, daß sie „im Geiste der traditionellen Freundschaft zwischen den beiden Staaten geführt" worden seien.

Leider sind — das erweist sich immer wieder — englische Staatsmänner in der jüdischen Vorgeschichte ihres Inselreiches sehr wenig beschlagen. Ansonsten hätten die beiden englischen Gäste im Vatikan den Papst wohl einmal fragen können, ob er nicht auch die Bildnisse der englischen „Heiligen" William und Hugh auf seinem Tische stehen habe? (Vermutlich wechselt wohl die Tischgarnitur, je nachdem Besucher aus Deutschland, USA., Abessinien, England oder Liberia erwartet werden.)

Diese beiden jugendlichen Heiligen der Romkirche wären nämlich ein viel besseres Übergangsstück und eine Gesprächsbrücke zur Judenfrage gewesen; handelt es sich doch bei beiden jugendlichen Engländern um Opfer jüdischer Ritualmorde! Nicht nur das: die beiden sind auch kirchliche Zeugen für den ganzen Judenunflat, mit dem der Christenglaube verspottet und verhöhnt wird. Folgen wir, vorsichthalber, englischen Darstellungen und Texten; und zwar, zunächst über den „hl. William", der Londoner „Action" (1. Oktober 1936) und ihrem Mitarbeiter F. Darwin Fox.

„In der alten Kirche von Loddon (Norfolk) befindet sich der untere Teil einer alten gemalten Altarwand. Unter den Malereien ist eine Holztafel, auf der die Kreuzigung eines Knabenmärtyrers dargestellt ist, die des heiligen William von Norwich. Nach Blomefield, dem Historiker von Norfolk, wurde dieser Knabe William von den Juden des Ortes in ein Haus gelockt, wo sie ihn unter großen Qualen knebelten, fesselten, verspotteten, kreuzigten und ihn an der linken Seite verwundeten. Die Leiche des heiligen William wurde 1150 in einem Schrein in die Kathedrale von Norwich überführt und genoß dort große Verehrung. Die Holztafel von Loddon ist in J. C. Cox „Norfolk Churches", Bd. II, S. 47, abgebildet."

Fast gleichlautend ist die Darstellung von einem andern Ritualmord und der Kreuzigungszene, die mit dem „Heiligen" Hugh aufgeführt wurde. In den „Canterbury Tales" des englischen Dichters Geoffrey Chaucer (London, 1340) ist in der Geschichte „The Prioreß Tale" (die Erzählung der Priorin) nachzulesen.

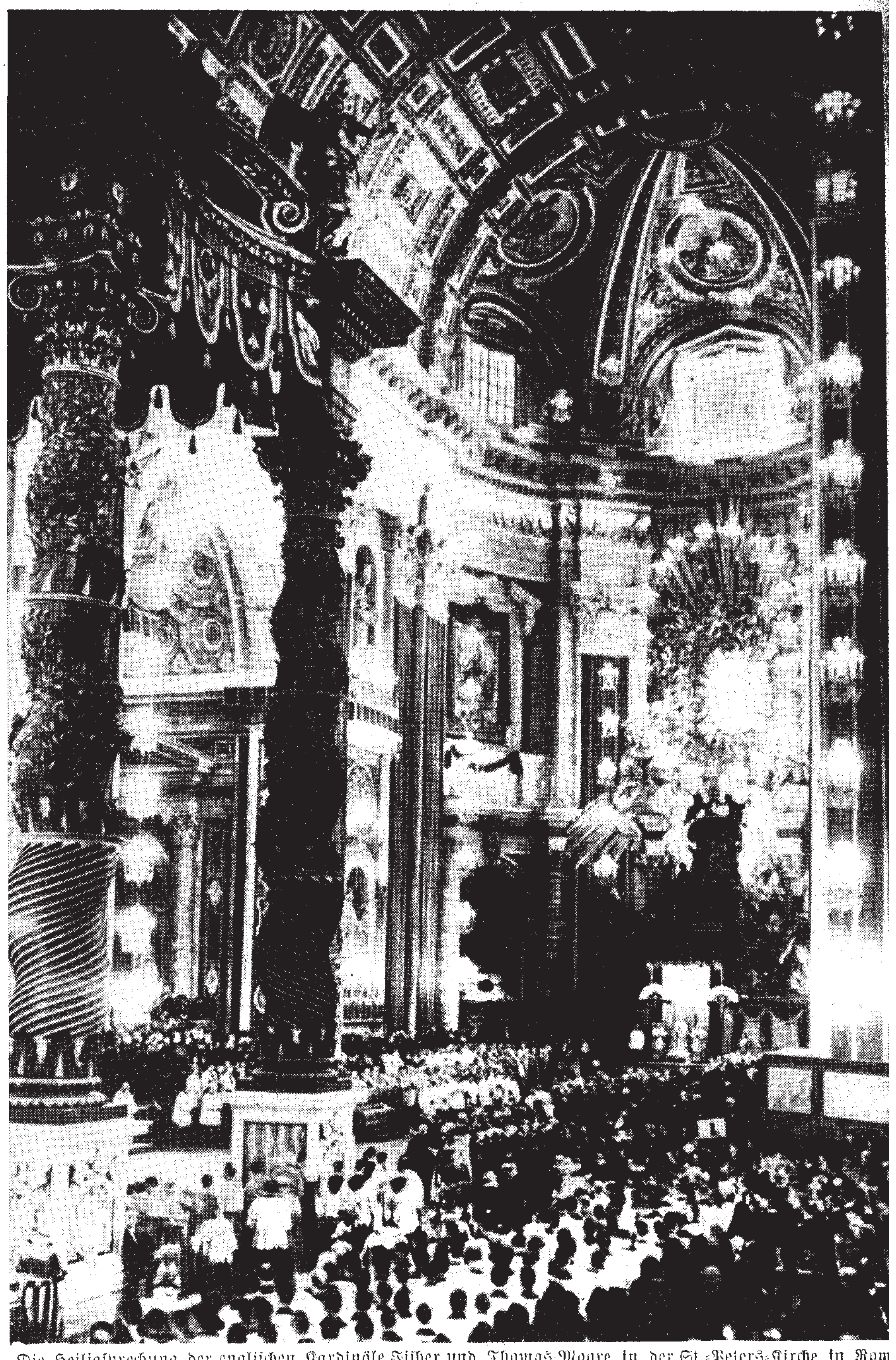
Die Juden in Lincoln raubten einen Knaben Hugh, sperrten ihn in einen Raum, fütterten in mit Milch und hießen dann alle Juden Englands nach Lincoln zusammenkommen. An dem Unglücklichen wurden dann „alle 14 Leidensstationen Christi" wiederholt: das Verhör, die Geißelung, die Krönung, die Kreuztragung usw. und schließlich die Kreuzigung selbst. Das Opfer wurde Jesus genannt, und alles spielte sich unter den wüstesten Beschimpfungen der Juden ab. In dem Brunnen eines jüdischen Hauses wurde später die Leiche gefunden. Die Geschichte berichtet von dem Geständnis des Juden: jedes Jahr kreuzigten die Juden in einem Symbolakt einen Christenknaben. Hugh wurde jedenfalls „in die Gemeinschaft der Heiligen" aufgenommen.

Wenn auch das englische Heiligenregister der Romkirche nicht entfernt so stattlich ist wie z. B. das zur Verfügung stehende italienisch-französisch-deutsche, so hätte immerhin die Möglichkeit zu einer zeitgemäßen Variante bei den Vatikangesprächen vorgelegen, indem statt eines Hoch- und Landesverräters wenigstens ein jüdisches Ritualmordopfer aus England vorgestellt worden wäre. Doch bei dem politisch-diplomatischen Zusammenspiel zwischen Vatikan und Weltjudentum hätte das — abträglich sein können. Dann schon lieber mit einem „heiligen" Hoch- und Landesverräter eine — vatikanische Ohrfeige für das englische Volk! F. R.

---

## „Rom in seinen Heiligen"

Unter diesem Titel erscheint demnächst in unserem Verlag ein neues, spannendes Buch von Dr. W. Matthießen, mit Bildern von H. G. Strick. Ausgehend von der Tatsache, daß die Heiligen für die katholische Kirche Vorbilder sein sollen, daß ihr Charakter, ihre Betätigung, kurz, ihr ganzes Leben nach Kirchenlehre ideal und für alle Gläubigen nacheifernswert sind, beleuchtet der Verfasser das Wesen der römischen Kirche, indem er eine lange Reihe solcher Idealgestalten von Heiligen aufmarschieren läßt.



Die Heiligsprechung der englischen Kardinäle Fisher und Thomas Moore in der St.-Peters-Kirche in Rom durch den Papst Pius XI.

Aufn.: Associated Preß

# Deutsche Gotterkenntnis zu „hoch“ fürs Volk?

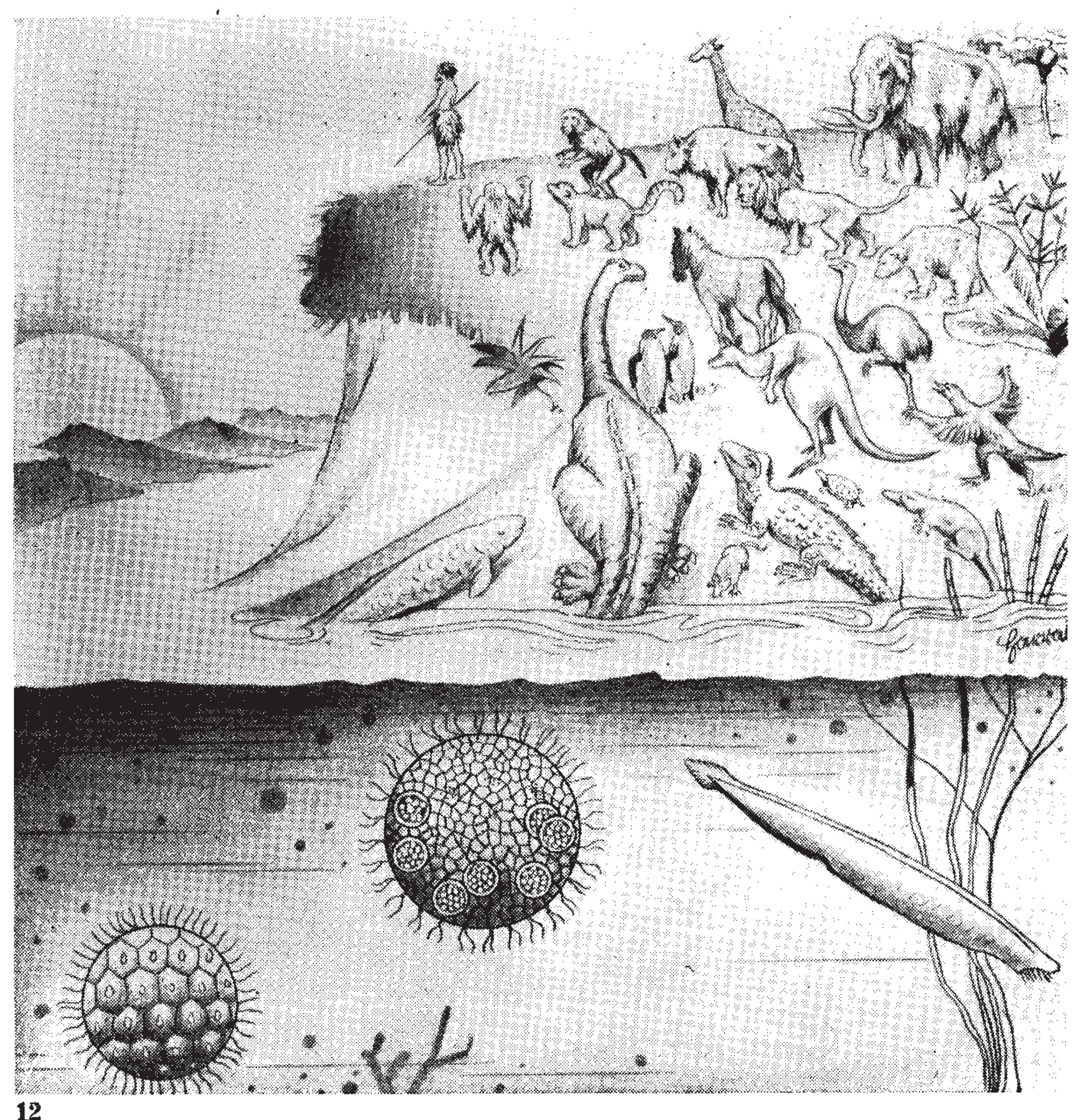
Dr. M. Ludendorff:

## „Schöpfunggeschichte“

Seite 88.

„Aber noch eine andere Weisheit will uns dieser Schöpfungabschnitt tief in die Seele legen.

Von den Urwesen an bis hin zu dem Menschen schritt auf wenigen ehernen Stufen der Gott zur Bewußtheit. Weite Wege der Entwicklunggeschichte, welche die Wissenschaft wichtig nimmt, wurden uns von der göttlichen Warte aus unwesentliche Vervollkommnungen. Schauen wir zurück auf die unübersehbare Fülle von Tieren und Pflanzen, die geworden. Viele Arten scheinen sehr bedeutsam und hochentwickelt und erreichten dennoch nicht Bewußtheit, weil nur ein mattes Nachzittern der schöpferischen Erleuchtung in ihnen lebte und ihnen die Wege wies. Und nun suchen wir unter ihnen die wenigen, welche die Träger der großen Schöpfungstufen zur Bewußtheit waren: Die Zellkugel Pandorina, das Zellbläschen Volvox und die schlichte wurmähnliche Spindel: der Amphioxys. Wie einfach und unauffällig, wie unbeachtet und eher verachtet scheinen sie uns unter der Menge der vielgestaltigen Tiere und Pflanzen. Unterscheiden sie sich nicht ganz in dem gleichen Sinne wie jene kind-



lichsten unter den Kindern, die erwachenden Genialen, sich von all den frühreifen, frühtoten Wunderkindern unterscheiden? Trat nicht ebenso der flüssige Kristall in seiner unscheinbaren Einfachheit hinter seinem ungenialeren Bruder zurück? Dieser Unterschied ist kein Zufall, sondern er wiederholt sich mit Gesetzmäßigkeit. Es will auch dieser Schöpfungabschnitt uns noch eine Weisheit künden, welche uns in der Seelenlehre und besonders in der Erziehunglehre des Menschen führen möchte. Hat die Schöpfung des sterbfähigen Einzelwesens uns den Maßstab gegeben für die Wesen, welche nie Bewußtheit erreichen werden, so gibt uns die Schöpfung des vergänglichen Wesens ein geheimes Erkennungmal der Erscheinungen, welche auserwählt sind, Träger der hellsten göttlichen Offenbarung zu werden, denn sie sagt uns:

Die göttliche Erscheinung, welche noch nicht erreichtes Willensziel Gottes ist, aber erfüllt ist vom Schöpfungziele, vermeidet vorzeitige Höchstentfaltung einzelner Anlagen und verbirgt unter der Hülle der Einfachheit die Werkstatt göttlichen Schaffens."

# Spinoza-Kritik kritisch betrachtet

Von Fritz Rehbein, Stederdorf.

Wie Studienrat Hans Finck in seinem Artikel „Baruch Spinoza, der jüdische ‚Weltweise' entlarvt" in Folge 5/1938 des „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" erwähnt, haben viele unserer Deutschen Denker und Kritiker Spinoza instinktiv abgelehnt, aber eine klare Kennzeichnung seiner Moral noch nicht gegeben, vielmehr, nach einem Ausspruch von Prof. Grunsky, Verlegenheitkomplimente gegen Spinoza gemacht.

Es soll hier nicht meine Aufgabe sein, den Pantheismus Spinozas einer kritischen Betrachtung zu unterziehen und ihn der aus der nordischen Weltanschauung geborenen Deutschen Gotterkenntnis gegenüberzustellen. Das ist von berufenerer Seite bereits geschehen, würde auch den engen Rahmen dieser Abhandlung sprengen. Ich will mich vielmehr darauf beschränken, einige wenige Streiflichter auf die Verwirrung zu werfen, die der Jude Spinoza infolge des doppelzüngigen Charakters seiner Lehre in vielen Köpfen hervorgerufen hat. Sie alle, die sich mit heißem Herzen um die Erforschung der Wahrheit mühten, konnten noch nicht wissen, „wozu die Juden in die Welt gekommen" waren — um mit Walter Rathenau zu sprechen.

Greifen wir wahllos ein Beispiel heraus.

Spinoza schreibt im Kapitel I seines theologisch-politischen Traktats:

„Ich glaube nicht, daß irgend jemand zu solcher Erhabenheit über alle andern gelangt war, außer Christus, dem die Beschlüsse Gottes, die die Menschen zum Heil führen, ohne Worte und Visionen, sondern unmittelbar offenbart worden sind, so daß Gott sich durch den Geist Cristi den Aposteln zeigte, wie ehemals durch die Stimme in der Luft dem Moses."

Und in seinem Briefe an Bleyenbergh vom 28. 1. 1664 führt er aus:

„Was den 5. Punkt betrifft, so bleibt mir nichts übrig, als zu beweisen, daß die Heilige Schrift, wie sie ist, das offenbarte Gotteswort ist."

Das dürfte deutlich genug sein. Und so kann es auch nicht wundernehmen, daß z. B. Oldenburg diese sehr freundliche Haltung gegenüber dem Christentum auffällt. Er wagt aber noch nicht, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen, wenn er schreibt:[1])

„Die Verherrlichung Christi sowohl in denselben Briefen wie namentlich im polit. Traktat könnte einen, der mit der Lehre des konsequentesten Philosophen vertraut ist, als erzwungenes Zugeständnis, als quälende Unaufrichtigkeit anmuten."

Wie vorsichtig das ausgedrückt ist! „. . . könnte . . . . anmuten". Auch er durchschaute nicht das ungeheuer gerissene Spiel des Talmudjuden!

An anderer Stelle schreibt Spinoza Gott einmal Liebe und Erkenntnis zu, während er es andernorts wieder abstreitet. Professor Erhardt[2]) kommt dem Problem Spinoza schon bedeutend näher, wenn er hierzu schreibt:

„Es wird auch kaum geleugnet werden können, daß hierbei eine Art von Absicht vorliegt, indem Spinoza wenig-

---

[1]) Spinozas Briefwechsel und andere Dokumente, ausgewählt von J. Bluwstein, 1916.

[2]) in seinem Buche „Spinoza im Lichte der Kritik", Verlag C. G. Naumann-Leipzig 1908.

stens einigermaßen von der Tendenz geleitet sein dürfte, seine eigentümlichen und abweichenden Anschauungen den herrschenden theologischen Vorstellungen etwas näher zu bringen. Eine gewisse Tendenz wird sich jedoch schwerlich ganz leugnen lassen, wenn wir uns nicht etwa bei der Annahme beruhigen wollen, die in einigem Umfange jedenfalls zutreffen dürfte, daß er sich trotz aller Freiheit und Kühnheit seines Denkens von den überlieferten theologischen Begriffen doch nicht so gänzlich entfernt hatte, um nicht das Bedürfnis empfinden zu können, eine gewisse Übereinstimmung mit ihm zu bewahren."

Aber auch Prof. Erhardt sieht noch nicht die große Gefahr des Spinozismus, der so mancher Deutsche Kulturträger erlegen ist, obwohl er durchaus auf dem richtigen Wege ist, wenn er anschließend schreibt:

„Also ergibt sich das bestimmte Resultat, daß der wissenschaftliche Wert des spinozistischen Gottesbegriffes für die Erklärung der Wirklichkeit in sehr vielen Beziehungen als außerordentlich g e r i n g f ü g i g angesehen werden muß."

Zwar erkennt Erhardt schon die Zweigesichtigkeit des jüdischen „Philosophen". Auf Seite 337 seines Buches heißt es:

„Auf der anderen Seite trägt Spinoza bei der Z w i e s p ä l t i g k e i t seiner Anschauungen kein Bedenken ..."

Andererseits aber weist er den Gedanken, daß sich hinter der Maske des Weltweisen der jüdisch-materialistische Talmudjude verbergen könnte, weit von sich. Auf Seite 318 schreibt er:

„Spinoza geht viel zu weit, wenn er dem Schönen jede objektive Bedeutung abspricht; noch größer aber ist der Irrtum, daß er in objektiver Beziehung das Schöne mit dem sinnlich Angenehmen identifiziert (gleichsetzt). Zwar besteht zwischen dem Schönen und dem sinnlich Angenehmen eine nahe Beziehung, daß aber beides nicht einfach zusammenfällt, liegt so sehr auf der Hand, daß es k a u m v e r s t ä n d l i c h ist (?), wie Spinoza den angeführten Satz hat niederschreiben und das Schöne und Häßliche in einem Atem mit dem Warmen und Kalten hat nennen können."

Weshalb ist das nicht verständlich? Es wird niemand leugnen können, daß das jüdischer Materialismus in Reinkultur ist — soweit man überhaupt von Kultur reden kann! Sagte die Deutsche Frau Käthe Schirrmacher: „Es ist das Wesen der Ehre, daß man für sie stirbt", so kennt man von Rotschild das Wort: „Nimmt man mir mein G e l d, so nimmt man mir meine Ehre." Welten liegen zwischen diesen beiden Worten!

Und diesem Materialismus gesellt sich in tödlicher Folgerichtigkeit der Egoismus, was Prof. Erhardt auf Seite 412 feststellt, ohne allerdings die Zusammenhänge zu erkennen:

„In der Tat beruht sein (Spinozas) ethisches System auf einer Reihe von Sätzen, in denen der Egoismus in der denkbar härtesten und schroffsten Form als das Prinzip aller Moral proklamiert wird."

Auch aus einer Anmerkung auf Seite 457 geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß Prof. Erhardt den Kernpunkt des Problems Spinoza nicht erfaßt hat — und wohl auch nach dem damaligen Stande der Rasseerkenntnisse nicht erfassen konnte. Es heißt dort:

„... damit meine ich den Einfluß, den das Studium der jüdischen Theologie und Philosophie auf Spinozas frühreifen Geist haben mußte. Denn wenn ich auch nicht im entferntesten (so!) daran denke, aus diesem Einfluß das System Spinozas erklären zu wollen, so möchte ich denselben auf der anderen Seite doch auch nicht zu gering anschlagen."

Prof. Erhardt macht Verlegenheitkomplimente. Er ist der typische Vertreter einer „blinden" Wissenschaft — um einen Ausspruch des Feldherrn zu gebrauchen —, jener Wissenschaft, die den jahrhundertealten geheimen Kampf der überstaatlichen Mächte gegen unser Deutsches Volk nicht erkannte und dem Volk somit keine lebenrettende Kampferfahrung zu geben vermochte.

„Scheinwerfer - leuchten"

Unterhaltungbeilage und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19, Romanstraße 7. — Postscheckkonto: München 3407 — Fernruf: 66 2 64 und 63 3 41. — Für den Inhalt verantwortlich: Walter Lohde; für Anzeigen und Bilder: Hanno v. Kemnitz, dortselbst; Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. DA. 4. Vj. 38 70 000. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. — Anzeigenschluß 10 Tage früher. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. — **Nur zusammen mit Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft" beziehbar. Als Einzelnummer unverkäuflich.**

Folge 24 — 20. 3. 1939

# Warum muß die Erteilung eines Religionunterrichtes abgelehnt werden?

Von Lehrer Richard Wulff.

Für jeden Lehrer, der sich zur Deutschen Gotterkenntnis (Haus Ludendorff) bekennt, ist die Ablehnung der Erteilung eines „Religionunterrichtes" entschieden. Andere Lehrer empfinden vielleicht die Ablehnung instinktiv, können sich aber noch nicht zur klaren Entscheidung durchringen. Es ist ihnen noch nicht klar geworden, daß die Erteilung eines „Religionunterrichtes" in sich eine Unmöglichkeit darstellt und ernste Gefahren für die leichtverletzliche Kindesseele birgt, die als Knospenfrevel zu bezeichnen nicht zu hart ist. Wir sprechen hier nur grundsätzlich und nicht von irgendeinem konfessionell gebundenen Unterricht katholischer oder protestantischer Prägung.

Jeder Religionunterricht, der darauf hinausgeht, Vorstellungen vom persönlichen Gott zu vermitteln, setzt sich der Gefahr aus, die Grenzen der Vernunft zu überschreiten. Denn die Vernunft ist hier nicht zuständig, weil ihr Gebiet die Gesetze des Seins, der Erscheinungwelt, zu erfassen hat. Da aber die Religionen sich erkühnten, einen persönlichen Gottesbegriff zu vermitteln und bestimmte Dogmen aufzustellen, deren Anerkennung sie von ihren gläubigen Kindesseelen erwarten und verlangen, müssen sie notwendig eine Lähmung der Denk- und Urteilskraft auf diesem Gebiet erzeugen. Das Kind denkt von sich aus, wenn es gesund ist, nach den Gesetzen von Raum, Zeit und Ursächlichkeit. Wird es nun belehrt, daß diese Denkformen, die überall sonst ihre Gültigkeit haben, auf dem einen Gebiet „Religion" außer Kraft gesetzt sind, dann muß das Kind ja an der Gesetzmäßigkeit, der es sich sonst vertrauensvoll hingibt, irre werden. Wird nun noch, um den immer wieder sich zeigenden inneren Widerstand zu überwinden, zu den Mitteln der Drohung mit Höllenstrafen und dem Locken mit Himmelslohn gegriffen, dann hat man das Kind so weit zur Lähmung der Denk- und Urteilskraft gebracht, daß sich hier eine Insel in seinem Bewußtsein bildet, wo die Naturgesetze und die Denkformen keine Anwendung finden. Dann kann man schließlich künstliches Irresein erzeugen. Die „Religion" selbst aber hat man tief hinabgestürzt, da man das Gutsein an Lohn und Strafe und das Erleben des Göttlichen an Kultvorschriften band.

Der völkische Staat und völkisches Wehrhaftsein können und dürfen aber eine Lähmung der Denk- und Urteilskraft auf keinem Gebiete des Seelenlebens, auch nicht auf dem Gebiete der „Religion" dulden und hinnehmen. Die Wehrmacht verlangt für den Wehrdienst den Vollbesitz aller körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Wenn aber eine Denk- und Urteilslähmung vorliegt, so ist zweifellos der Wert des Menschen als Kämpfer in Frage gestellt.

Das weitere schwere Bedenken, das bei einem „Religionunterricht" erhoben werden muß, ist die Gefahr der Erziehung und Gewöhnung zur Heuchelei, die man so oft erlebt hat. Diese Gefahr wird um so

ernster, je mehr die betreffende „Religion" moralische Wertungen aufstellt, die nicht mit dem Gotterleben das Rasseerbgutes im Einklang stehen; d. h. je mehr sie den Wertungen unseres Rasseerbgutes entgegengesetzt sind. Dann kann nämlich keine Gemütsbewegung aufkommen, da kein Mitschwingen des Rasseerbgutes ausgelöst wird. Wird nun aber doch eine Gemütsbewegung zur Schau gestellt, so kann diese nur Selbsttäuschung oder Heuchelei sein. Noch schlimmer aber wird es, wenn diese nun etwa stundenplanmäßig auf Befehl erfolgen soll. Weltanschauung und Gotterleben werden erst vom Erwachsenen voll erfaßt und erlebt. Beides aber an verletzliche Kindesseelen herangetragen in der Absicht, solches mitzuerleben und zu bezeugen, ist — wie gesagt — Knospenfrevel und wird in bestimmter Weise eine Erziehung zur Heuchelei sein. Abgesehen von wenigen Ausnahmen einer Frühreife wird erst der Erwachsene nach dem Sinn des Daseins und dem Werden fragen, vorzeitiges Herantragen stumpft aber leicht ab.

Da alle Lehren von einem persönlichen Gott in einem „Religionunterricht" ein Überschreiten der Grenzen der Vernunft sind, alle Dogmen aber eine Lähmung der Denk- und Urteilskraft voraussetzen, kann ihre Anerkennung nur durch Suggestivbeeinflussung erreicht werden. Damit ist aber eine weitere Seelenschädigung aufgezeigt. Ein Kind, das man wiederholt unter Suggestion setzt, verliert damit seine Seelenfähigkeit, seine Umwelt nach Raum, Zeit und Ursächlichkeit zu ordnen.

Wenn wir den „Unterricht" in irgendeiner „Religion" ablehnen, so wird ebenfalls keine dementsprechende Unterweisung in Deutscher Gotterkenntnis (Ludendorff) erfolgen. Zwar würde hier keine Lähmung der Denk- und Urteilskraft zu befürchten seien, da die Deutsche Gotterkenntnis kein Überschreiten der Grenzen der Vernunft kennt und sich im Einklang mit den Naturerkenntnissen, der Naturgesetze weiß. Aber da wir Kinder nicht vorzeitig zu Fragestellungen führen wollen und Suggestionwirkungen scharf ablehnen, erfolgt auch keine solche Unterweisung in Deutscher Gotterkenntnis. Der Lebenskundeunterricht, den wir nicht als Ersatzunterricht geben, auch nicht anstatt „Religionunterricht" erteilen, wird wohl die Kinder leiten, daß sie als Erwachsene, wohlgemerkt — als Erwachsene —, Deutsche Gotterkenntnis erfassen und danach leben können. Statt Lähmung der Denk- und Urteilskraft eines solchen „Religionunterrichts" wird der Lebenskundeunterricht die Entfaltung der Denk- und Urteilskraft bedeuten. Der Selbsterhaltungwille im Kinde, der sich oft mehr auf Selbstzerstörung als -erhaltung auswirkt, wird so in Willenszucht genommen, daß weise Selbsterhaltung geübt werden kann und als Erwachsener die Sippen- und Volkserhaltung gestärkt wird. Durch sein Gutsein soll das Kind und später als Erwachsener die Gotterhaltung in sich, seiner Sippe und seinem Volke stärken. Seine Ichentfaltung wird so gelenkt, daß später der Erzieher zurücktreten und dem „Ich" die Lenkung seines Lebensweges anvertraut werden kann. Dabei wird ihm so viel Freiheit gewährt, als es Maß an Beherrschung zeigt. Es lernt nicht in Demut knien und in Unwürdigkeit und Schuld seine Knie beugen. Dafür aber empfängt es Ehrfurcht vor der Erhabenheit der Natur und verliert nicht das große Staunen, das es einst an die Fragen nach dem Sinn des Lebens führen wird. Die Wegweisung zum Wissen macht es tüchtig, die Umwelt zu begreifen, es erfährt von den Gefahren, die ihm und seinem Volke von Volkverderbern drohen. Es führt kein Drohnendasein. Ja, früh schon weiß es um die kleinen Pflichten, die es unabänderlich, unerbittlich und unerschütterlich zu erfüllen hat. Die moralischen Richtlinien, die sein Gutsein stärken, seine Wahrheitliebe anspornen, sein Lieben und Hassen gottgerichtet lenken und den Schönheitwillen in ihm entfalten soll, werden im Lebenskundeunterricht ohne Suggestiveinfluß und ohne Zertreten des Gottstolzes an den Deutschen Mahnworten der Philosophie durch Gemütswerte vertraut gemacht. So wächst der Schüler von Stufe zu Stufe durch Gemütswerte und Wissen mehr und mehr in die Blutsgemeinschaft seines Volkes als einer Schicksalsgemeinschaft auf Gedeih und Verderb hinein, erfüllt die Forderung des Sittengesetzes als eine Selbstverständlichkeit und empfindet die göttliche Freude an eigener Leistung.

Der Lebenskundeunterricht ist nicht als „Religionunterricht" zu bezeichnen oder unter dieser Bezeichnung auch nur zu erteilen.

**Der Feldherr hat in der Vereinbarung mit dem Führer und Reichskanzler vom 30. 3. 1937 die Möglichkeit der Erteilung des Lebenskundeunterrichts geschaffen. Die Philosophin gab uns in ihren Werken und dem „Lehrplan für Lebenskunde" das gewaltigste Rüstzeug, der Führer gab dem Deutschen Lehrer die Gewissensfreiheit. Großdeutschland ist geworden. Hilf, du Deutscher Lehrer, daß er erfüllt sei von völkischen Menschen, von Deutschen Kämpfern.**

Ludendorffs Verlag G. m. b. H.

Fernspr. 66 264 63 341 B I/II 16295



München 19

Romanstraße 7

Postscheck München 3407



Neuestes Lichtbild des Feldherrn (Foto Berger)
(s. hierzu Preisliste auf Seite 3)

„Ich sage es jedem Deutschen als Ausfluß einer schweren Kriegserfahrung in ernster Sorge für Volk u. Wehrmacht:

**„Machet des Volkes Seele stark!“**

Ludendorff

Allein diesem Ziel dient das nachstehend verzeichnete Schrifttum

Inhaltsübersicht:

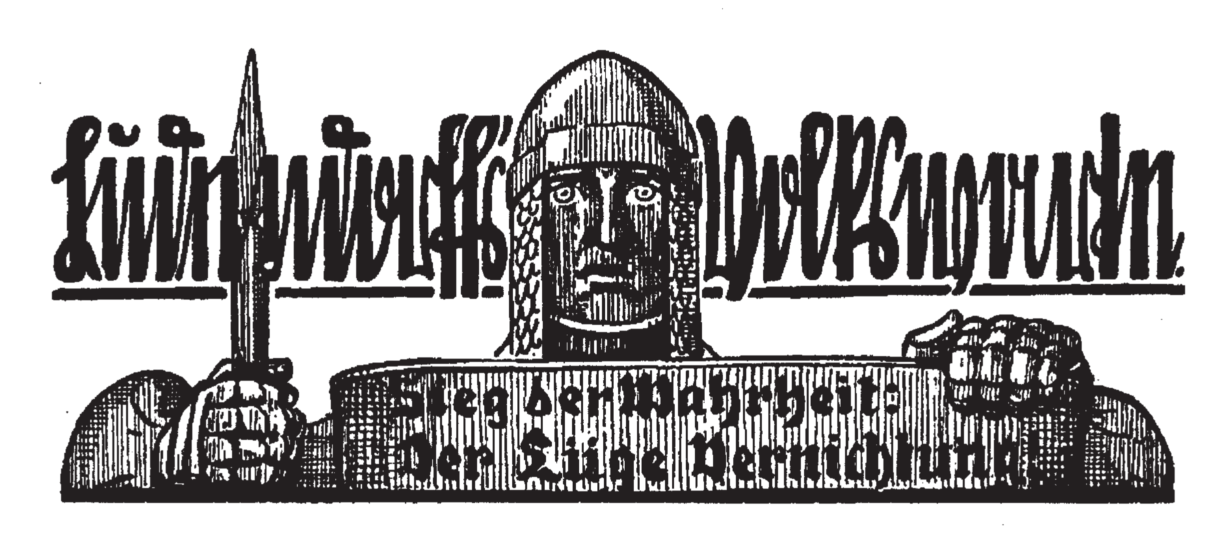


 *Benutzen Sie den Bestellzettelvordruck S. 19/20!*





Dieser **Buchkatalog** ist im Internet zum herunterladen als pdf-Datei oder in den anderen Veröffentlichungen von Matthias Köpke ***„Kampf für Wahlenthaltung“*** und ***„Kampfgift Alkohol“*** in voller Länge (24 Seiten) erhältlich. Alle als kostenlose elektr. Bücher im Internet abrufbar. Dies trifft auch für viele Bücher zu, die in oben abgebildeten Buchkatalog aufgelistet sind. Hinterlegt unter www.scribd.com, www.archive.org oder sonstwo im Internet.




mit den Beilagen „Das schaffende Volk“, „Das wehrhafte Volk“, „Die Sippe“, „Die Rast“ und „Am heiligen Quell“ erscheint allwöchentlich in München.
Bezugspreis 1,06 RM. durch die Post, 1,35 RM. durch Streifband.

# Sie ist das Kampfblatt

**für** die Befreiung aus dem versklavenden, kapitalistischen, sozialistischen und christlichen Zwang, ausgeübt durch Wirtschaft, Staat und Kirchen;

**gegen** jede bolschewistische, faschistische oder pfäffische Diktatur, Enteignung des Besitzes und Raub des Arbeitertrages;

**gegen** die Ausbeuter des Volkes: die überstaatlichen Mächte, die Weltfinanziers, Juden, Jesuiten, Freimaurer und sonstige Geheimorden;

**gegen** den Versailler Vertrag und jede Erfüllungspolitik, aber auch gegen jede Bündnispolitik, die geeignet ist, das Deutsche Volk in einen neuen Weltkrieg zu treiben;

**für** die Kampfziele Ludendorffs, für Einheit von Blut, Glauben, Kultur und Wirtschaft und für die Freiheit und die Wohlfahrt aller Deutschen;

**für** Aufklärung des Volkes über drohenden Krieg.

In der monatlichen Beilage „Am heiligen Quell“ gibt Frau Dr. Mathilde Ludendorff Beiträge aus der Fülle ihrer Erkenntnisse. Sie verhilft damit dem Deutschen Menschen wieder zu artgemäßem Denken auf sittlichem und weltanschaulichem Gebiete und führt ihn aus fremder Sitten- und Gottlehre hin zur Deutschen Gotterkenntnis, die im Blute wurzelt.

Ludendorffs Volkswarte=Verlag G.m.b.H.

München 2 NW, Karlstraße 10

Fernruf 53 807. Postscheckkonto: München 3407, Wien D 129 986.

# Literaturhinweise

Sämtliche Literatur aus dem Hause Ludendorff, vor allem von General Erich Ludendorff und seiner Frau Dr. Mathilde Ludendorff, als Grundlage von jedem geistigen Freiheitskampf (siehe Buchkatalog am Ende dieser Schrift).




## Ludendorff's Volkswarte

Sieg der Wahrheit:
Der Lüge Vernichtung!

**muß jeder Deutsche lesen!**

Die Wochenschrift **„Ludendorffs Volkswarte"** der Jahrgänge 1929 bis 1933 und deren Beilage **„Vorm Volksgericht"** der Jahre 1932 und 1933 sind im Internet unter www.scribd.com abrufbar oder unter www.booklooker.de in digitalisierter Form (pdf-Dateien) käuflich zu erwerben. Oder einfach im Internet stöbern! Trotz des hohen Alters der Zeitschriften sind diese immer noch aktuell, da die behandelten Themen sehr oft zeitloser Natur sind.

**Alle nachfolgenden Bücher und Schriften sind im Internet unter www.scribd.com und www.archive.org oder einer anderen Internetadresse zu finden.**




8. Herbstmond 1929
(September)
Folge 19 / 1. Jahrgang

Verlag u. Schriftleitung: München, Promenadepl. 16a. Fernruf 92361. Postscheckl.: „Ludendorffs Volkswarte-Verlag", München 3407, Wien D 129986. — Bezugsgebühr: Monatlich durch die Post RM. 1.— (zuzügl. 6 Pf. Zustellgeb.), Streifband- u. Auslandsbezug 35 Pf. mehr.

Anzeigengebühr: 9 gespaltene Millimeterzeile 8 Pf., die 3 gespaltene Reklame-Millimeterzeile 30 Pf. Bei Wiederholungen u. Seitenabschlüssen besondere Vergünstigungen. Erfüllungsort: München. — In Fällen höherer Gewalt: Weder Nachlieferung noch Rückzahlung.



Einzelpreis 25 Pfennig
Erscheint
jeden Sonntag.

# Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende

**Von Erich Ludendorff und Frau Dr. Mathilde Ludendorff**

## Die neue Waffe für die Deutsche Abwehr

**Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende.**

Das ist der Titel des neuen Werkes, in dem das Haus Ludendorff dem Deutschen Volk — und nicht nur ihm, sondern allen geknechteten Völkern der Erde — die Waffe in die Hand gegeben hat zum Kampfe gegen die weitaus gefährlichste Geheimmacht, die sein und aller Völker Leben bedroht: **Die Waffe zum Kampfe gegen die überstaatliche Jesuitenmacht.**

Vielen Deutschen, die unter Führung des Hauses Ludendorff die verbrecherischen, auf die Weltherrschaft gerichteten Ziele von Jude und Freimaurer erkennen gelernt haben, deren enge Verbundenheit und listige, lügnerische und vor keinem Mittel zurückschreckende Wirkungsweise, denen mag es im ersten Augenblick als zweifelhaft erscheinen, daß noch ein höherer Gipfel überstaatlichen Verbrechertums vorhanden sein könnte als wie er in Jude und Freimaurer gegeben ist — so, alle Maße überschreitend stellen sich ja schon diese beiden dar! **Und doch: des Jesuiten Art stellt sie noch beide in den Schatten, indem er — noch besser als diese — seine ganze Furchtbarkeit unter der Tarnkappe eines immer freundlich und so harmlos dreinschauenden Gesichts eines „armen Bettelordens" verborgen hält.** Doch diese Tarnkappe ist ihm nun von seinem alles warmen Lebens baren Totengesicht heruntergerissen — und damit seine Macht! **Beruht doch auch die Macht dieses „schwarzen Feindes" — wie diejenige des Judentums und der Freimaurerei — allem voran auf dem Unerkanntsein seines wirklichen Wesens.**

Um diese bestvertarnteste Macht in das sie wehrlos machende Licht der Erkenntnis zu stellen, konnte die Zeitenwende, in der wir heute stehen, keinen größeren Griff tun als diese Aufgabe den Zweien vorzubehalten: dem, der mit dem Blick des Feldherrn und Staatsmanns die Stellung dieses Heeres, das „unter der Fahne des Kreuzes Gott Kriegsdienste tun will", umfaßt, und jener Frau, die um das Leben der verschiedensten Seelen Bescheid weiß wie niemand sonst, und die in das philosophische Chaos von heute eine neue Ordnung hineinstellte. Ein Mann und eine Frau — und was die Augen dieser beiden großen Verschiedenen geschaut und erkannt haben, das ist in diesem neuen Werk zu einer Einheit geworden, zu der Schöpfung einer Persönlichkeit, wie sie in dieser Gestalt die Geschichte noch nicht gesehen hat, und für die sicherlich eine Nachwelt nur den Namen haben wird: das Haus Ludendorff, jenen Namen, an dem für alle Zeiten das unvergängliche Verdienst haften wird, der Welt — und insbesondere dem Deutschen Volk — aufgezeigt zu haben, daß das Schicksal der Völker in der Hauptsache von ganz anderen Mächten bewegt wird wie von denjenigen, die in Paris, London, Washington usw. ihre Ministerien des Äußeren haben und als Staatsmächte aller Welt bekannt sind. **Diese Mächte verfügen zwar über Schiffsgeschütze und Maschinengewehre, über Millionenheere und Milliardenwirtschaften — sie verfügen darüber, indem gleichzeitig von den überstaatlichen Mächten her, mit denen sie von oben bis unten durchfilzt sind, über sie selbst verfügt wird, wie über Schachfiguren.** Wie dieses unheimliche Tun möglich ist, das wies das Haus Ludendorff in den bisherigen Kampfschriften nach, wie es aber der „Kriegsschar Jesu" — mehr als den anderen — zu einer grauenvollen Möglichkeit wird, das tut in einer atemraubenden Wucht dieses neue Werk dar, und gibt damit dieser Macht gegenüber die Mittel an die Hand, um auch ihr das Ende zu bereiten.

Sogleich von vorneherein läßt dies Werk jene Meinung, die auch selbst noch in den Reihen der erwachten Deutschen ihre Traumwandler hat, als einen entsetzlichen Irrtum erkenntlich werden, jene Meinung, als ob die „Kompanie Jesu" eben nur ein Orden sei, ein Glied, eine Spielart innerhalb der römischen Kirche, ein Orden, der zwar fanatischer sein Ziel verfolgt als die anderen und unbedenklicher ist in der Wahl seiner Mittel, der aber sonst eben nur so eine Art schwarzes Schaf in der katholischen Familie darstelle — und mehr nicht. Diese Wahrhaft-Harmlosen wird nach dem Studium des vorliegenden Werkes ein Grauen schütteln. Gleich die ersten Kapitel des Buches, die einen furchtbaren Einblick in das seelenmordende Wesen und die alles durchsetzende Gliederung des Jesuitenheeres eröffnen, machen es zu einer unbestreitlichen Tatsache, daß es sich ganz anders verhält: **daß der Jesuit der Herr geworden ist und Rom zu seinem Gescherr. Den schlagendsten Ausdruck findet diese Tatsache darin, daß — nach den Ordenssatzungen! — der Jesuitengeneral, der „schwarze Papst",**

**der „Christus quasi praesens"**

**ist, d. h. „der gleichsam gegenwärtige Christus"!** Demgegenüber ist bekanntlich das sichtbare Oberhaupt der römischen Kirche, der „weiße Papst", nur der „Stellvertreter Christi" und zwar nur, sofern er „im Amte" handelt! Schon diese Unterscheidung bietet den Schlüssel zu einem Eingang in das rechte Verständnis, und General Ludendorff sagt somit in dem 1. Kapitel, „Der schwarze Feind":

**Wir übergeben dieses Werk dem Deutschen Volke,** damit es nun auch den Abwehrkampf gegen die Vergewaltigung durch den Jesuitenorden führen kann.

**Wir übergeben** es den Deutschgläubigen und den Protestanten, die sich durch ihre Geistlichkeit nicht den Jesuiten ausliefern lassen wollen, wie auch den Katholiken, die sich nach der Befreiung von dem Joch der „Leichname" Loyolas sehnen.

**Wir übergeben** es den „internationalen", wie den „nationalen" Deutschen, die sich durch den Jesuitenorden und seine Verbündeten, den Juden und künstlichen Juden, den Freimaurern, gegeneinander hetzen lassen.

**Das Werk ist die Fortsetzung der Befreiungstat Luthers, als er, umgeben von studierender Jugend, die Bannbulle des römischen Papstes verbrannte und damit in der Folge Deutschen Geist von den engen Fesseln furchtbarer Knechtung befreite.**

**Seit 400 Jahren führt der General des Jesuitenordens den „ewigen Krieg" gegen alle Völker** auf den Gebieten des Blutes, des Glaubens, der Kultur und der Wirtschaft, mit allen Mitteln kirchlicher und weltlicher Politik, um als der „gleichsam gegenwärtige Christus" sich sein Weltreich zu errichten.

**Seit 150 Jahren** steht er in diesem gotteslästerlichen Kampfe, eng vereint mit Juden und Freimaurern und doch im Sektenstreit gegeneinander.

**Heute sollen die Deutschen in einem jüdisch-freimaurerisch-demokratischen oder in einem jesuitisch-diktatorischen Paneuropa verschwinden.**

Das ist der tiefe Sinn des internationalen Systems, unter dem wir stehen, und der sogenannten „nationalen Opposition" gegen dieses System.

**Noch in letzter Stunde äußerster Not richten wir an die Deutschen die Frage, ob sie wirklich einen dieser beiden gleich verhängnisvollen Wege gehen wollen oder endlich den Weg beschreiten werden, der ihnen mit der Bildung der „Deutschen Abwehr" gegen jahrhundertelange Vergewaltigung gewiesen wird.**

**Wir sind überzeugt,** daß die Deutschen endlich das furchtbare Schicksal kennen, dem sie blind entgegentaumeln, und dem Ruf nach Zusammenschluß und zum Abwehrkampf gegen die überstaatlichen Geheimmächte folgen werden.

**Darum übergeben wir ihnen und all den anderen gleich bedrängten Völkern auch das neue Werk als Abwehrwaffe.**

**Deutsche, lernt sie gebrauchen,** wenn der sittliche Kampf um Arterhaltung und Freiheit es erfordert. Je ungeheuerlicher die Gründe für die Anklagen sind, die um des Volkes halber erhoben werden müssen, desto sorgfältiger muß jeder Mitbürger sie kennenlernen und verwerten. Nur so kann er seinem Volke helfen.

**Deutsche, studiert umgehend das Werk und verbreitet es! Jeder einzelne Deutsche hält wieder die eigne Zukunft und die Zukunft seines Volkes in seiner Hand.**

**Erich Ludendorff**
und
**Frau Math. Ludendorff**

### Aus dem Inhalt:



Diese Folge hat acht Seiten.


E. und M. Ludendorff
Das
Geheimnis
der Jesuitenmacht
und ihr Ende

Institut für ganzheitliche Forschung

Zeitschriftendokumentation mit Registersystem
Serie 1

## Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

# Ludendorffs Halbmonatsschrift

**Nachdruck sämtlicher Ausgaben von 1930 - 1939**

Fünftes Jahr – Folge 13-24
Ausgaben vom 5.10.1934 bis 20.3.1935

**Verlag für ganzheitliche Forschung**

Im „Verlag für ganzheitliche Forschung" sind die Ausgaben **„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft"** der Jahre 1933 bis 1938 als Nachdruck in Halbjahresbänden erschienen. Die Ausgaben der Jahrgänge 1929, 1930, 1931, 1932 und 1939 sind leider noch nicht im Nachdruck erschienen. Dies kann sich jederzeit ändern. Um diese zu erhalten muß man wohl etwas im Internet stöbern. Die Nachdrucke sind unter www.verlagsauslieferung-bohlinger.de oder dort telefonisch zu bestellen und zu kaufen. Obige Abbildung ist die Wiedergabe des Deckblattes der Nachdrucke. Erhältlich auch unter www.booklooker.de !




Die, die soviel von „Auferstehung" schwätzen,
die stemmen sich, solang 's nur geht,
mit aller Wucht dagegen in Entsetzen,
wenn wirklich einmal jemand aufersteht!

Diese vorliegende Schrift und deren Veröffentlicher beanspruchen für sich den **ESAUSEGEN** gemäß **1. Mose (Genesis) 27, 40** und stehen somit unter dem Schutz des Esausegens als **oberste gesetzliche Regelung** für alle Jahwehgläubigen!

Weitere Informationen zum Esausegen findet man in den e-Büchern: ***„Das wahre Gesicht von Jakob dem Betrüger“, „Das Buch der Kriege Jahwehs“, „Der Papst, oberster Gerichtsherr der BR Deutschland“, „Der jüdische Sinn von Beschneidung und Taufe“ und „Der Freiheitskampf des Hauses Ludendorff“*** von Matthias Köpke (Koepke). Desweiteren auch ***„Kampf für Wahlenthaltung“*** und ***„Kampfgift Alkohol“.*** Weitere Veröffentlichungen sind geplant. Jeweils im Internet als E-book und Freeware erhältlich unter **www.scribd.com** ; **www.archive.org** oder einer anderen Internetadresse.

Ausgaben von ***„Ludendorffs Volkswarte“, „Vor'm Volksgericht“, „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft – Ludendorffs Halbmonatsschrift“*** und ***„Der Quell“*** sind auch unter oben genannten Internetseiten oder käuflich als digitalisierte Ausgaben als pdf-Datei auf CD-ROM unter **www.booklooker.de**, beim Verlag Hohe Warte **www.hohewarte.de**, oder anderen Inernetadressen erhältlich.

***„Ludendorff`s Volkswarte“*** ist von 1929 bis zum Verbot 1933 erschienen. Folgezeitschriften waren ***„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“*** von 1933 bis 1939 und ***„Der Quell“*** von 1949 bis 1961 (Verlag Hohe Warte). Der Nachfolger des **Ludendorffs Verlag** ist der **Verlag Hohe Warte.**

Alle diese Zeitschriften sind einzigartige, zeitlose Geschichtszeugnisse aus der Feder von **Erich Ludendorff**, **Dr. Mathilde Ludendorff** und deren **Mitarbeitern!** Empfehlenswert sind auch die Bücher ***„die blaue Reihe“*** von Mathilde Ludendorff. Leseproben unter obigen Internetadressen! Jeder der sich mit Zeitgeschichte, Religion und Philosophie beschäftigt kommt an diesen Schriftstellern und deren Werken nicht vorbei. **Es lebe die Freiheit aller Völker!**